

Alfons Houben

Düsseldorf Stunde Null

1945/46 – Ende und Anfang



HORNUNG-Verlag



„Mit großem Interesse lese ich Ihre Serie ‚Düsseldorf – Stunde Null‘. Die allgemeine Darstellung der damaligen Situation und auch die Augenzeugen-Berichte sind heute noch bewegend.“

„Ihre Berichte über die Jahre 1945/46 finde ich sehr aufschlußreich und informativ.“

„Ihre Berichte sind wieder einmal vor allem für den, der die Zeit erlebt hat, sehr interessant. Ich selbst habe oft mit meiner Familie die Freeman-Brücke von und nach Oberkassel benutzen müssen. Damals waren meine Frau und ich gut 40 Jahre alt, da machte uns das Schwanken der Brücke mit einem Seil an der Seite nichts aus . . .“

„Es ist gut, daß die schreckliche Zeit einmal ins Gedächtnis zurückgerufen wird. Aus ihr läßt sich viel lernen – auch Bescheidenheit und Genügsamkeit.“

Alfons Houben

Düsseldorf – Stunde Null

1945/46 Ende und Anfang

Aus Leser- Zuschriften:

„Dank für Ihre Serie ‚Düsseldorf – Stunde Null‘, nicht zuletzt für die heutige Würdigung meiner verstorbenen Freunde Dr. Dahmen und Werner Finks. Ich habe sogleich mehrere Exemplare zum Versand an Bekannte gekauft.“

„Ihre Serie müssen Sie unbedingt wieder auch als Buch herausbringen.“

„Ich finde es lobenswert, daß die Jahre 1945 und 1946 einmal so ungeschminkt dargestellt werden.“

„Es ist eigentlich ganz reizvoll, seine eigenen turbulenten Tage noch einmal in die Erinnerung zurückzurufen.“

„Ich hatte geglaubt, manches aus der damaligen Zeit nicht verkraften zu können. Zuviel Schreckliches war geschehen, daß ich eigentlich nie davon reden wollte. Nun bin ich froh, es mir für Ihre Serie einmal ‚von der Seele‘ geschrieben zu haben.“

„Erschüttert las ich den Bericht . . . Er erinnerte mich an folgendes Erlebnis wenige Tage vor Kriegsende. Einige Nachbarn und ich (damals war ich 13 Jahre alt) standen vor der Haustür, als ein vielleicht 17jähriger Soldat angegriffen kam. Er bat ganz aufgeregt, ihn irgendwo im Hause zu verstecken, da er desertiert sei. Es habe doch keinen Zweck, in letzter Minute zu fallen, meinte er. Alles sei jetzt doch nutzlos. Meine Nachbarn und ich waren genau so aufgeregt und lehnten es strikt ab, den jungen Mann aufzunehmen. Überall waren Plakate angeschlagen, daß Fahnenflüchtige und ihre Helfer auf der Stelle erschossen würden. Mir tat der junge Mann unendlich leid, als er mit betroffener Miene langsam fortging. Was mag aus ihm geworden sein? Die Frage hat mich noch oft beschäftigt.“

Alfons Houben

Düsseldorf – Stunde Null

1945/46 Ende und Anfang

In seinem neuen Buch läßt Alfons Houben noch einmal die Schreckensmonate des Kriegsendes in Düsseldorf vorbeiziehen. Die Stunde Null ist aber nicht nur die Stunde des totalen Chaos, sondern auch der Zeitpunkt des Wiederbeginns, des Neuanfangs. Auch dies wird in dem Buch plastisch geschildert und durch großenteils vorher unveröffentlichte Fotos eindrucksvoll untermauert: Wie eine Stadt und ihre Menschen sich aus bedrohlicher Umklammerung lösen, wie sie Hunger, Not und Elend zu überstehen versuchen, wie sie auf einem Trümmerhaufen, den der Krieg hinterließ, zum Leben zurückfinden. Houben läßt auch Zeitzeugen, prominente und unbekanntere, zu Wort kommen. Ihre Erinnerungen ergänzen auf beeindruckende, erschütternde Weise das Bild jener Wochen und Monate in Düsseldorf und komplettieren ein Buch, das nicht nur spannende Lektüre sein will, sondern auch zur notwendigen Rückbesinnung auffordert.



Alfons Houben. 1929 in Düsseldorf geboren, ist Journalist. Er leitet die Lokalredaktion einer bekannten Düsseldorfer Tageszeitung. Geschichte und Kulturgeschichte seiner Heimatstadt interessieren ihn von jeher. Für die Erhaltung bedrohter, historisch wertvoller architektonischer Zeugnisse setzte er sich in vielen Berichten und Kommentaren ebenso engagiert ein wie gegen die Überfrachtung des Düsseldorfer Stadtbildes mit Bürokomplexen und Wolkenkratzern. Zusammen mit dem früheren Stadtbildpfleger Hans Maes verfaßte er das Buch „Düsseldorf in Stein und Bronze“. Sein Buch „Düsseldorf. Wie es damals war – wie es heute ist“ wurde zu einem Bestseller.



HORNUNG-Verlag



111 0111
111 0111

~~Straßenname~~
Gosenheimer Karb bei Braun

Ziegler a. d. S. 59

M. O. ...
Mühlentrasse 1

17 ...
T. ...
12 ...
6 ...

Karl + Annelise
im Hof + Benrath
~~Mühlentrasse 54~~

Paulsmühlentrasse
43



Wolff Koffler

1. 2. 3. 4. 5. 6. 7. 8. 9. 10. 11. 12. 13. 14. 15. 16. 17. 18. 19. 20. 21. 22. 23. 24. 25. 26. 27. 28. 29. 30. 31. 32. 33. 34. 35. 36. 37. 38. 39. 40. 41. 42. 43. 44. 45. 46. 47. 48. 49. 50. 51. 52. 53. 54. 55. 56. 57. 58. 59. 60. 61. 62. 63. 64. 65. 66. 67. 68. 69. 70. 71. 72. 73. 74. 75. 76. 77. 78. 79. 80. 81. 82. 83. 84. 85. 86. 87. 88. 89. 90. 91. 92. 93. 94. 95. 96. 97. 98. 99. 100.

Wolff Koffler
1. 2. 3. 4. 5. 6. 7. 8. 9. 10. 11. 12. 13. 14. 15. 16. 17. 18. 19. 20. 21. 22. 23. 24. 25. 26. 27. 28. 29. 30. 31. 32. 33. 34. 35. 36. 37. 38. 39. 40. 41. 42. 43. 44. 45. 46. 47. 48. 49. 50. 51. 52. 53. 54. 55. 56. 57. 58. 59. 60. 61. 62. 63. 64. 65. 66. 67. 68. 69. 70. 71. 72. 73. 74. 75. 76. 77. 78. 79. 80. 81. 82. 83. 84. 85. 86. 87. 88. 89. 90. 91. 92. 93. 94. 95. 96. 97. 98. 99. 100.

Thom

Böttgerstein
b. Jung
Poland 33

Fink Ellen

Schlesische 36

Benrath 54



Poland 33

Linien-Pfanz
pauker 13
alle gude 11

862

Wolff Koffler
1. 2. 3. 4. 5. 6. 7. 8. 9. 10. 11. 12. 13. 14. 15. 16. 17. 18. 19. 20. 21. 22. 23. 24. 25. 26. 27. 28. 29. 30. 31. 32. 33. 34. 35. 36. 37. 38. 39. 40. 41. 42. 43. 44. 45. 46. 47. 48. 49. 50. 51. 52. 53. 54. 55. 56. 57. 58. 59. 60. 61. 62. 63. 64. 65. 66. 67. 68. 69. 70. 71. 72. 73. 74. 75. 76. 77. 78. 79. 80. 81. 82. 83. 84. 85. 86. 87. 88. 89. 90. 91. 92. 93. 94. 95. 96. 97. 98. 99. 100.

Wolff Koffler
1. 2. 3. 4. 5. 6. 7. 8. 9. 10. 11. 12. 13. 14. 15. 16. 17. 18. 19. 20. 21. 22. 23. 24. 25. 26. 27. 28. 29. 30. 31. 32. 33. 34. 35. 36. 37. 38. 39. 40. 41. 42. 43. 44. 45. 46. 47. 48. 49. 50. 51. 52. 53. 54. 55. 56. 57. 58. 59. 60. 61. 62. 63. 64. 65. 66. 67. 68. 69. 70. 71. 72. 73. 74. 75. 76. 77. 78. 79. 80. 81. 82. 83. 84. 85. 86. 87. 88. 89. 90. 91. 92. 93. 94. 95. 96. 97. 98. 99. 100.

© 1985 by HORNUNG VERLAG, Düsseldorf
Gestaltung: K.H. Klippel, Düsseldorf
Bildleihgaben: Stadtarchiv, Stadtmuseum,
Staatsarchiv, Dumont-Lindemann-Archiv/Theatermuseum,
Archiv Lauterbach, Polizei, Stadtwerke (alle Düsseldorf)
Fotos: Dieter Alsleben,
Martin Knauer,
Dieter Knopp,
Bernd Nanninga,
Rolf Neuntz,
Jürgen Retzlaff, privat
Satz und ICS Computersatz GmbH,
Lithografie: Bergisch Gladbach
Druck: HORNUNG KG, Düsseldorf

ISBN: 3-925588-00-0

Eingelesen mit ABBYY Fine Reader 16

Ausgangspunkt auch dieses Buches ist eine Zeitungsserie. Im Verlauf dieser Serie, die in der Westdeutschen Zeitung / Düsseldorfer Nachrichten erschien und im November 1985 ausklang, verlangten immer wieder Leser nach zurückliegenden und einer Zusammenfassung der erschienenen Folgen und drängten schliesslich auf die Herausgabe eines Buchs. Vor allem auch aus Schulen kamen derartige Wünsche. Unter dem Titel «Stunde Null» ist nicht nur zusammengefasst, was sich unmittelbar vor und nach Kriegsende in Düsseldorf abspielte. Hier wird bewusst und ausführlich ebenso beschrieben, was sich danach tat, in den ersten Monaten und Jahren nach der Übergabe der Stadt an die Amerikaner und dem endgültigen Zusammenbruch – in einer Zeit, in der trotz unsagbaren Elends der Lebenswille wieder aufzuflackern begann. Viele Düsseldorfer, bekannte und unbekannt, haben durch Schilderung ihrer Erlebnisse an der Serie, an diesem Buch mitgewirkt. Ihnen möchte ich für ihre Hilfe herzlich danken. Das Buch aber sei den Tausenden gewidmet, die in den Bombennächten und im Granatfeuer in dieser Stadt ums Leben kamen und auch jenen, die, körperlich und seelisch zerschlagen, neuen Mut fassten, neue Hoffnung schöpften und aus einem Trümmermeer eine neue Stadt aufzubauen begannen.

Alfons Houben • Dezember 1985

PS: Ein Dankeschön möchte ich an dieser Stelle auch den verschiedenen Institutionen, voran den Mitarbeitern des Stadtarchivs, sagen, die bei der Suche nach Bildmaterial sehr behilflich waren.

Die Stadt glühte in 30'000 Bränden aus

Fast 6'000 Tote, 250'000 Obdachlose, zehn Millionen Kubikmeter Schutt und Asche – das war die grauenhafte Bilanz, als für Düsseldorf im April 1945 der Zweite Weltkrieg zu Ende ging. Die Stadt hätte noch schrecklicher ausgesehen, wenn es einigen mutigen Männern nicht gelungen wäre, sie am 17. des Monats kampfflos den alliierten Truppen zu übergeben und damit vor einem allseits befürchteten letzten Grossangriff aus der Luft zu bewahren.

Wie aus zuverlässiger Quelle überliefert, sollten noch einmal 800 bis 1'200 Lancaster-Bomber ihre gefährliche Ladung über Düsseldorf abwerfen und so die Stadt sturmreif machen. Erst zehn Minuten vor dem Start soll der Angriff abgeblasen worden sein, weil die Übergabeverhandlungen in die Wege geleitet waren. Von den Wunden, die das geplante nächtliche Bombardement noch einmal schlagen sollte, hätte sich Düsseldorf bis heute kaum erholt.

1'200 Bomber im letzten Augenblick gestoppt

Groteske Gerüchte

Im ersten Jahresbericht der Stadtverwaltung nach dem Krieg für 1945/46 wird ein nüchternes und ernüchterndes Fazit des Krieges gezogen: «Von der ehemals so schönen und eleganten Stadt war nur ein Trümmerhaufen übrig geblieben. Mehr als die Hälfte des Wohnraums war zerstört. In den Strassen und den Häuserruinen häuften sich rund zehn Millionen Kubikmeter Schutt. Ein grosser Teil der öffentlichen Gebäude war vernichtet oder schwer beschädigt. Die Industriewerke lagen still.»

In jenem Bericht ist akkurat aufgeschlüsselt: In der Stunde Null waren von den 490 öffentlichen Gebäuden in Düsseldorf nur vier Prozent, von den 6'586 Geschäfts- und Lagerbauten sieben Prozent, von den 956 Industriegebäuden sechs und von den 37'000 Wohnhäusern ebenfalls ganze sieben Prozent unbeschädigt. Totalschaden gab es an 29 Prozent der öffentlichen, 55 Prozent der Geschäfts-, 23 der Industrie- und 35 Prozent der Wohnhäuser. Zuverlässig schätzen liess sich die Schadenshöhe natürlich nicht, «sie wird aber», hiess es lakonisch, «ohne Zweifel einige Milliarden Reichsmark betragen».

In einer anderen Schreckensstatistik ist festgehalten: Bei 243 Bombenangriffen – neun schweren und 234 mittleren und leichten – prasselten 1'473 Luftminen, 17'244 Sprengbomben, mehr als 1,1 Millionen Brandbomben, 132'000 Phosphorbrandbomben und -kanister auf Düsseldorf herab. 4'200 Grossfeuer, 6'700 Mittel- und 19'000 Kleinbrände hinterliessen verheerende Spuren. Im Ge-

Düsseldorf erlebte noch schwere Wochen

gensatz zu vielen anderen deutschen Städten wurde Düsseldorf weitgehend durch Brand zerstört. «Die bei Kriegsende noch vielfach stehenden Fassaden liessen das tatsächliche Ausmass der Zerstörung nicht deutlich werden», schreibt Stadtarchivar Prof. Hugo Weidenhaupt in seiner Kleinen Stadtgeschichte. Groteske Gerüchte – immer wieder kolportiert und durch nichts belegt – wollten wissen, dass Düsseldorf von der englischen Luftwaffe geschont werde, weil es nach dem Krieg zu Holland kommen und die neue Hauptstadt der Niederlande werden solle.

5'858 Männer, Frauen und Kinder kamen in dem Inferno der Luftangriffe und bei dem Artilleriebeschuss in den letzten Kriegswochen in Düsseldorf ums Leben. Von den ehemals 540'000 Einwohnern der Stadt vegetierten bei Ende der Kampfhandlungen 235'000 vorwiegend in Kellern und Notunterständen. «Welches menschliche Elend, welches Mass an Not, Verzweiflung, Grauen, Todesangst, Hass und Verbitterung hinter diesen nüchternen Zahlen steckt, lässt sich nicht ermessen», zog Weidenhaupt das bittere Fazit.

Viele Düsseldorfer hatten auf eigene Faust bei Verwandten und Bekannten in weniger gefährdeten Gebieten Zuflucht gesucht, andere waren offiziell evakuiert worden.



17. April 1945: Amerikanische Pershing-Panzer rollen über die Flurstrasse.

Der Schulunterricht lag schon seit Oktober 1944 brach – durch «Kinderlandverschickung» und Einsatz vieler Jugendlicher als Flakhelfer war die Zahl der in Düsseldorf verbliebenen Schüler stark geschrumpft. Auch fehlte es an Schulraum: bei Kriegsende waren 52 Schulen völlig zerstört und 34 schwer, 36 mittelschwer und 25 leichter in Mitleidenschaft gezogen.

Räumungsbefehl

Am 24. März forderten Plakate an den Trümmerwänden die Frauen und Kinder auf, die Stadt zu räumen – ohne allerdings zu erläutern, wohin die armen Menschen sollten.

Vier Tage später sollte in den Zeitungen ein Befehl des Gauleiters Florian erscheinen, der auf die vollständige Räumung der Stadt und die restlose Vernichtung aller lebenswichtigen Anlagen hinauslief. Die Verlagsleiter verstanden die Veröffentlichung immer wieder hinauszuzögern – sie waren sich über die Unsinnigkeit einer solchen Anordnung im Klaren: Der Ring der Alliierten um Düsseldorf

war nahezu geschlossen; ein Masstreck würde in einer Katastrophe enden.

Die Stadt erlebte noch einige schwere Wochen, bevor – ohne jedes weitere Blutvergiessen – am 17. April amerikanische Panzer auch durch das rechtsrheinische Düsseldorf rollten.

Räumung

An die Zivilbevölkerung!

Aus militärischen Gründen müssen sofort folgende Gebiete total geräumt werden: Die Städte Düsseldorf, Ratingen, Hilden, Opladen, Leverkusen, Leichlingen Bergisch-Neukirchen und Hildorf und die Gemeinden Angermund, Wittlaer, Lintorf Eggerscheidt, Hubbelrath, Schwarzbach Erkrath, Baumberg, Monheim und Langenfeld.



**Kurz vor dem Ende:
Befehl zur
Musterung**

Gerd Milles Mintropstrasse 12

Gerd Milles (links) und sein Freund Philipp gegen Kriegsende.

Anfang April 1945 erhielten mein Freund Philipp und ich einen Stellungsbefehl zur Musterung für den Volkssturm in der Schule an der Hermannstrasse. Es war dies bereits der zweite Befehl dieser Art. Während mein Freund schon beim

erstenmal eingezogen worden war, hatte man mich aus betriebswirtschaftlichen Gründen zurückgestellt. Mein Lehrmeister war bereits Soldat, und ausser mir waren in der Bäckerei, in der ich arbeitete, nur

noch ein Franzose und ein Holländer. Ich musste also als Lehrling ein bisschen Betriebsleiter spielen.

Mein Freund bekam jedoch eine Uniform verpasst. Was haben wir gelästert und gelacht! Der Stahl-

gsbefehl!

Die Weiterleitung nach Osten in Innerdeutsche Gauen erfolgt in Trecks unter Führung der Partei und der Behörden. Die Wehrmacht, für die die Räumung durchgeführt wird, wird größtmögliche Hilfe leisten. Die näheren Anweisungen erfolgen durch die zuständigen Parteistellen.

Am 29. März 1945.

Florian,

Gauleiter und Reichsverteidigungskommissar.

helm rutschte ihm über die Ohren, die Hose ging bis zum Hals, dazu der Rock der Ehre, der dem Umfang nach wohl für zwei Mann gemacht war. Auf dem Koppelschloss stand: «Gott mit uns». Ich wurde das Gefühl nicht los, dass Gott damals ziemlich weit hinter der Front war. Mein Freund zog also ins Feld, wo es ihm nicht sonderlich gefiel, und so war er nach kurzer Zeit wieder zuhause. Dies war sehr gefährlich, denn mit dem Erschiessen war man schnell bei der Hand. Als nun der zweite Befehl kam, stand als Fussnote darunter, dass vorhandene Uniformteile mitzubringen seien. Wir haben Philipp davon abgeraten, dies zu tun.

Wir beide gingen nun am 15. April zur Musterung, es war ein Sonntag. Wir waren jederzeit darauf gefasst, in Deckung gehen zu müssen, denn Düsseldorf lag schon seit Wochen unter Ari-Beschuss. In der Schule mussten wir uns in eine Schlange einreihen; viele Jungen in unserem Alter, 16 Jahre, sollten noch in letzter Minute verheizt werden. Wir beide hatten etwas dagegen. Als ich dann vom Sanitätsunteroffizier nach Krankheiten gefragt wurde, sagte ich: «Jawoll, Angina, chronische Mittelohrentzündung und Gelbsucht.» Ich wurde für «sechs Monate» zurückgestellt. Meinem Freund geschah das gleiche. Aber wir mussten uns am anderen Morgen um 9 Uhr beim Volkssturm-Bataillon Nr. 5

melden. Volkssturm, das hiess: 22 Mann, ein Gewehr – lass mich auch mal schiessen. Wir waren pünktlich zur Stelle, aber sonst war niemand zu sehen. Gegen 9.30 Uhr kam einer von den «Goldfasanen», so genannt nach ihrer goldbraunen Partei-Uniform, und erklärte kurz und bündig, das Bataillon Nr. 5 sei aufgelöst. Damit endete unser Wehrdienst. Am nächsten Tag, es war der 17. April, erlebten wir am «Horst-Wessel-Platz», heute Worringer Platz, den Einzug der amerikanischen Panzer.

Sie starben, damit Düsseldorf lebe

Entschlossene Bürger verhaften Polizeichef

Die dramatischen Ereignisse vom 16. April 1945

Entschlossen gingen die Männer durch die drei Vorzimmer zum Polizeipräsidenten, dem SS-Brigadeführer August Korreng, wo Rechtsanwalt Dr. Karl August Wiedenhofen ihm erklärte: «Wir kommen als freie Bürger Düsseldorfs. Sie, Herr Präsident, stehen auf dem Standpunkt, Düsseldorf müsse verteidigt werden. Sie wollen also Düsseldorf weiter in Not, Elend und Verderben stürzen. Wir fühlen uns deshalb veranlasst, Sie in Schutzhaft zu nehmen. Sie sind verhaftet!» – Dies war eine der Schlüsselszenen in dem Drama, unsere Stadt Mitte April 1945 vor einem letzten Grossangriff aus der Luft zu bewahren und den Alliierten, die sie längst eingeschlossen hatten, kampfflos zu übergeben. Ohne eine erneute Tragödie ging der Krieg für Düsseldorf dennoch nicht zu Ende: Fünf jener Männer, die angesichts der hoffnungslosen Lage der Stadt und der Unsinnigkeit des Krieges in ihrem Gebiet weiteres Blutvergiessen und weitere sinnlose Zerstörungen verhindern wollten, mussten ihren Einsatz für Düsseldorf mit dem Leben bezahlen.

Durchhalteparolen

Wenige Stunden vor dem Einmarsch der Amerikaner, in der Nacht zum 17 April, wurden sie auf dem Hof der Berufsschule an der Färberstrasse in Bilk von NS-Anhängern erschossen: der Kommandeur der Schutzpolizei, Oberstleutnant Franz Jürgens, dessen Name heute die dortige Schule trägt, der Tiefbauunternehmer Theodor Andresen, der Anstreichermeister Karl Kleppe und die Kaufleute Josef Knab und Hermann Weill. An sie und ihre mutige, selbstlose Handlungsweise erinnert heute eine Gedenktafel in einer Einbuchtung der Einfassungsmauer des Betriebs hofs der Stadtwerke an der Feuerbachstrasse.

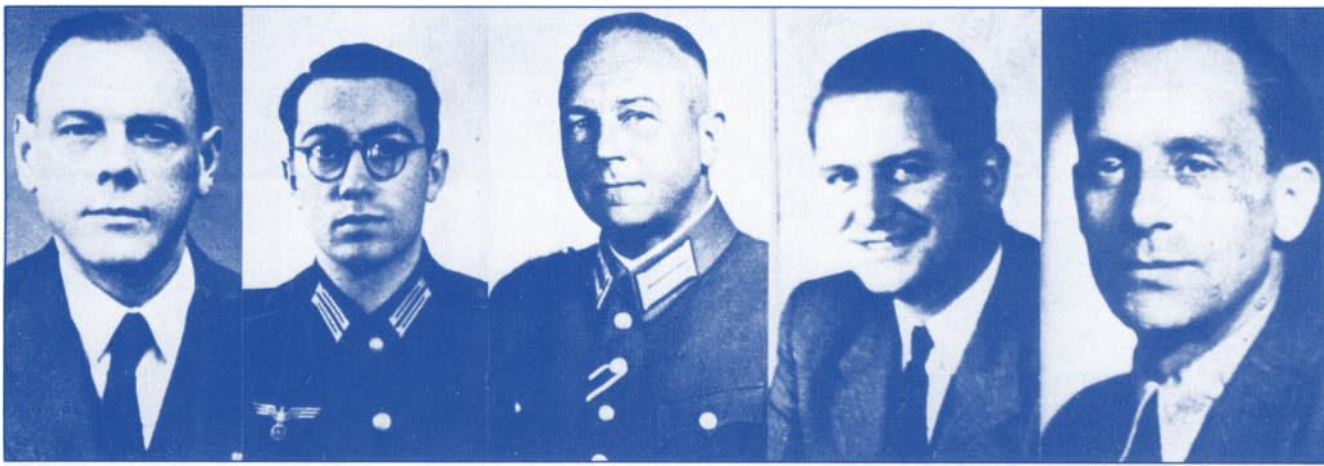
Als die amerikanischen Truppen bereits in Oberkassel, Mettmann und Hilden standen, war der Naziterror im rechtsrheinischen Düsseldorf noch weitgehend ungebrochen. Immer wieder ertönten die Durchhalteparolen; Gauleiter Karl Friedrich Florian propagierte den Kampf bis zum letzten Mann. Barrikaden wurden errichtet und Pläne zur Vernichtung der Versorgungsanlagen erörtert. Das war für die hitlerfeindlichen Gruppen um Dr. Wiedenhofen und seinen Berufskollegen Dr. Karl Müller das Signal zum Handeln. Sie waren entschlossen, dem Ungeist der Unterdrückung, der wahnwitzigen Zerstörungswut und dem sinnlosen Blutvergiessen durch die Übergabe der Stadt ein Ende zu setzen, und fanden in Polizei-Oberstleutnant Jürgens einen nicht weniger wagemutigen Gesinnungsfreund.

Jürgens hatte gerade noch den Befehl erhalten, mit seinen 4'000 Polizisten die Stadt bis zur letzten Patrone zu verteidigen. Zu dem aktiven Widerstandskreis gehörten auch der Architekt Aloys Odenthal, der zusammen mit Wiedenhofen am 17 April unter abenteuerlichen Umständen die Amerikaner in die Stadt brachte, der Schreinermeister Ernst Klein und der Bäckermeister Josef Lauxtermann – um nur einige weitere Namen zu nennen.

Wiedenhofen, die treibende Kraft des Unternehmens, vereinbarte am Montag, 16. April, für 13 Uhr eine Besprechung mit Jürgens in dessen Dienstzimmer, an der auch Odenthal, Müller, Andresen und Knab teilnahmen. Sie wussten, dass sich – im Gegensatz zur Mehrzahl der Beamten im Polizeipräsidium – der allgewaltige Korreng nie mit einer Übergabe einverstanden erklären würde. Seine Verhaftung hat Aloys Odenthal, einziger noch Überlebender der Widerständler und heute 73 Jahre alt, ebenso wie den Einzug der Amerikaner bald nach den Ereignissen niedergeschrieben – wertvolle Zeitdokumente, die im Stadtarchiv aufbewahrt werden.

Flucht unmöglich

Nach der Erklärung, dass er verhaftet sei, wollte Korreng zu seinem Schreibtisch und seinen Revolver ergreifen. Knab, der als Kommandant eingeteilt war, hielt ihm jedoch die Pistole auf die Brust: «Sie sind verhaftet – an Ihrem Schreibtisch haben Sie nichts mehr zu suchen!» Nach einer kurzen Leibesvisitation durch zwei Polizeibeamte wurde der Präsident abgeführt. Voran



Sie wurden am 16. April 1945 auf dem Hof der heutigen Jürgens-Schule erschossen: Karl Kleppe, Hermann Weill, Franz Jürgens, Josef Knab und Theodor Andresen.

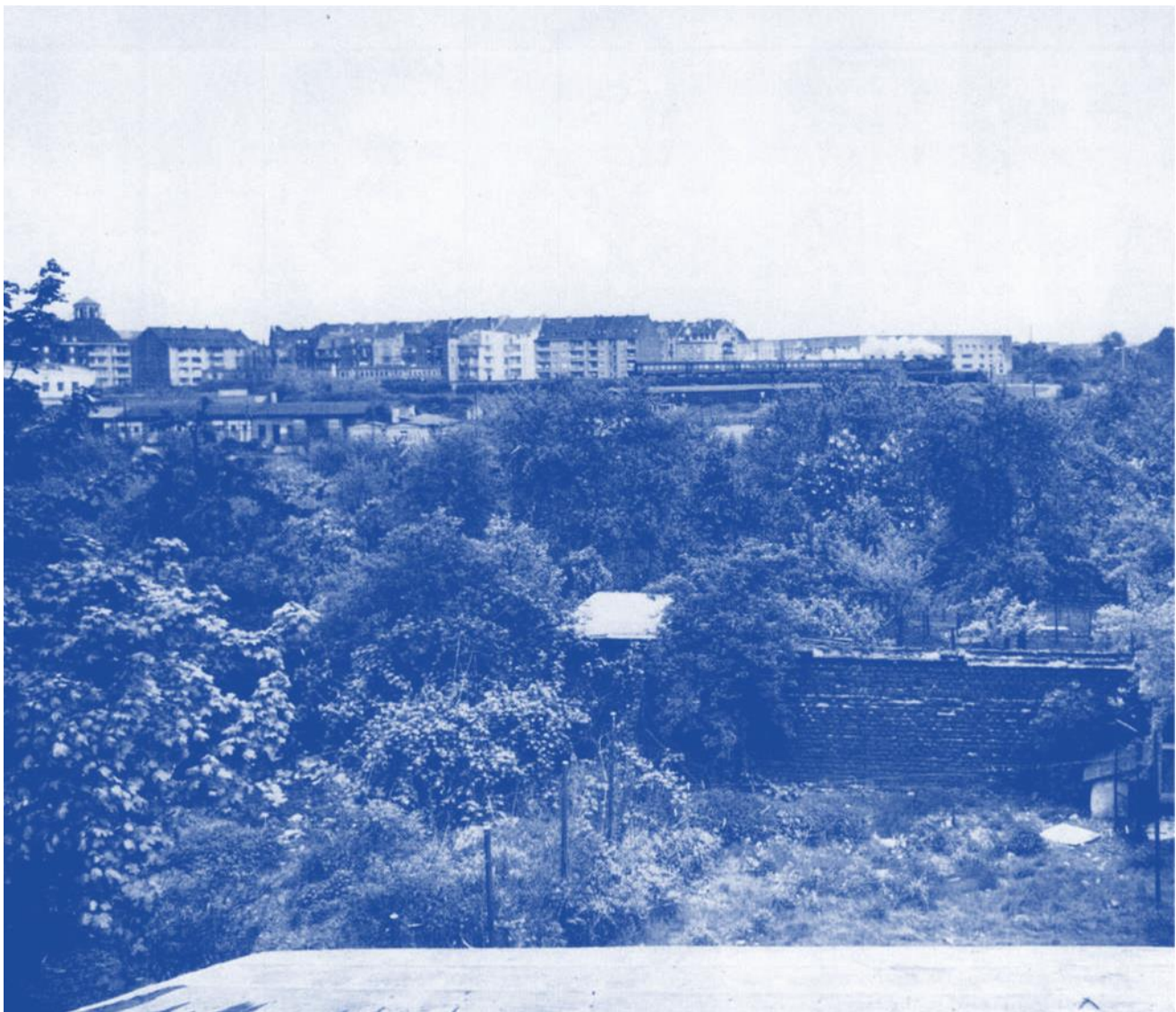


Sie überlebten den Putsch, der Düsseldorf vor dem Schlimmsten bewahrte. Von links: (stehend) Aloys Odenthal, Ernst Klein, Josef Lauxtermann, (sitzend) Dr. Karl August Wiedenhofen und Dr. Karl Müller.

ging Jürgens, die übrigen folgten, Korreng nahm sie in die Mitte, so dass ein Entweichen unmöglich war. Polizeibeamten auf dem Flur, die nichts von dem Vorfall wussten und erstaunt aufblickten, rief Jürgens zu: «Herr SS-Brigadeführer Korreng ist verhaftet. Wer sich meinen Befehlen widersetzt, wird erschossen.»

Einige Polizisten bewachten mit Dr. Müller die Zelle, in der Korreng hockte. Da aber dieser Schutz als zu unsicher galt, raste Wiedenhofen samt seinen Gefährten mit einem von Jürgens bereitgestellten Mercedes-Sechssitzer in die Stadt zurück, um Weill und Kleppe zur Verstärkung zu holen. Doch als sie wieder im Gefängnis des Präsidiums eintrafen, fanden sie Müller nicht mehr vor., Auf dem Gefängnishof erschien mir die ganze Situation unheimlich», erinnert sich Odenthal. Nach Korrengs Festnahme waren alle Polizeibeamten begeistert gewesen, hatten aus den Fenstern mit Taschentüchern gewunken «und uns die Hände gedrückt». Knab und Andresen

suchten in dem weitläufigen Polizeigebäude nach Müller, während Wiedenhofen und Odenthal nichtsahnend auf der Strasse warteten. «Kurz danach wurden wir durch eine Dame darauf aufmerksam gemacht, dass Oberstleutnant Jürgens inzwischen von einem Lastwagen abtransportiert worden sei. Die Lage erschien uns nach dieser Auskunft verfahren. Auf dem Hof des Polizeipräsidiums sahen wir schwerbewaffnete SS herumstehen. Zu dem Fahrer sagte ich: ‚Es ist alles verloren. Wir müssen fort‘», schrieb Odenthal. In einer Dokumentation der WZ von 1950 steht zu lesen: «Da sauste Winckens (ein Mann, der ebenfalls zum Verschwörerkreis gehörte) auf dem



Die Richtstätte der Opfer vom 16. April 1945 an der Färberstrasse. Das Foto wurde zehn Jahre danach aufgenommen. Im Hintergrund der Bilker Bahndamm.

Fahrrad vorüber und rief: „Alles ver-raten. Jürgens verhaftet. Haut ab!“ Andresen, Kleppe, Knab und Weill aus dem Präsidium herauszuholen, war nicht mehr möglich. SS marschierte heran.»

Gemeinsame Gruft

Korreg war durch eine Gegenaktion unter Gauleiter Florian befreit worden. Jürgens wurde von einem im Park-Hotel unter Vorsitz von Generalfeldmarschall Modi zusammengesetzten Standgericht in Gegenwart Florians zum Tode verurteilt. Das gleiche Schicksal erlitt die vier Zivilisten, die ein anderes Standgericht aburteilte. Jürgens wurde noch am selben

Abend an der Färberstrasse erschossen. Dort starben auf gleiche Weise bald darauf auch die vier Mitstreiter, zum Teil nach schweren Misshandlungen. «Den Männern des 20. Juli 1944 vergleichbar, die ihr Vaterland retten wollten, haben diese fünf Männer ihr Leben für ihre Vaterstadt geopfert», schrieb Jahre später Prof. Weidenhaupt. Wiedenhofen und Odenthal hörten erst vom Tod ihrer Weggefährten, als sie mit den Amerikanern in die Stadt zurückgekehrt waren: «Das Schicksal unserer Kameraden liess uns keine Ruhe. Wir erfuhren, dass sie in der Schule an der Färberstrasse, nachts im hellen Mondlicht erschossen worden waren.»

Wenige Tage später, am 26. April, wurden die fünf Toten ordentlich beigesetzt. Die Trauerrede hielt auf Wunsch von Dr. Wiedenhofen dessen Freund, der spätere Baas und jetzige Ehrenbaas der Bilker Heimatfreunde, Hermann Smeets. Es war die erste öffentliche Rede eines Düsseldorfer Bürgers nach dem Kriegsende in dieser Stadt. Franz Jürgens, Karl Kleppe, Josef Knab und Hermann Weill ruhen in einer gemeinsamen Gruft auf dem Nordfriedhof. Theodor Andresen ist auf dem Gerresheimer Waldfriedhof bestattet. Korreg zog bei Besetzung durch die Amerikaner mit seinen wenigen SS-Truppen aus Düsseldorf ab. In Hilden erhängte er sich.



Wer erkennt diesen Winkel? So wie auf unserem Bild sah es in der Stunde Null, bei Kriegsende, in vielen Stadtteilen Düsseldorf aus: Nur ein Trümmerhaufen blieb von der Akademiestrasse – hier mit Blick in die Hafenstrasse – übrig.



Ich sollte Jürgens erschossen

Rechtzeitig geheiratet:

**Karl Kositz
Offenburg-Zell Weierbach
Abtsgasse 52**

Ein Zeuge der Ereignisse bei Kriegsende in Düsseldorf, der mit seiner Einheit in der Berufsschule an der Färberstrasse lag, meldete sich aus dem Badischen. Er hatte am Morgen des 16. April noch unter dramatischen Verhält-

nissen im Standesamt Mitte geheiratet. Seine umfangreiche Schilderung sei hier zusammengefasst:

Mittags hörten wir, Oberstleutnant Jürgens sei zum Park-Hotel gebracht worden. Nachmittags brachte man ihn zurück, die

Schulterstücke abgerissen und zum Tode verurteilt. Der Kampfkommandant kam auf den Hof und befahl mir, ein Erschiessungskommando zusammenzustellen – ich sollte aber nur erfahrene Männer unter den Soldaten aussuchen – und die Vollstreckung vornehmen. Hier weigerte ich mich, da ich gerade geheiratet hatte und noch zur kirchlichen Trauung nach Eller musste. Daraufhin gab der Kampfkommandant einem älteren Hauptmann der Schutzpolizei den Befehl, das Kommando aufzustellen.

Die Amerikaner in die Stadt geholt

Während ein Teil der Widerstandsgruppe unter Führung des Kommandeurs der Schutzpolizei, Oberstleutnant Franz Jürgens, an jenem schicksalhaften 16. April 1945 den Polizeipräsidenten und SS-Brigadeführer Korreng überumpelte und festnahm, entledigten sich der Rechtsanwalt Dr. Karl August Wiedenhofen und der Architekt Aloys Odenthal noch der zusätzlichen Aufgabe, den in Mettmann stehenden Amerikanern entgegenzufahren und mit ihnen die Kapitulation für Düsseldorf auszuhandeln.

Mit weisser Fahne

Unter abenteuerlichen Umständen erreichten die beiden die alliierten Vorposten. Jürgens hatte Wiedenhofen eine weisse Fahne, eine von ihm unterschriebene und von dem stellvertretenden Polizeipräsidenten Dr. Otto Götsch gestempelte Vollmacht übergeben, damit sie die deutschen Linien ungehindert passieren könnten. Sie erhielten auch 0,8-Pistolen und einen Wagen samt Fahrer. Derart ausgerüstet, wollten sie zunächst nach Hilden, um den Amerikanern die kampflöse Übergabe der Stadt anzubieten. Aber der Weg dorthin erschien ihnen dann zu riskant. Um suchenden SS-Mannschaften zu entgehen, wurde dem Fahrer Order gegeben, über Grafenberg und Geresheim nach Mettmann zu fahren. Doch der streikte auf der Hardt – er müsse an seine Familie denken, sagte er. Wiedenhofen und Odenthal entliessen ihn, nachdem sie ihm das Versprechen abgenommen hatten, über ihr Ziel zu schweigen.

Abenteuerlicher Auftrag für zwei Düsseldorfer

Zu Fuss hetzten die beiden schliesslich durch Hubbelrath, wo sie bei Pastor Petri rasteten. Odenthal notierte in seinen Erinnerungen: «Mit vorgehaltener Pistole kamen wir durch eine deutsche Wache nach Mettmann, das inzwischen von Amerikanern besetzt war.» Er hatte sich die weisse Fahne über den Arm gehängt, die er dann ebenso wie Pistole und Munition ablieferte. Auf ihre Bitte wurden sie zwar dem US-Kommandanten vorgeführt, doch er zögerte nach Überreichung des Ermächtigungsschreibens und hielt sich auch auf die nachdrückliche Aufforderung hin, Düsseldorf noch am selben Abend einzunehmen, an seinen Befehl: Er habe nur bis Mettmann vorrücken sollen, ausserdem müssten die Panzer überholt werden. Auch die Schilderung, dass nur 4'000 bis 5'000 Polizeimannschaften in Düsseldorf stünden, die grösstenteils mit italienischen Gewehren ausgerüstet seien, mit denen sie nicht einmal richtig umzugehen wüssten, machte keinen Eindruck.

Auf beschwörende Vorhaltungen, dass wahrscheinlich die zurückgebliebenen Kameraden verhaftet und sie und ihre Angehörigen in höchster Gefahr seien, erklärte man sich allerdings bereit, den Oberkommandierenden zu kontaktieren. Heute werde man Düsseldorf jedenfalls nicht nehmen, hiess es, «vielleicht morgen, vielleicht auch erst in einer Woche». Man gab den Unterhändlern ein ordentliches Quartier, verpflegte sie gut, teilte ihnen einen Leutnant als Begleiter zu. In der Nacht wurde Mettmann stark von deutscher Seite beschossen.

Am frühen Morgen des 17. April wurden Wiedenhofen und Odenthal

Übergabe ohne Blutvergiessen und ohne einen einzigsten Schuss

dann zum Hauptquartier in Langenfeld gebracht. Dort schilderten sie noch einmal die Vorgänge im Polizeipräsidium. Die Offiziere blieben jedoch reserviert: Ihre Panzerspitzen seien in Unterbach und Benrath beschossen worden, und man habe kein Interesse daran, noch weiter amerikanisches Blut für Düsseldorf zu vergiessen. Die Stadt solle durch ein letztes Bombardement sturmreif gemacht werden.

Wiederholte eindringliche Bitten, Düsseldorf noch am selben Tag zu nehmen, da die Bevölkerung keinen Widerstand leisten werde, führten schliesslich zum Erfolg. Nachdem die Unterhändler das letzte Misstrauen ausgeräumt hatten – auf Befragen, wie sie zu ihrer Tat kämen, erklärten sie: «Uns geht es nur darum, unsere Heimatstadt zu retten, damit nach diesem Fluch des Nationalsozialismus Deutschland und unsere Kinder sich wieder frei entfalten können» – und vor allem mit Odenthals Hilfe zwei Anfahrtswege markiert worden waren, wurde der Einmarsch auf 15 Uhr festgesetzt.

Wiedenhofen hielt 200 Mann und zwei Panzer für ausreichend, Odenthal die doppelte Zahl für Reserver. Die Amerikaner stellten jedoch 800 Mann und acht Panzer. «Aber wir nehmen nur dann die Stadt, wenn Sie auf dem ersten Panzer als Wegweiser vorausfahren.» Odenthal erklärte sich bereit, die Führung zu übernehmen. Er war jedoch nach den Strapazen, die hinter ihnen lagen, so erschöpft, dass er nicht mehr die Kraft besass, auf den vordersten Kampfwagen zu klettern. Ein Amerikaner half ihm.



Siegesparade amerikanischer Pioniere auf dem Hindenburgwall, der heutigen Heinrich-Heine-Allee, zu Füssen Kaiser Wilhelms. . .

Auf dem ersten Panzer neben dem Befehlshaber stehend, rollten die Düsseldorfer in die Stadt ein. Auch dabei riskierten sie noch ihr Leben; denn nach dem Verrat war das Gelingen des Unternehmens völlig zweifelhaft geworden. Ein Gewehr zu nehmen, damit sie sich im Fall der Gefahr verteidigen könnten, lehnten sie ab. Ohne dass ein einziger Schuss fiel, ohne jedes Blutvergiessen rückte das II. Bataillon des 303. Infanterieregiments, das zur 97. amerikanischen Infanteriedivision gehörte, in Düsseldorf ein.

Eine Panzersperre am Worringer Platz wurde mit vier Rammstössen beseitigt. Panzerfallen auf der Kavalleriestrasse erwiesen sich ebenfalls als kein Hindernis. NS- und SS-Grössen hatten sich teils mit gefälschten Papieren aus dem Staub gemacht. Die letzten Soldaten, die noch in Düsseldorf waren – nach amerikanischen Angaben 6'000 Mann – gingen in Gefangenschaft.

Glück und Entsetzen

Die Amerikaner, begeistert von der Bevölkerung empfangen, erklärten staunend, dass Düsseldorf doch grösser sei, als sie angenommen hätten. Nach der Ankunft im Polizeipräsidium beglückwünschten sie Wiedenhofen und Odenthal zu ihrer Tat. Doch deren Glück schlug noch einmal in Entsetzen um, als sie vom Schicksal der fünf Mitstreiter hörten, die sie noch retten wollten.

Als die Brücken in die Luft flogen...

Einen ihrer Höhepunkte erreichten die dramatischen Ereignisse vor Kriegsende in Düsseldorf, als die Rheinbrücken – die Oberkasseler, die Süd- und das Zwillingsspaar der Hammer Eisenbahnbrücke – in die Luft flogen. Der Strom wurde Anfang März 1945 zur Hauptkampflinie, die Stadt war praktisch zweigeteilt.

Als am 3. März amerikanische Panzer die Luegallee erreichten, sprengten deutsche Truppen die Rheinübergänge – gemäss «Führerbefehl»: Hitler hatte Anweisung gegeben, dass keine Brücke intakt in die Hände des Gegners fallen dürfe.

Mit Goliaths

Die Sprengung der letzten der Düsseldorfer Brücken, der Skagerak-Brücke, der 1898 eingeweihten und in den zwanziger Jahren verbreiterten ersten Strassenbrücke am Niederrhein, schilderte uns ein Augenzeuge: Karl Kositz, damals nach eigener Darstellung von einer Beinverwundung genesener Oberfähnrich und kurzfristig zum Führer einer nach Oberkassel verlegten, militärisch ausgerüsteten HJ-Kompanie ernannt. Kositz, heute in Offenburger-Zell Weierbach zuhause:

Am 1. März wurde der Anmarsch der amerikanischen Truppen aus Richtung Holland gemeldet. In der Nacht zum 3. März bekamen wir Befehl, alle Panzerfäuste, die in der Heerdtter Schule lagerten, noch zu bergen und nach Düsseldorf zu bringen. Wir bekamen einige Lastwagen mit Wehrmachtsfahrern. Als wir mit dem letzten Wagen in Sichtweite des

Letzter Mann auf der «Oberkasseler» schildert seine Erlebnisse

Belsenplatzes gelangten, standen dort schon amerikanische Panzer, die sofort das Feuer auf unser Fahrzeug eröffneten. Wir sprangen mit einigen Leuten ab und erwiderten das Feuer mit Panzerfäusten und Sturmgewehren. Der Wagen kam noch heil über die Brücke. Zu dritt oder viert liefen wir, den Weg nach allen Seiten sichernd, immer die Amerikaner im Rücken, ebenfalls zur Rheinbrücke. Ich verliess als letzter die Oberkasseler Seite.

Am Planetarium stand ein General, der sofort wissen wollte, wie es drüben aussehe. Als ich zurückzeigte und auf die ersten amerikanischen Panzer wies, die am Oberkasseler Ufer in Stellung gingen, befahl er, sofort die Brücke zu sprengen. Sie konnte aber nicht gesprengt werden – die Sprengsätze waren nicht in den Sprengkammern. Die Amerikaner feuerten unterdes fortwährend herüber. Plötzlich rief der General: «Wer kann mit Goliaths umgehen?» Dies waren kleine, mit Sprengstoff gefüllte, ferngelenkte Panzer, die zur Panzerbekämpfung am Planetarium bereitstanden. «Wir liessen die Goliaths ferngesteuert auf die Brückennägel auflaufen und zündeten sie. Die Brücke hob sich und fiel wie unversehrt in den Rhein, sie ragte mit dem Bogen aus dem Wasser. Als Düsseldorfer tat einem das Herz weh. Aber was sollte man machen! Hätte der Amerikaner nicht so gezögert, wäre er schon am 3. März in Düsseldorf über den Rhein gestossen, der Stadt und der Bevölkerung wäre viel Not und Elend erspart geblieben. Deutsche Truppen, die den Einmarsch hätten verhindern können, waren kaum vorhanden.»

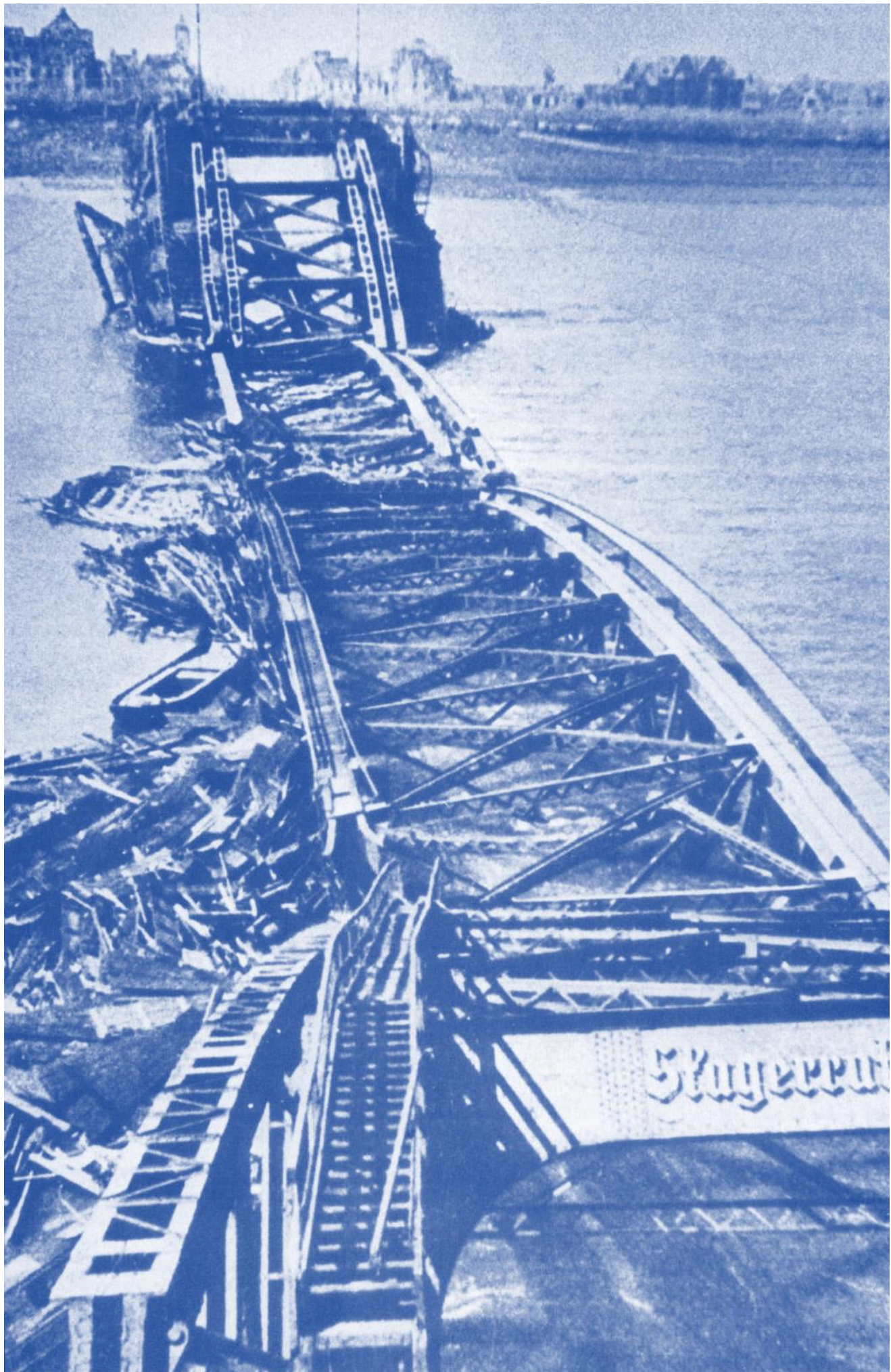
Altstadt-Jungen holten sich bei Amis Schokolade

Soweit die Schilderung von Karl Kositz, die im Stadtarchiv lebhaftes Interesse gefunden hat und vom Leiter des Instituts, Prof. Weidenhaupt, teilweise bestätigt wird: «Obwohl nur sehr schwache deutsche Einheiten auf dem rechten Rheinufer in und um Düsseldorf standen, überschritten die Amerikaner den Strom nicht. Sie begnügten sich damit, durch einzelne, mit Booten unternommene Stosstruppunternehmungen und durch zeitweise lebhaftes Artilleriefeuer die Besetzung der Stadt vorzubereiten. Nur gering war die Gegenwehr der deutschen Verbände.»

«Die Amerikaner stellten jeden Tag zur gleichen Zeit für eine Weile das Feuer ein, um der Zivilbevölkerung Gelegenheit zu geben, sich noch Lebensmittel zu beschaffen und ihre Angelegenheiten zu richten», ergänzt Kositz, der nach seiner Verwundung bei einem Einsatz in Roermond zunächst Ausbilder und Berater eines Wehrrüchtigungslagers im ehemaligen Lehrlingsheim an der Kruppstrasse war und auf dem Postportplatz in Flinngern die Jungen über den Umgang mit der Panzerfaust instruierte. Auch daran erinnert er sich: «Die Jungen der Altstadt kletterten nachts über die im Rhein liegenden Brückenbögen und holten sich Schokolade und andere Sache von den Amerikanern.»

In der Chronik der 9. US-Armee heisst es, dass man eine Chance gesehen hätte, die Oberkasseler Brücke zu nehmen. Am 2. März, gegen 12.30 Uhr, sei aus Richtung Neuss ein Bataillon in Marsch gesetzt

3. März '45: Ende für die Oberkasseler Brücke



worden. Dabei habe es Widerstand gegeben, der erst hätte überwunden werden müssen. «Um 5.45 Uhr (am 3. März) ging das Bataillon nach Oberkassel vor und erreichte die Brücke. Und obwohl unsere Truppen das gegnerische Feuer unter Kontrolle halten konnten, war es den Deutschen möglich, die Brücke um 9 35 Uhr zu zerstören.»

Mit List

Helmut Euler, der das Ende des Ruhrkessels beschrieb, meint, dass die Amerikaner im Schutz der Nacht mit List versucht hätten, die Brücke zu nehmen. Man habe die Panzer so verändert, dass sie fast wie deutsche aussahen, auf die Fahrzeuge deutsch sprechende Soldaten gesetzt und auch den folgenden Infanteristen deutsches Flair verpasst. Wörtlich: «Im Morgenrauen erreichte die amerikanische Gruppe die Aussenbezirke von Oberkassel und wurde erst dort von

einem auf dem Fahrrad vorbeifahrenden Deutschen erkannt. Der schlug Alarm. Sofort setzte ein Feuergefecht mit einer vorbeimarschierenden deutschen Kolonne ein. Die Tanks durchbrachen die Kampflinie aber ohne Schwierigkeiten und rollten schon auf die westliche Auffahrt der Brücke zu, als die Brückenwache, durch den Kampflärm alarmiert, das Bauwerk in die Luft jagte.» Andere Düsseldorfer behaupten, dass die Panzer schon halbwegs auf der Brücke gestanden und dann wieder umgedreht hätten.

«Kurz vor jenen Minuten, als die Brücke zerbrach, riefen wir im Viertel der Mühlenstrasse Johann Geuenich, den mit allen mittel- und südeuropäischen Wassern gewaschenen Kreisoberfischermeister, noch einmal an, während die Eindecker über uns ihre Loopings drehten», schrieb Dr. Rudolf Weber 1950 in einer Dokumentation. Und Geuenich schilderte minutiös: «Jrad kommen die amerikanischen Panzer aus dem Löricker Wäldchen raus. Ich seh' dat vom Fenster. Sie schiessen!»

1'432 Tote

Am ersten Tag des Artilleriebeschusses von der – fast kampfflos besetzten – linken Rheinseite, am 4. März, wurden 40 Zivilisten, die den Granaten zum Opfer gefallen waren, auf dem Nordfriedhof beigesetzt. Über 20 waren es am folgenden Tag. Die schreckliche Bilanz der sieben schweren Wochen bis zum 17. April, als das Frontgebiet Düsseldorf ohne weiteres Blutvergiessen den Amerikanern übergeben wurde: Durch Artillerie und Tieffliegangriffe kamen noch 1432 Menschen in den rechtsrheinischen Stadtgebieten ums Leben.



Als der Krieg zu Ende ging, war ich 13 Jahre alt. Meine Familie hatte mich aus Sicherheitsgründen bei Verwandten in der Lausitz untergebracht. Kurz vor dem Eintreffen der Russen dort, Ende Februar, 1945, fuhr ich auf abenteuerliche Weise

Vier Wochen im Keller gelebt

Karl Ranz, Beigeordneter der Stadt Düsseldorf Friedrich-Engels-Str. 51

ohne Begleitung der Eltern, nur zusammen mit meiner Schwester und deren Säugling, nach Düsseldorf. Das letzte Stück musste ich völlig allein zurücklegen, weil sie in Westfalen blieb.

Bei Angriffen in Eisenfässer geflüchtet

Meine Eltern lebten damals in der Harffstrasse 187. Der nahegelegene Abstellbahnhof war bei Tag und Nacht Ziel von Luftangriffen. Die zum Schutz des Bahnhofs aufgestellten Flak-Geschütze auf der Kippe Harff Strasse und die nahe Verteidigungslinie Straussenkreuz-Eller Forst verschlimmerten die Situation. Vier Wochen haben wir praktisch im Keller gelebt. In der Nähe unserer Wohnung hatten wir und andere Familien kleine Gärten. Am Wegrand dort waren grosse Eisenfässer eingegraben



Als Spion verdächtigt

*Dipl.-Volkswirt Michael Jonas,
Vorsitzender des Vorstandes der
Stadtwerke Düsseldorf AG*

Bei Kriegsende war ich 17 Jahre alt und hatte schon zwei Jahre Luftwaffenbelferzeit, Arbeitsdienst und Panzerfunkerausbildung hinter mir. Als der Krieg für mich zu Ende ging, waren wir mit unserer Funkstation in einem verlassenen Bauernhaus im Münsterland einquartiert. Uplötzlich fuhren auf der Strasse vor unserem Haus amerikanische Fahrzeuge. Unser Entschluss: nichts wie ab nach Hause!

In dem Bauernhaus fanden wir nur wenige zivile Kleidungsstücke. Für mich als Jüngsten fielen ein Gehrock ab und ein grosser schwarzer Hut. Zusammen mit den Knobel-

bechern und der Militärhose war das eine zünftige Bekleidung für eine Vogelscheuche.

Düsseldorf war damals noch in deutscher Hand. Ein anderer junger Düsseldorfer und ich mussten also über den Rhein, Ziel Oberkassel. Das war verboten. Wir holten uns in einer Nacht Ende März aus einem offestehenden Bootshaus bei Ruhrort ein hölzernes Paddelboot und setzten über. Nach zwei Dritteln der Strecke soff das Boot ab. Nur der Tatsache, dass der Rhein dort schon flacher war, verdanke ich mein Leben – ich konnte damals nicht schwimmen.

In Osterath wurde ich von deutschen Hilfspolizisten ohne Ausweis

in der Sperrstunde aufgegriffen und in einem Gemeindehaussaal eingesperrt. Als ich nach zwei Tagen, fast verhungert, bei einer Vernehmung zugab, Soldat gewesen zu sein, verlegte man mich ins Gefängnis Krefeld. Dort verhörte mich ein perfekt Deutsch sprechender amerikanischer Offizier, der mich in einer Einzelzelle zurückliess mit der Feststellung, am anderen Morgen würde ich als Spion – Soldat in Zivil – standrechtlich erschossen. Doch ich wurde nach Aachen verlegt. Es folgten vier Monate Gefangenschaft in Frankreich und Rheinberg.

Eines Tages konnte man sich in unserem «Cage» freiwillig für ein Blindgänger-Entschärfungskommando melden. Es gab grosse Versprechungen. Viele haben sich gemeldet. Am nächsten Tag wurden alle aus dem «Cage» entlassen.

Letzte Station war die Lessingschule. Mit ordentlichen Entlassungspapieren ging ich zum Bahnhof und fand eine Strassenbahn der Linie 7. Sie fuhr zum Dreieck, genau die Strecke, die ich brauchte. Erst später erfuhr ich, dass nur sie damals in Betrieb war. Der Rheinbahn sei heute noch Dank.

ben, in die wir uns bei Fliegerangriffen flüchteten. Der Bahnhof war «Versorgungsstelle» für Kohlen, günstig, aber gefährlich.

Einmal sah ich zwei Frauen, die mit einem Handwagen dort unterwegs waren, als Tiefflieger angriffen. Innerhalb von Sekunden war eine der beiden Frauen verschwunden, durch Schrapnellbeschuss in kleinste Stücke zerrissen. Den Schreck und den bestialischen Gestank, der damit einherging, werde ich nie vergessen.

Im April endlich marschierten die Amerikaner ein. Ein Jeep und ein Panzerwagen rollten über die Harffstrasse. Die «strammen Nazis» hängten als erste weisse Fahnen heraus.

Es kam die Zeit des Hungers, der Lebensmittelmarken (auf denen nur Nummern standen, so dass man nie genau wusste, was man dafür bekam), des stundenlangen Schlangebestehens vor den Geschäften, der Hamstertouren in die Umgebung, der Tauschgeschäfte. Mein Vater war Werkmeister bei der Dü-Wagon. Er konnte Schweissschläuche besorgen, die als Ersatz für Fahrradbereifung brauchbar waren. Sie waren unsere wichtigsten Tauschobjekte.

«Wir hatten viel Glück!»

Vor der Oberkasseler Brücke wurden Süd- und Hammer Eisenbahn-Brücke gesprengt

Dass sie sich nicht an Militärtross hängte, rettete Familie das Leben

«Die Südbrücke hatte stark unter Artilleriebeschuss gestanden. Nun lagen dort, es war spätabends, tote Soldaten aus einem Militärtross, der uns einige Zeit vorher hatte mit hinübernehmen wollen. Auch die Pferde waren tot. Mit unserer vollgeladenen Handkarre mussten wir in der Dunkelheit über die Tierkadaver. Es war schrecklich», erinnert sich Heinz Hornung, Düsseldorfer Verleger und Brauchtumsfreund. Hornung, damals zwölf Jahre alt, wohnte mit seinen Eltern an der Nordkanalallee in Neuss, als die Amerikaner 1945 aus Richtung Jülich vorrückten. Am Tag nach seinem furchtbaren Erlebnis auf der Brücke wurde, Anfang März, der Rheinübergang ebenso wie die beiden anderen Düsseldorfer Brücken von deutschen Truppen gesprengt.

Grausames Bild

Hornungs Vater Eduard, nicht mehr «kriegsverwendungsfähig», war in den dreissiger Jahren, damals Mitglied des Betriebsrats der International Harvester Company in Neuss, von den Nationalsozialisten für mehrere Monate in Anrath inhaftiert worden. Seine Angst, dass man ihm und seiner Familie noch kurz vor Kriegsschluss etwas antun könnte, bewog ihn zu dem Plan, mit Frau und Sohn über den Rhein möglichst in seine Heimat Miltenberg zu entkommen. Als die Lander beim Rückzug von der Westfront bei uns auf der Nordkanalallee vorbeikamen, versorgten die Frauen und wir Kinder sie mit Kaffee», schildert Sohn Heinz.

Wenig später waren die Hornungs dann selbst unter den Flüchtlingen. Eigentlich hätte man mit dem Handkarren – «ich weiss noch, es waren genau elf Gepäckstücke drauf» – über die Oberkasseler Brücke gemusst – sie war im Gegensatz zu der für Zivilisten gesperrten Südbrücke noch offen. Das wäre natürlich ein Riesenumweg gewesen. «Soldaten spannten beim Bauern Esser Pferde aus und sagten uns, wir könnten uns mit unserem Karren an ihren Tross anhängen. Doch es kam irgendetwas dazwischen.» Etwa eine Stunde später zog die Familie Hornung dann mit ihren Habseligkeiten zu Fuss los und erlebte das grausame Bild auf der Brücke, das sich Sohn Heinz unauslöschlich in die Seele gebrannt hat. «Da bin ich mir, als kleiner Bub, zum erstenmal richtig bewusst geworden, was der Krieg für eine schreckliche Sache ist.»

Mit dem Handwagen zog man zunächst bis Hilden, wo man nachmittags von der Brückensprengung erfuhr, und landete auf weiteren abenteuerlichen Wegen schliesslich nach zwei Wochen in Miltenberg. «In Friedberg erlebten wir noch, wie Hunderte von Menschen bei der Bombardierung im Bahnhofswartesaal umkamen. Wir», sagt Heinz Hornung und meint damit nicht nur die letzten Tage im Neuss-Düsseldorfer Raum, «haben sehr viel Glück gehabt.»

Augenzeuge der Sprengung der Hammer Eisenbahnbrücke war Wilhelm Sinzig von der Blasiusstrasse, der sich eingehend mit der Geschichte und dem Geschehen in seinem Stadtteil beschäftigt hat. Der vor einigen Jahren verstorbene

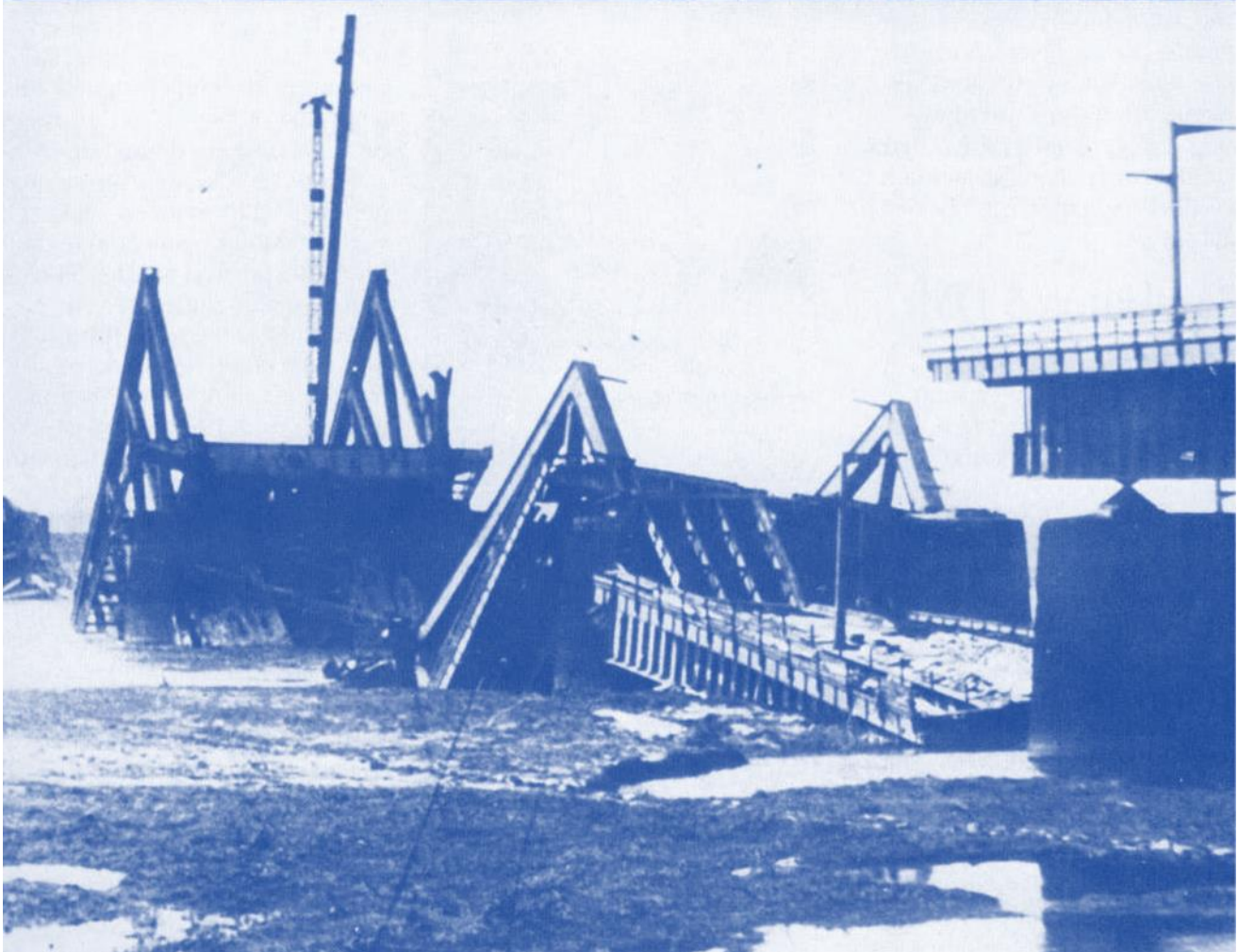
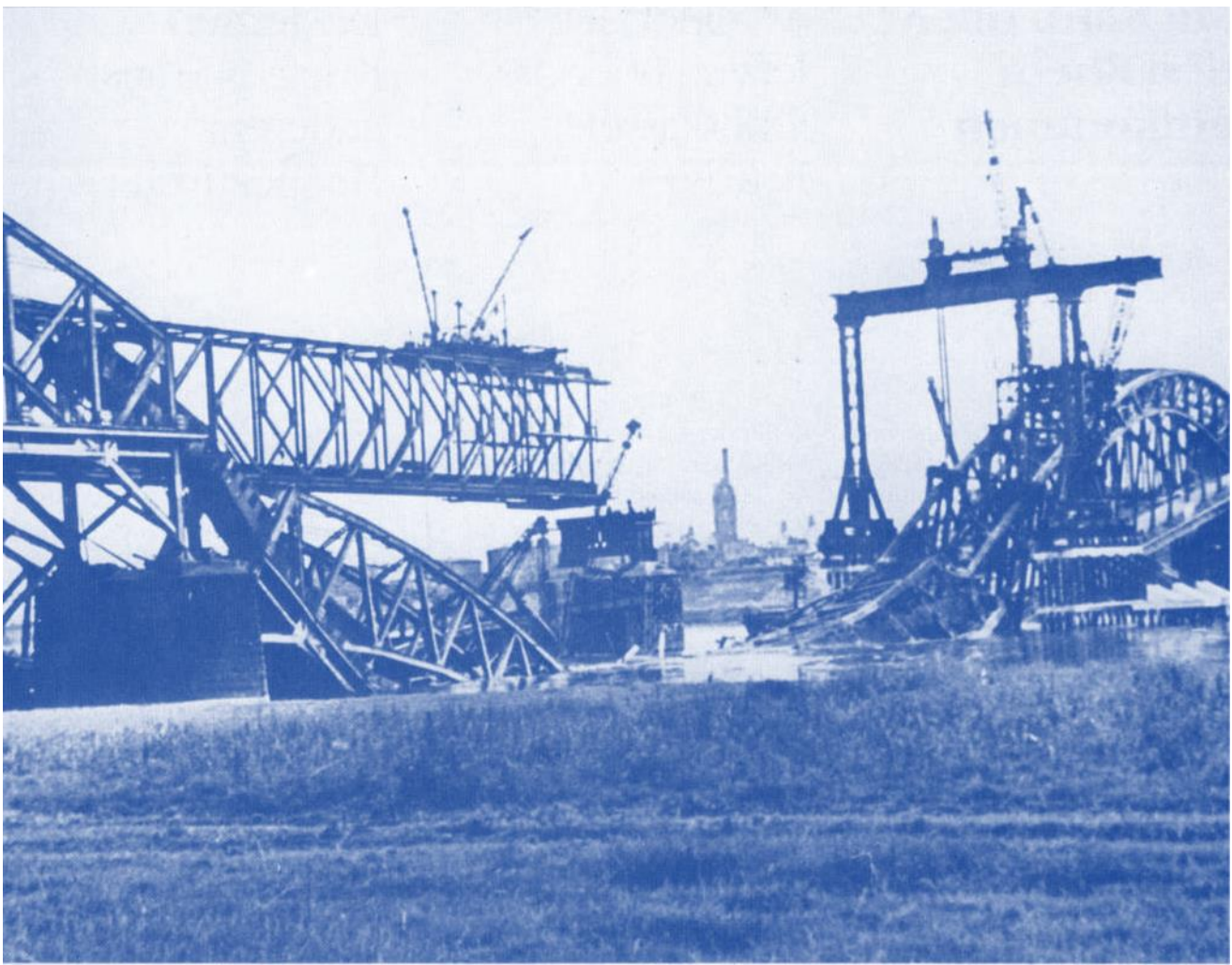
Schreinermeister hat in seinen Unterlagen festgehalten, dass die Sprengladung am 3. März kurz vor 8 Uhr ausgelöst wurde. «Ich stand 250 Meter von der Brücke entfernt und sah die Brocken durch die Luft fliegen. In unserer Strasse blieb kein Fenster mehr heil!»

Wie im Fall der Südbrücke, die gegen 2 Uhr zerstört worden war, hatte Gauleiter Florian selbst an Ort und Stelle den Führer-Befehl präsentiert, nach dem keine Brücke intakt in die Hände des Feindes fallen durfte. Einheiten der Amerikaner waren schon, trotz erheblicher deutscher Gegenwehr, in die Nähe des Rheinübergangs vorgedrungen, als sie um genau 759 Uhr eine Explosion wahrnahmen. Beim Einsturz der beiden Brückenzüge wurden auch die – nunmehr leeren – Wagons eines Personenzuges mit in die Tiefe gerissen, der am Vortag auf der Fahrt von Mönchengladbach nach Düsseldorf von Tieffliegern auf der Brücke angegriffen worden war. Die beiden für die Sprengung der zwei Brücken verantwortlichen Pionier-Offiziere erlitten nach Sinzigs Schilderung einen Nervenschock.

Als letzte Brücke fiel dann am 3. März kurz nach halb zehn die alte Oberkasseler, so dass Düsseldorf nun eine zweigeteilte Stadt war.

Nur mit den charakteristischen Bogen ragte die Hammer Eisenbahnbrücke noch aus dem Wasser.

Auf der Südbrücke spielten sich kurz vor dem Einsturz schreckliche Ereignisse ab.



Mit Kahn über den Rhein entkommen

«Um fünf Uhr in der Frühe kamen die ersten amerikanischen Panzer – und zwar aus Richtung Lörick und aus Richtung Neuss. Sie verteilten sich in die Nebenstrassen», schildert uns Herbert Dederichs (56) von der Erkrather Strasse 118. Er gehörte als Sechzehnjähriger zu den sogenannten HJ-Kriegseinsatzführern, die 1945 im Lehrlingsheim an der Kruppstrasse kaserniert und Anfang März als «Elite-Truppe» nach Oberkassel verlegt worden waren und dort mit erfahreneren Landsern die Rheinstellungen halten sollten. «In der Nacht zum 3. März befahl uns Karl Kositz, uns zum Gegenstoss fertigzumachen. Wir besaßen Panzerfäuste, französische Einlage-Gewehre und verbotenes Dumdum. Auf Anweisung des damaligen Bannführers Schulte zur Heide übernahmen wir die Panzersperre am Belsenplatz.»

Karabiner: 5 DM

Dederichs erinnert sich auch daran: «In Oberkassel konnte man damals von unseren Soldaten Karabiner für fünf und 08- Pistolen für zehn Mark kaufen. Wir waren über die Moral der Leute richtig erschüttert und fühlten uns verschaukelt.» Die Waffen interessierten nicht sonderlich: «Im Morgengrauen wollten wir in Richtung Rheinbrücke. Doch am Barbarossaplatz standen die Panzer. Ihre Besatzungen konnten die Luegallee einsehen. Wir versuchten nun, durch Gärten und Hinterhöfe in die Quirinstrasse zu kommen. Dort gerieten wir dann um 7.10 Uhr in Gefangenschaft.» Dederichs: «Es schneite noch ein bisschen. Man brachte uns in den Keller

Als einer der letzten über die Oberkasseler Brücke

der Keller der Kirche an der Quirinstrasse. Wir hörten noch deutsche Artillerie schießen und gegen 9.35 Uhr, wie die Brücke in die Luft flog.»

Auf dem Weg zum Rheinbahn-depot an der Hansaallee bot sich den Jugendlichen ein schreckliches Bild: Tote Angehörige des Volksturms, die dort in Einmannlöchern lagen. In den Räumen der deutsch-amerikanischen Petroleumgesellschaft gegenüber dem Heerdter Bunker eröffnete ihnen ein vorzüg-



Herbert Dederichs

Charlie Büchter



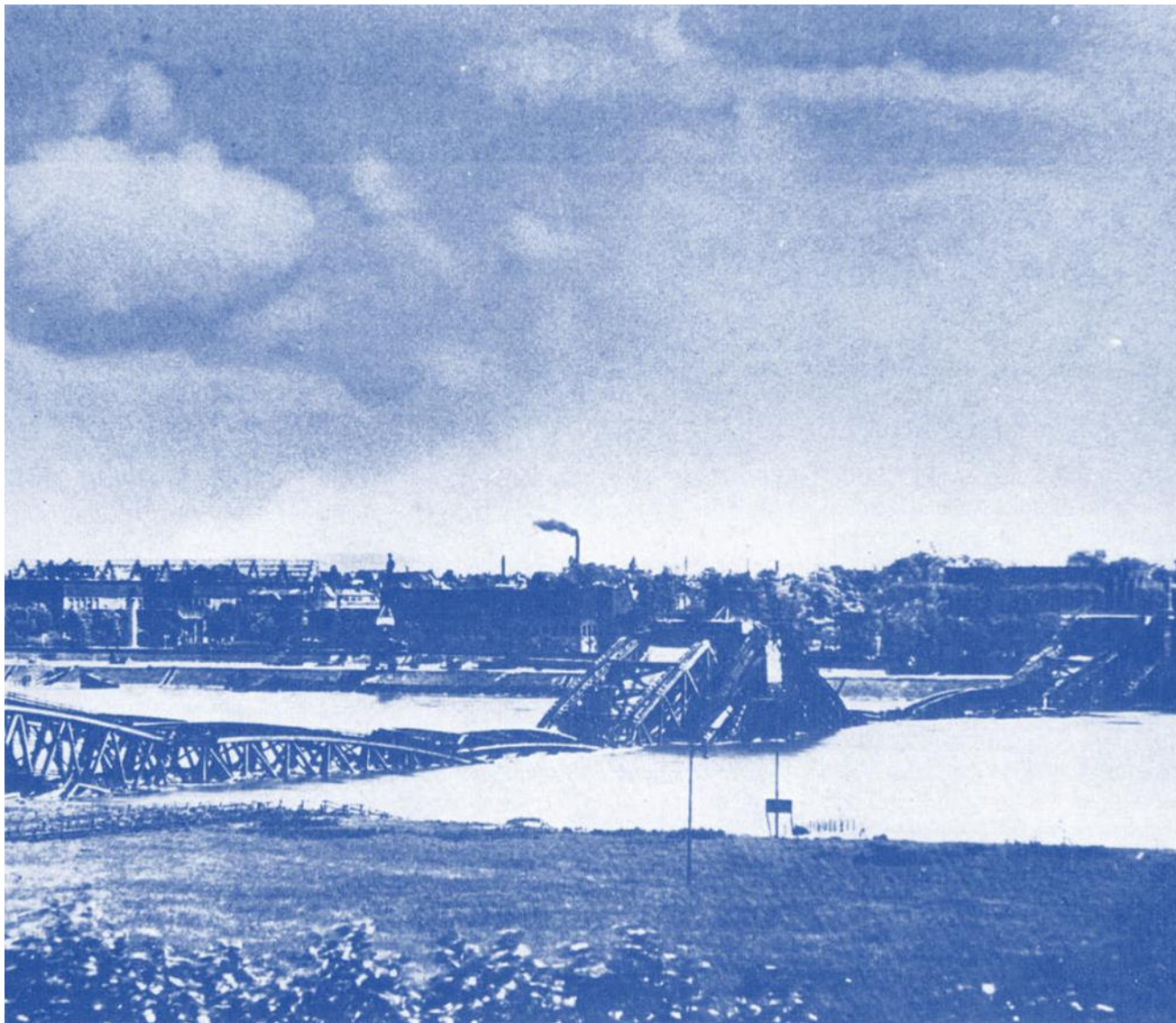
Die letzten Kriegstage aus anderen Perspektiven

lich Deutsch sprechender amerikanischer Verbindungs-offizier – er war selbst einmal Deutscher und hatte nach seiner Darstellung in den dreissiger Jahren ebenfalls eine Zeitlang der HJ angehört –, dass sie frei im linksrheinischen Düsseldorf herumlaufen könnten, aber: «Macht keinen Unsinn, Ihr seid registriert und müsst Euch täglich melden.»

Totgesagt

«Einige Male haben wir dann am ersten Pfeiler der zerstörten Oberkasseler Brücke gestanden und überlegt, wie wir da rüberkämen.» Wir: das waren neben Dederichs noch Jakob Thol und Willi Caspari, der sich dann absonderte, von einem deutschen Hilfspolizisten an die Amerikaner ausgeliefert und von ihnen geprügelt und mit anderen Soldaten in die Eifel transportiert wurde. «Eine Woche später entdeckten wir in der Nähe der heutigen Jugendherberge einen Kahn und robbten abends zu ihm hin. Wir mussten uns vor den amerikanischen Streifen vorsehen, mit denen wir uns an sich gut verstanden. Als wir etwa in der Mitte des Rheins waren, leuchteten von der Oberkasseler Seite in Strassenbreite Frontscheinwerfer auf. Doch die Amerikaner liessen uns unbehelligt hinübrudern. An den Fortin-Werken im Hafen kamen wir an Land. Das war nicht ganz undramatisch.

Wir setzten uns dann mit unserer Einheit in Verbindung. Aber vorher wurden wir noch von deutschen Stellen gründlich über das, was sich bei den Amerikanern drüben tat, verhört. Man wollte uns mit Eng-



Der 3. März 1945: die Oberkasseler Brücke ist gesprengt. Charlie Büchter war einer der letzten, die über sie hinwegrannten. Herbert Dederichs schaffte die Rückkehr ins rechtsrheinische Düsseldorf auf andere Weise: abends mit einem Kahn.

lisch sprechenden deutschen Offizieren wieder hinüberschicken, um die Situation genauer zu erkunden. Doch dazu kam es nicht mehr.»

Jakob Thol wohnte ganz in der Nähe der Strasse, wo die beiden verhört wurden, und konnte bald von seiner Mutter in die Arme geschlossen werden. Herbert Dederichs wurde vom Bannführer nach Flingern gebracht und dort mit der Auflage abgesetzt, sich am folgenden Montag an der Kruppstrasse zur Neueinkleidung zu melden. Seinen in den Siegburg gefahrenen Eltern war mitgeteilt worden, er wäre in Oberkassel gefallen. Er sah sie ein paar Tage später wieder. Per Anhalter war er ihnen nach»ge-
reist».

Ähnlich wie Dederichs erlebte Charlie Büchter, Inhaber von «Sam's West» im WZ Center an der Kö, die ersten März tage 1945 in Düsseldorf. Der heute 57-Jährige war ebenfalls an der Kruppstrasse kaserniert. Er gehörte zu einem Schnellkommando, einer Einheit der HJ, die einzelnen Polizeirevieren als Melder zugeteilt war. «Ich bin dann immer mit dem Fahrrad die Reviere abgefahren und habe kontrolliert, ob sie alle im Dienst waren.» In Oberkassel, «wo wir Deckungslöcher ausgehoben hatten und mit dänischen Flinten die Brückenauffahrt verteidigen sollten», hätte er, erinnert Büchter sich, den ersten Feind gesehen. «Der Amerikaner war genauso erschrocken wie ich.»

Hinter Mauer

Mit einer Gruppe von Jungen pirschte er sich durch Seitenstrassen zum Rhein, «wo wir in Höhe des ‚Restaurants Pappelwäldchen‘ Faltboote organisieren wollten, um mit ihnen über den Rhein zu setzen. Doch die waren für Verwundete beschlagnahmt». Sie seien dann doch – als einige der letzten – über die Oberkasseler Brücke gerannt, die vorher wegen der Sprengung tabu gewesen sei und schon unter Beschuss der Amerikaner gelegen habe. «Hinter der Böschungsmauer an der Rheinterrasse», schildert Büchter, «konnte ich dann beobachten, wie die Brücke in die Luft flog. . .»



Tagebuch-Briefe

Mit Paddelboot über den Rhein, ohne schwimmen zu können

Else Kiessling Markgrafenstrasse 49

Eine normale schwarzgraue Schulkladde, DIN-A 5, «Einheitsheft Nr.... für die Lehranstalten der Stadt Düsseldorf» steht auf dem Etikett. Es ist dennoch kein Schulheft im üblichen Sinn. Die Seiten sind von Anfang bis Ende eng beschrieben, in Sütterlin. Allerdings nicht mit Diktaten oder Aufsätzen; Noten fehlen ebenfalls. Es ist sehr viel mehr als ein Aufsatzheft – es ist ein Tagebuch, das eine Frau aus Oberkassel in den letzten Kriegs- und ersten Nachkriegswochen mit Briefen an ihre Tochter Hannelore gefüllt hat, von der sie nicht wusste, wo sie war. Hannelore war nach Schliessung der letzten Schulen im Oktober 1944 zum Arbeitsund Kriegshilfsdienst abkommandiert worden. Von Wittenberg schlug sie sich schliesslich zu Verwandten in Hamburg durch. Von dort kam sie dann später auf abenteuerliche Weise heim.

Hier ein Auszug aus den Tagebuch-Briefen ihrer Mutter Else Kiessling jahrgang 1901, die damals an der Salierstrasse 24 wohnte. Die Auszüge geben etwas von der Stimmung wieder, die in jenen Tagen in Düsseldorf herrschte.

14. April 1945: Eine Woche bin ich nicht zum Schreiben gekommen. Wir haben 4 Zentner Briketts geholt, gestern Holz – so ist unsere Zeit ausgefüllt. Ausserdem war Kaffeervisite; Frau E. hatte Geburtstag. Es gab Bohnenkaffee (!), Stachelbeer- und Kirschkuchen. Dem «Mädchenpensionat» hat es jedenfalls gut geschmeckt. – Jetzt sind die Amerikaner schon in Dresden. Seit gestern hören wir nun keine deutschen Nachrichten mehr, ob vielleicht der Sender getroffen ist? Jetzt gehe ich

noch einkaufen: Es gibt prima Seife, das ist beschlagnahmtes Heeresgut, kostet allerdings je Liter 2,50 Mark.

15. April: Heute war ein schöner Sonntag: Morgens war ich zur Kirche, nachmittags sind wir Frauen zum Heerdtter Friedhof gewesen. Es war ein schöner Spaziergang. Ich habe eine Gärtnerei ausfindig gemacht, da hole ich morgen Blumen. Frau B. hat Silberne Hochzeit. Ein trauriger Tag, sie weiss nicht, wo ihr Mann ist, zuletzt hatte sie Nachricht aus Detmold. – Abends habe ich von meiner Nachbarin ein leckeres Schinkenbrot bekommen. Sie war zu Fuss sechs Stunden bis nach Schiefbahn zu ihren Bekannten gelaufen.

18. April: Gestern haben wir fünf Frauen ohne Mann» Frau B.s Silberne Hochzeit gefeiert. Zuerst gab's viele Tränen, als wir an unsere Lieben irgendwo draussen dachten, aber dann herrlichen Kuchen und wieder Bohnenkaffee. Das Zimmer war ein Blumenmeer, und Frau H. hat uns selbstgeschriebene Gedichte vorgelesen. – Nachmittags erfuhren wir dann, dass Düsseldorf von den Amerikanern besetzt worden war. Viele gingen zur Luegallee, um die ersten, die mit Schlauchbooten überkamen, zu empfangen. Ich bin nicht mitgegangen, ich wusste ja, dass Ihr nicht dabei sein konntet. Seit Mittwochnachmittag darf nun keiner mehr über den Rhein. Sie werden von beiden Seiten beschossen. Es soll drüben erst alles geregelt sein.

Wir müssen uns hier neue Pässe holen. Sie sind mit «Stadt Oberkassel» unterzeichnet – ob wir hier jetzt eine Stadtfür uns werden?

29. April: Am letzten Sonntag haben die Amerikaner in den Wohnungen Haussuchungen nach Waffen gemacht. Die Soldaten waren sehr anständig. – Wir dürfen wieder bis an den Rhein gehen. Ein Mann ist übergekommen, der hier sein Geschäft hat. Ich habe ihm einen Zettel für Papi mitgegeben (der bei der Luftschutzpolizei im Polizeipräsidium tätig war, d. Red.). Ob er ihn bekommen hat? Ich habe Hausputzgehalten. Es ist alles für Euren Empfang vorbereitet.

2. Mai: Ich habe einen Brief von Papi. Es geht ihm gut. Ich will versuchen, mit einem Boot überzufahren.

8. Mai: Es bat geklappt. Ich bin Samstagfrüh im tollsten Regen zum Rhein gegangen. In der Nähe der Jugendherberge kam das Boot an. Mit sechs Frauen, drei Männern und vier Fahrrädern sind wir über den Rhein gefahren. Kurz vor neun Uhr war ich schon in Düsseldorf – und dann schnell zum Präsidium. Wir hatten viel zu erzählen. Es war gut, dass ich nicht wusste, dass man Deinen Vater auch noch zur Kampftruppe gesteckt hatte. Meine «Rückreise» nach Oberkassel hat auch prima geklappt. Gegen 8 Uhr kam wieder der Kahn. Er brachte schon zwei Holländer mit, die wieder in ihre Heimat wollten. In Oberkassel standen sicherlich 25 Menschen. Den ersten Schub konnte er mitnehmen, beim zweiten waren die Amerikaner da, und es ging nichts mehr.

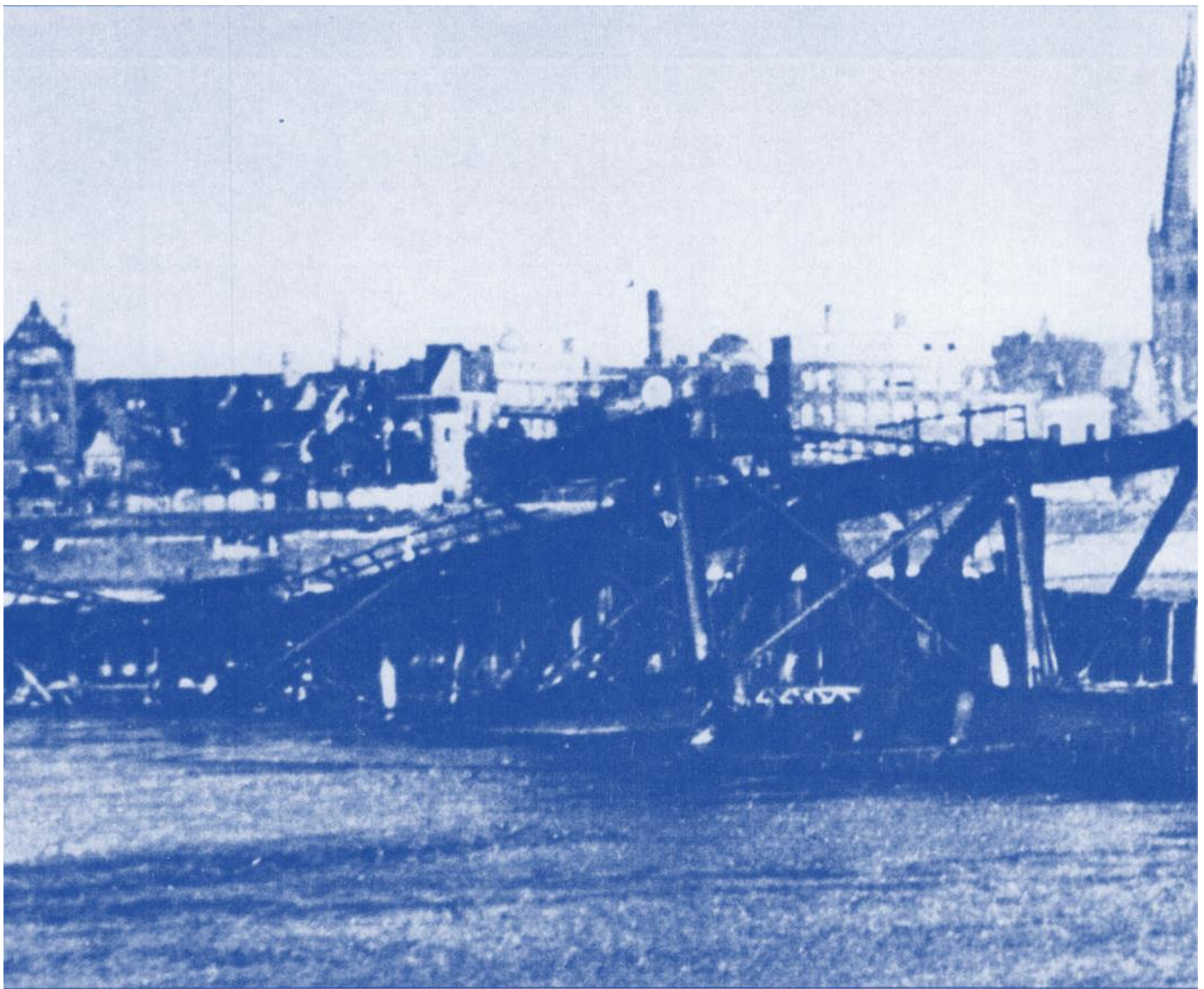


Durch Brandbomben zerstört: Beliebtés Café an der Ecke Königsallee/Graf-Adolf-Strasse.

27. Mai: leb war acht Tage in Düsseldorf. Diesmal bin ich mit einem Paddelboot rübergefahren – obwohl ich nicht schwimmen kann! Pfingsten sind wir mit einem Auto bis Benrath gefahren, von da zu Fuss nach Ohligs zu Tante Luise. Kannst Du Dir die Freude vorstellen?

Düsseldorf den 3. März 1945
 Mein liebster Kind!
 Das war ein furchtbarer Kampf,
 wir saßen drüben im Bunker, viele
 sind noch in den Löchern, die
 fuhren sich sehr 2 x am Tag aus,
 pfingsten, aber der Atemschutzapparat
 ist so schlecht, daß Frau Lieser nicht
 fort kam, die meisten Generationen
 haben Freitag um Mittag

«Das war eine furchtbare Nacht, wir saßen drüben im Bunker, viele sind noch über die Brücke»: Aus Frau Else Kiesslings Brief-Tagebuch.



***Es war unfassbar,
aus dem Keller zu
kommen***

**Lotte Wirtz
Schwerinstrasse 53**

**In jungen Jahren kurz
nach Kriegsende.**

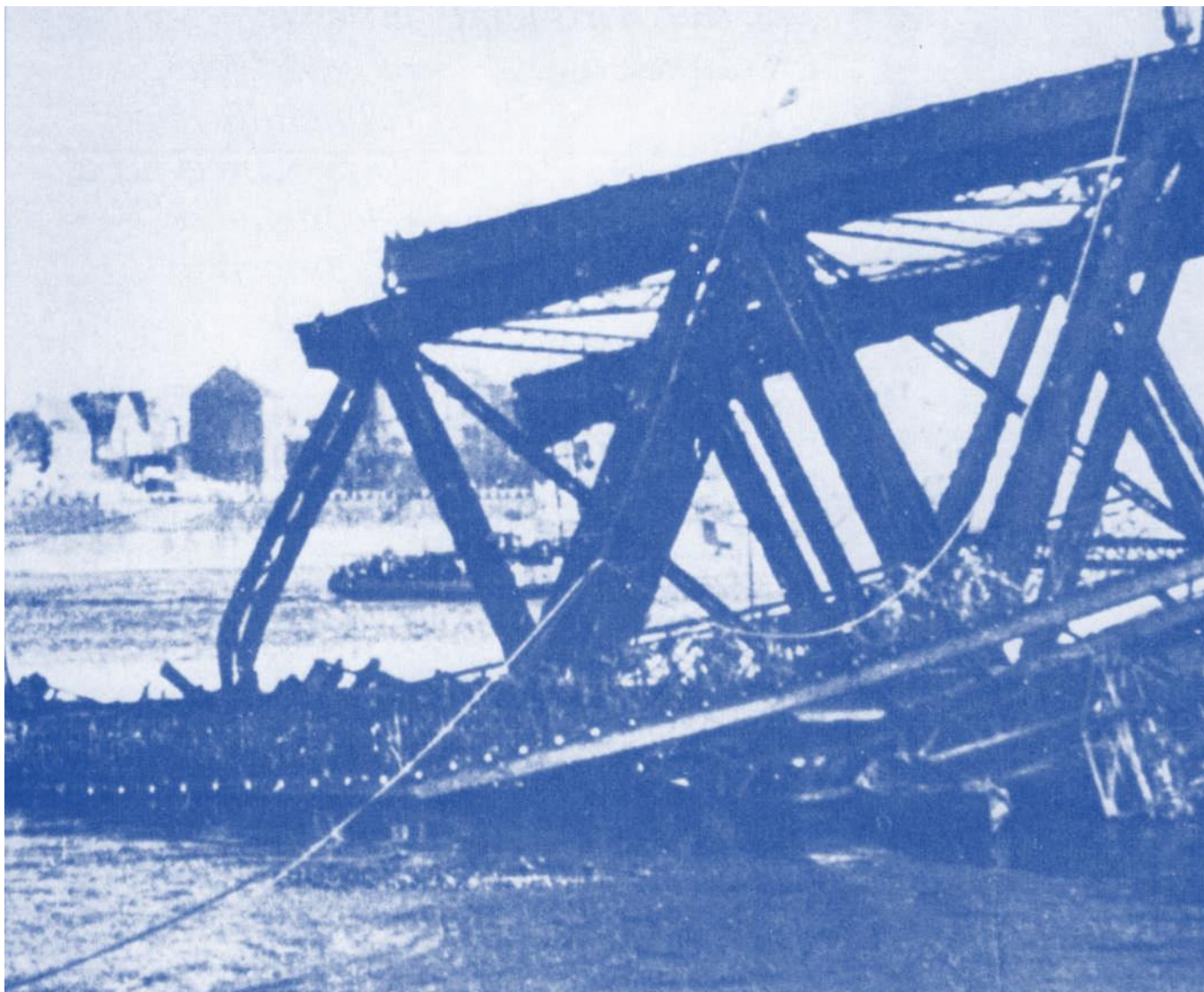
Man sah das Ende nahen, am 2. März 1945 kamen die Trecks von Flüchtlingen aus dem Raum Erkelenz. Die Menschen strömten mit ihrer Habe auf Bollerwägelchen, Schubkarren und ähnlichen Gefährten von Oberkassel nach Düssel-

dorf. Sie sagten uns, dass der Feind bei Aachen stünde. Da ich zu dieser Zeit, am Ende meiner Lehre, in Oberkassel in dem Modeatelier Else Werlé beschäftigt war, schickte uns unsere Meisterin nach Hause.

Am nächsten Tag war die Oberkasseler Rheinbrücke gesprengt.

Von nun an verbrachten wir bis zum 17. April ununterbrochen Tage und Nächte im Keller. Bei einem Fliegerangriff am Karfreitag fielen Brandbomben auf unser Haus und ein Geschoss in den Kamin, das zum Glück durch den Russ aufgefangen wurde – wir im Luftschutzkeller wurden dabei schwarz wie die Mohren.

Am 17. April – alle Mieter im Hause Schwerinstrasse 26 hatten grosse Angst – übernahm mein Vater (Ex-Bonner Husar) das Handeln, er nahm einen Stock und befestigte einen weissen Lappen daran. Er sagte zu meinem Bruder und mir: «Wenn



Nur noch stählerne Trümmer winden sich zwischen Oberkassel und Innenstadt durch den Rhein. Im Hintergrund der schiefe Turm von St. Lambertus und der alte Schlossturm.

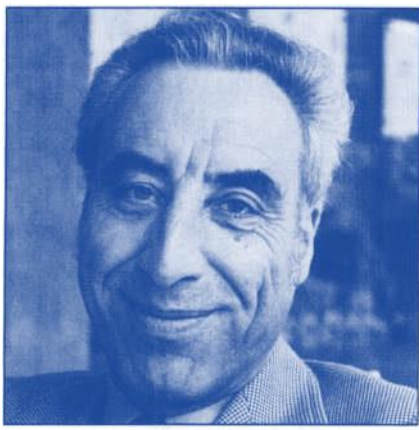
die Amerikaner kommen, wissen sie, dass wir uns ergeben. «Als sich forsche Schritte dem Keller näherten, waren wir alle blass vor Furcht. Vater sprach mit dem Mann, der das Kommando hatte, und glaubte, einen amerikanischen Juden vor sich zu haben. Er konnte Jiddisch und dachte, versuch's doch mal. Und schon sprang ein Funke der Sympathie über. Die Amis quartierten sich zwischen Zieten- und Bankstrasse auf der Schwerinstrasse ein.

Für uns war es unfassbar, dass wir den Keller verlassen konnten. Es war ein herrlicher Sonntag, der Flieder blühte schon.

Die Soldaten, die von der Ostfront kamen, waren entsetzt darüber, wie die Stadt aussah. Aber es gab auch solche, die glaubten, das Land noch verteidigen zu müssen, und diese Typen waren sehr unangenehm.

Nach dem Waffenstillstand am 8. Mai sagte uns Vater: ‚Jetzt haben wir nicht mehr die Faust der Nazis im Genick, Jetzt schnauzt uns keiner mehr an, und nun wird man auch nicht mehr angespuckt.‘ Meinem Vater war 1932/33 durch die NSDAP sein über Generationen betriebenes Gewerbe als Vieh- und Pferdehändler weggenommen worden. Nach 1945 musste er feststellen, dass er viele Freunde verloren hatte – sie waren im KZ gestorben.

Von Mai 1945 bis zur Währungsreform 1948 war es ernährungsmässig noch sehr schlecht. Um die Arbeitsstätte in Oberkassel zu erreichen, musste man eine Zeitlang eine richtige Elimmelfahrt in Kauf nehmen: Mit Güterwagen vom Hauptbahnhof über Neuss – und abends wieder zurück, täglich, ausser sonntags...



Verfasser dieses Berichts ist Postamtsrat Werner Tabel von der Geeststrasse 68. Er gehörte gegen Kriegsende zur Volkssturmkompanie 5/523 in Düsseldorf. Angehörige dieser Kompanie waren auch Karl Kositz, Herbert Dederichs und Charlie Büchter, die ebenfalls zu Wort kamen.

Tabel brachte einzelne Erlebnisse, «die mich damals besonders beeindruckt haben», bereits 1949 zu Papier. Jetzt hat er sie lediglich noch einmal stilistisch überarbeitet. «Ich versichere, dass die Schilderungen voll und ganz den Tatsachen entsprechen, und zwar in allen, auch den nebensächlichsten Einzelheiten.» Unter die Haut gegangen ist auch uns der Bericht Tabels über die Erschiessung eines angeblich Fahnenflüchtigen in Oberbilk. Tabel war damals 16 Jahre alt.

Es ist Mittag geworden. Warm wie selten um diese Jahreszeit scheint die Sonne. Es ist ziemlich still. Die Amis auf der anderen Rheinseite sitzen wohl gerade beim Essen.

Gemütlich und ohne jegliche Disziplin schlendern wir einer nach dem anderen in den Kellergang, in dem wir unsere Mahlzeiten einnehmen, und greifen unsere Teller. Unter dem üblichen Lachen und Schwatzen sucht sich Jeder einen Platz. Plötzlich ein Auflauf. Erregt stehen ein paar Mann am Kellerfenster und weisen auf den Hof. «Der Fahnenflüchtige!» – «Ja, der wird jetzt erschossen!» – «Warum tragen sie das Schwein eigentlich?» – «Mensch, der kann doch nicht gehen, der wollte doch verduften, als H.s Streife ihn stellte; da haben sie ihm schon eins verpasst!» –

«Ja, der wird jetzt erschossen..»

«Vorhin hat er seinen letzten Wunsch geäussert: Ein Butterbrot und 'ne Tasse Kaffee.»– Heinz R., der Scharführer der Gebietskurierstaffel, nickt: «Ich hab' es ihm vorhin in den Kahn gebracht. Er war ganz stur und gleichgültig.»

Endlich habe auch ich einen Standplatz am Fenster ergattert. Ich sehe nur ein Knäuel von feldgrauen Uniformen, erkenne einige unserer Feldgendarmen und unseren Spiess. Sie verschwinden durch eine Mauerlücke im angrenzenden Garten des längst ausgebrannten Katholischen Waisenhauses an der Oberbilkener Allee.

Sensationsgier

Einen Augenblick lähmende Stille. Dann schreit einer: «Das muss ich sehen!»

Plötzlich kommt Bewegung in unseren Haufen. Während ich noch zaudere, ob ich mir das wirklich ansehen soll – Hinrichtungen kenne ich bisher nur aus Büchern und Filmen – , werde ich schon mitgedrängt und mitgerissen, wir laufen in Richtung auf die Mauerlücke, als der Unteroffizier vom Wehrrertüchtigungslager, dem Jetzt die Waffenkammer untersteht, uns anschreit: «Macht, dass ihr wegkommt, frisst euren Kram! Los ab, könnt ihr nicht hören?!»

Erster Toter: ein hingerichteter Fahnenflüchtiger 1945: Schreckliches Erlebnis eines 16jährigen in Oberbilk

Aber unsere Sensationsgier ist gross und unsere Disziplin schlecht. Der Unteroffizier hat wohl keine Zeit und verschwindet wieder im Keller, als wir uns zunächst zur Seite drücken; aber sobald er ausser Sicht ist, rennen wir doch zur Mauer. Einige stellen sich dicht an das beschädigte Bauwerk und spähen durch die Ritzen. Eigentlich will ich das auch, aber plötzlich würgt es mich eigentümlich in der Kehle, ich kann nicht weiter. Ich bleibe stehen, 30 bis 40 Meter von der Mauer entfernt, aber durch die mannshohe Lücke, durch die das Erschiessungspoton verschwunden ist, kann ich dennoch alles beobachten.

Der Delinquent steht vor einem hohen, noch kahlen Baum. Er trägt nur eine dunkle Zivilhose und ein helles, schmutziges Hemd. Etwa zehn Meter vor ihm in Linie acht oder zehn unserer Feldgendarmen, umgeschnallt, aber mit Feldmütze statt Stahlhelm, die Sturmkarabiner unter dem Arm. Neben dem Verurteilten – ich traue meinen Augen nicht – gewahre ich tatsächlich eine Gestalt im schwarzen Talar. Das passt ganz und gar nicht in diese Umgebung und in die Atmosphäre, in der wir seit Wochen leben, diese Atmosphäre des verkrampften Sichaujbäumens gegen den nahenden Untergang, den niemand wahrhaben will und um den trotzdem jeder weiss...

Der Geistliche tritt zurück. Nun reisst Feldunterarzt P dem Mann an der Birke das Hemd auseinander und befestigt ihm, der Teufel mag wissen wie, ein weisses Läppchen an der nackten Brust. Der Pfarrer, schon einige Schritte links vom Baum, macht eine segnende Gebärde. Der Unterarzt arbeitet am Kopf des Deserteurs. Als er beiseite tritt, erkenne ich, dass er ihm die Augen verbunden hat – mit einem schwarzen HJ-Dreieckshalstuch; der Zipfel hängt auf der Nasenspitze. Und jetzt – Totenstille – das letzte Flüstern an der Mauer erstirbt. Im nächsten Moment erschallt eine grobe Stimme... die Feldgendarmen schlagen an... oft gehörte Sprüche wie «Gelobt sei, was hart macht» schießen mir durch den Kopf... aber im letzten Moment siegt der Instinkt: Ohne dass ich es eigentlich will, macht mein Fuss einen Schritt zur Seite, und die Mauer versperrt mir den Blick.

Die Salve kracht, dann noch ein Schuss.

Zwei Sekunden später kommen die Feldgendarmen, Gewehr umgehängt, ohne Tritt in Reihe durch die Mauerlücke zurück. Der Spiess folgt als letzter.

Langsam gehen wir wieder auf den Speisekeller zu. Es wird kaum gesprochen. Erst als wir wieder an den Tischen sitzen, bricht die angestaute Erregung durch. Alle schreien durcheinander. Jeder muss an den Mann bringen, was er soeben mitangesehen hat. Dazwischen schieben wir uns hastig grosse Brocken in den Mund. Der Appetit gewinnt die Oberhand, der erschossene Fahnenflüchtige ist schon fast vergessen...

Plötzlich steht Feldwebel T. im Raum, zeigt auf uns: «Die beiden ersten Tische auf! Schnappt euch 'ne Zeltbahn und kommt mit! Vorwärts, hoffentlich wird's bald! Nachher könnt ihr weiterfressen!»

Unwillig folgen wir ihm, sehen uns fragend an. Erführt uns quer über den Hof. Ich habe unangenehme Vorahnungen: Wir sollen doch wohl nicht... Können das denn nicht Ältere machen, die Feldgendarmen oder unsere abgebrühten Unteroffiziere mit Fronterfahrung? T stapft durch die Mauerlücke in den Waisenhausgarten, wir folgen zögernd mit der Zeltbahn. Ich blicke über die Schulter des Vordermanns, biege den Kopf zur Seite, weil die massige Gestalt des Hauptfeldwebels die Sicht behindert.

Unmittelbar vor der Birke liegt im spärlich spriessenden Gras, mit zurückgesunkenem Kopf den rechten Arm starr hochgekrampft, ein fahlgelber, blutiger Körper.

«Habt ihr 'ne Zeltbahn? Legt ihn 'rein und dann» – T. überlegt einen Moment – «ach, schmeisst ihn in den Schweinestall!» Dann verschwindet er eilends.

«Idiot! Einen damit beim Essen zu stören», maulen einige – «Donnerwetter, sieht der aus!» – «Na, klar, auf die Entfernung!» – «Kommt, lassen wirsehen, dass wir ihn wegstreiben.»

Wir treten näher heran, einer breitet die Zeltbahn aus. Vier andere schicken sich an, die Leiche hochzuheben. Das Hemd steht weit offen, blutige Löcher und Streifen sind auf der haarigen Brust zu sehen. Auch die Schläfe ist durchschossen.

«Der hat ja keine Schuhe mehr!» – «Die stehen doch schon in der Kammer», weiss einer, «prima Schaftstiefel, die hatten sie ihm vorher schon ausgezogen. Mal sehen, ob ich mir die nicht organisieren kann.» – «Teufel, ist der arme Kerl schwer!»

Alle versuchen, sich möglichst forsch und unerschütterter zu geben, aber keiner mag die blutige Leiche anfassen. Nur mit grosser Mühe können wir den Körper auf die Zeltbahn zerren. Die Beine gleiten immer wieder zur Seite. Der Anblick der schwarzen, zerrissenen Wöllsocken, aus deren Löchern die sich gelblich verfärbende Haut hervorbleckt, prägt sich mir unauslöschlich ins Gedächtnis ein.

Der erste Tote, mit dem ich hautnah in Berührung komme, ist also kein gefallener Kamerad, auch kein erledigter Feind, sondern ein hingegerichteter Fahnenflüchtiger. ..

Endlich haben wir ihn auf die Zeltbahn bugsiert. Aber das Anheben klappt nicht. Zwei Mann packen die Zeltbahnenenden und schleifen sie durch die Mauerlücke. Wir anderen passen auf, dass die baumelnden Gliedmassen nirgendwo hängenbleiben.

Im Schweinestall lassen wir ihn mit ausgebreiteten Armen liegen. Niemand kommt auf die Idee, die Leiche zuzudecken. Dann gehen wir in den Keller zurück. Pikanter Bratenduft schlägt uns entgegen. «Erstmal die Hände waschen», brummen einige unbehaglich und drängen sich zum Wasserkran. Ich besehe meine Hände. Sie sind leidlich sauber. Ich bin mit der Leiche nicht unmittelbar in Berührung gekommen.

Ich registriere mit leisem Gruseln, dass wir auch schon ziemlich abgebrüht sind.

In Eller beerdigt

Der Deserteur ist, wie mir Gustav H. nach Kriegsende erzählt hat, auf dem Friedhof Eller begraben worden. Laut H. ist nur dieser eine Mann im Bereich unserer Kompanie abgeurteilt und erschossen worden. Was mit den übrigen passiert ist, die wir auf unseren Streifen festnahmen – auch mit den dreien, die ich am Morgen bewachen musste –, habe ich nie erfahren. Ob man sie freigelassen oder aber höheren Instanzen überantwortet hat? Ich hoffe, dass sie den Krieg überlebt haben.

Sollten noch 1'200 Bomber angreifen?

Sollte Düsseldorf bei weiterem Widerstand tatsächlich noch einmal von 1'200 englischen Bombern angegriffen werden? Wussten die Unterhändler, die Düsseldorf kampfflos den Alliierten übergeben wollten, von einer derartigen Absicht? Diese Fragen sind immer wieder auf die Veröffentlichungen im Rahmen der WZ-Serie gestellt worden. Zum erstenmal widersprach schliesslich ein Sachkenner der landläufigen Version: «In der Geschichte der 97 US-Infanterie-Division wird ein geplanter Bombenangriff nirgends erwähnt», behauptet Winfried Lierenfeld (55) von der Richrather Strasse 171 in Hilden, der sich näher mit der Historie der amerikanischen Einheit befasst hat. Der angeblich vorgesehene Bombenangriff sei eine «leere Drohung» gewesen.

150 Geschütze wären auf Düsseldorf gerichtet

In anderem Licht

Lierenfeld erhielt über das «US Army Military History Institute» einen Einblick in die Geschichte der Division. Erinnerungen amerikanischer Soldaten, Kopien und Dokumente liessen, zieht er das Fazit, «vieles in einem anderen Licht erscheinen als bisher». Die 97 Division, die Düsseldorf nahm, war demnach keine Elite-Einheit. «Sie bestand zum grössten Teil aus Reservisten. Im Februar 1943 wurde sie im Camp Swift, Texas, aufgestellt und nach zweijähriger Ausbildung und Teilnahme an Manövern von New York aus nach Europa eingeschifft.» Im März 1945 landete die Division in Frankreich und wurde später bei Aachen stationiert.

Nach der mit schweren Kämpfen verbundenen Einnahme von Siegburg, in dessen Nähe der deutsche Generalmajor Freiherr von Uslar Gleichen, ehemals zweieinhalb Jahre Stadtkommandant von Düsseldorf, gefangengenommen worden war, und der Erstürmung von Leverkusen, dessen Industriezentrum in einen Haufen rauchenden Schutts verwandelt wurde, stiess die Division am 16. April bis nach Hilden und in die Aussenbezirke Solingens vor. «Der Angriff auf Düsseldorf», rekapituliert Lierenfeld, «war für den nächsten Tag festgesetzt. Bisher hiess es stets, der amerikanische Divisionskommandeur habe den Unterhändlern (Dr. Karl August Wiedenhofen und Aloys Odenthal, die als Mitglieder der Widerstandsgruppe am 16. April Verbindung zu den Amerikanern aufnahmen, um die Stadt kampfflos zu übergeben) mitgeteilt, dass Düsseldorf von 1'200 Bombern

Widersprüche um letzte Mass- nahme der Alliierten

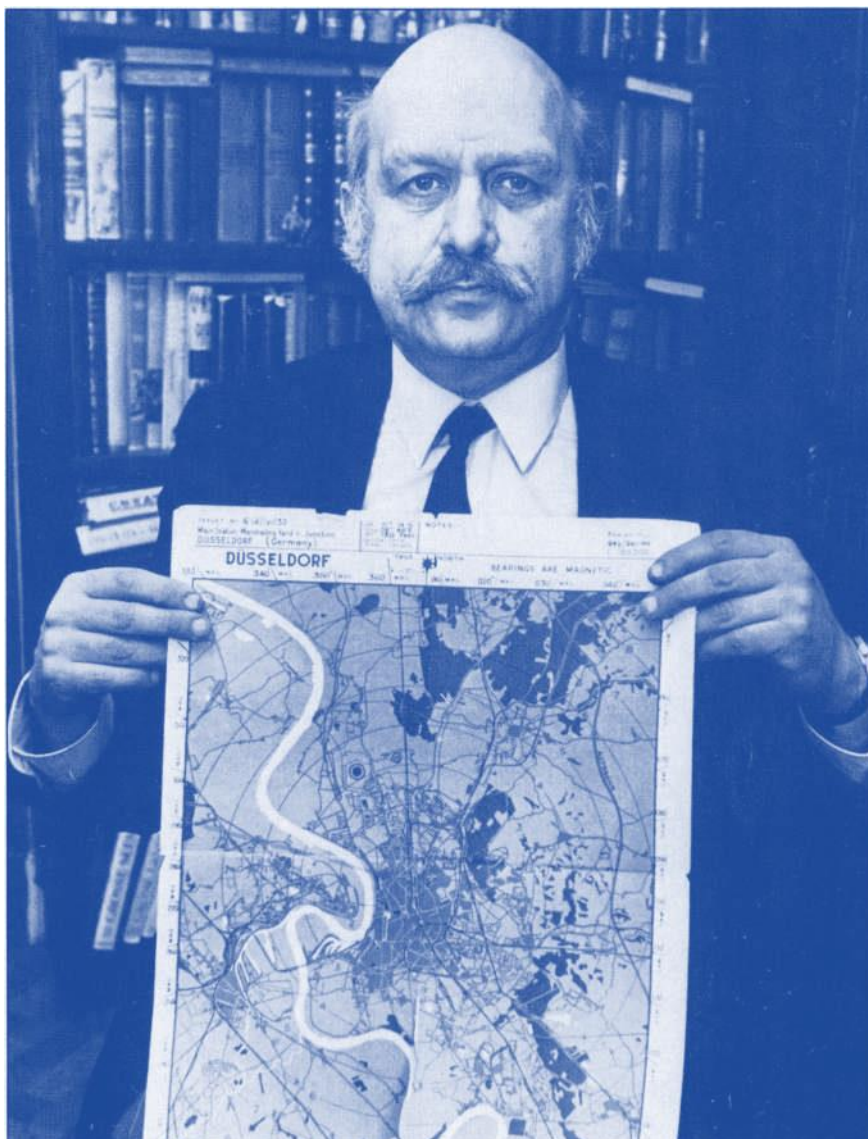
angegriffen würde, falls es Widerstand leiste.» Doch in den Annalen stehe nichts von einem solchen Unternehmen.

Architekt Odenthal, der einzige noch lebende Retter Düsseldorfs, hält an seiner Darstellung fest, dass die Stadt im Fall weiterer Gegenwehr erneut bombardiert worden wäre. Der amerikanische General Patton habe ihnen nach ihrer Ankunft in Mettmann rundheraus erklärt: «Meine Herren, kein Tropfen amerikanischen Blutes wird für Düsseldorf fließen.» Die Stadt werde in der Nacht um 1.10 Uhr durch 800 Flugzeuge (Wiedenhofen will seinerzeit «900» verstanden haben) sturmreif bombardiert werden. Es habe mithin keinen Zweck, weiter über die kampfflose Übergabe Düsseldorfs zu verhandeln. Ein anderer hoher Offizier soll dies später sogar mit einer eidesstattlichen Versicherung bestätigt haben.

Jedenfalls: «Es ist mit Sicherheit anzunehmen, dass die 97 Infanterie-Division, falls es in Düsseldorf ernsthaften Widerstand gegeben hätte, die Stadt mit ihrer starken Artillerie unter Beschuss genommen haben würde», folgert Lierenfeld aus seinen Unterlagen. Zur Division gehörten fünf Artillerie-Bataillone, darunter zwei mit 15,5-cm-Langrohrgeschützen. Zur Verfügung standen ihr mindestens 80 Geschütze. «Rechnet man noch die Artillerie der auf dem linken Rheinufer stationierten 94. Infanterie-Division hinzu, so kann man sich vorstellen, was ein konzentriertes Feuer aus mindestens 150 schweren Geschützen in Düsseldorf angerichtet hätte. Es wäre gewiss noch furchtbarer gewesen als in Leverkusen.



1985 zum Düsseldorfer Ehrenbürger ernannt: Aloys Odenthal



Winfried Lierenfeld aus Hilden, der Einblick in amerikanische Unterlagen hatte, mit dem Original einer Düsseldorf-Karte, die sein Freund, Flight Lieutenant (Hauptmann) a. D. Vernon Wilkes, bei einem seiner Luftangriffe auf unsere Stadt im

Jahre 1944 benutzt hat. Wilkes gehörte übrigens zur einzigen Bomberbesatzung der Royal Air Force im Zweiten Weltkrieg, deren Mitglieder alle noch leben. Im März 1984 trafen sie sich in England wieder.

Wiedenhofen und Odenthal», bescheinigt auch Lierenfeld, «haben tatsächlich die Stadt vor dem Schlimmsten bewahrt.»

In der offiziellen US-Divisions-Geschichte heisst es: «Früh am 17 April rollten Teile des Bataillons, begleitet vom General, in Düsseldorf ein und fuhren direkt zum Polizeipräsidium. Inzwischen drangen Teile der beiden anderen Bataillone des Regiments durch die Stadt bis zum Rheinufer vor. Eine Stunde nach Beginn des Angriffs wurde Düsseldorf offiziell übergeben.»

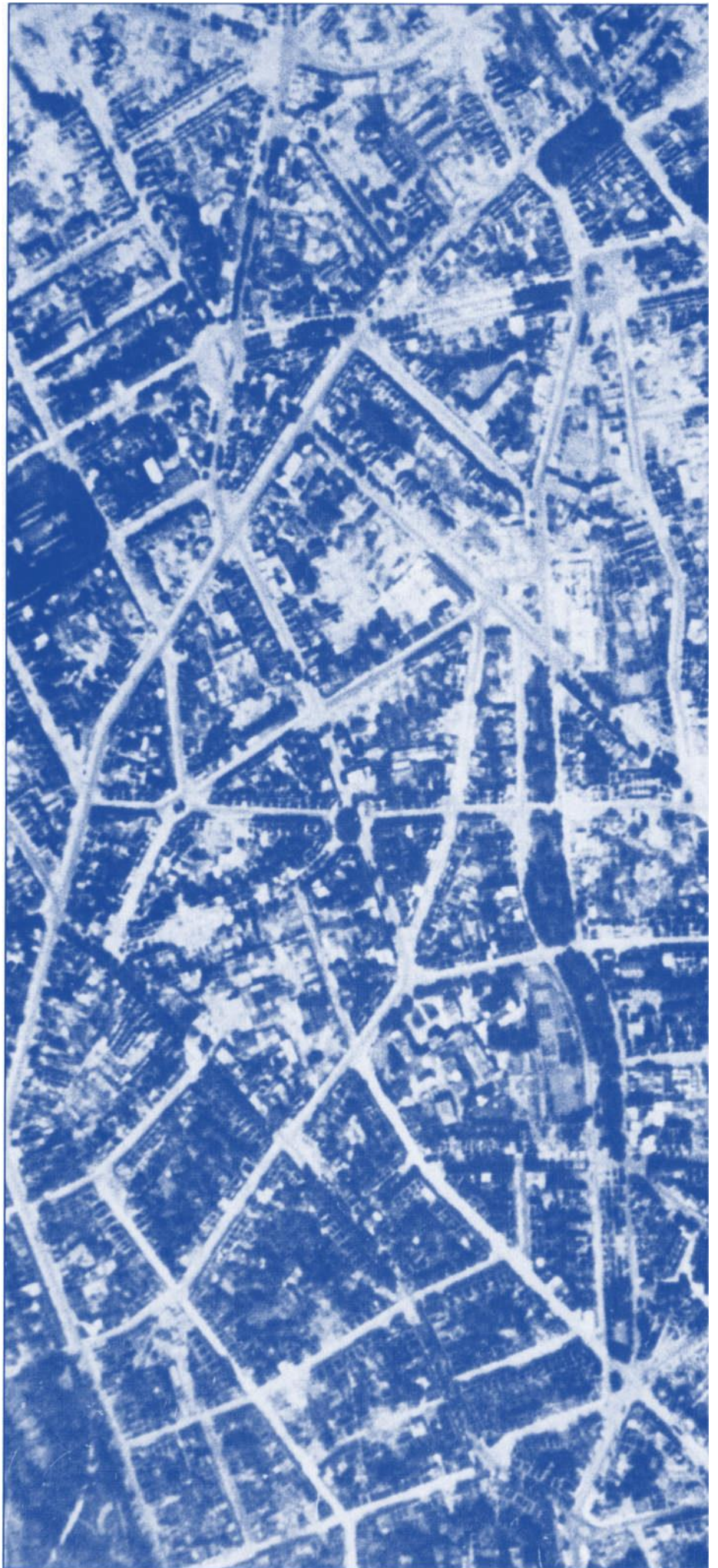
Doch geschossen

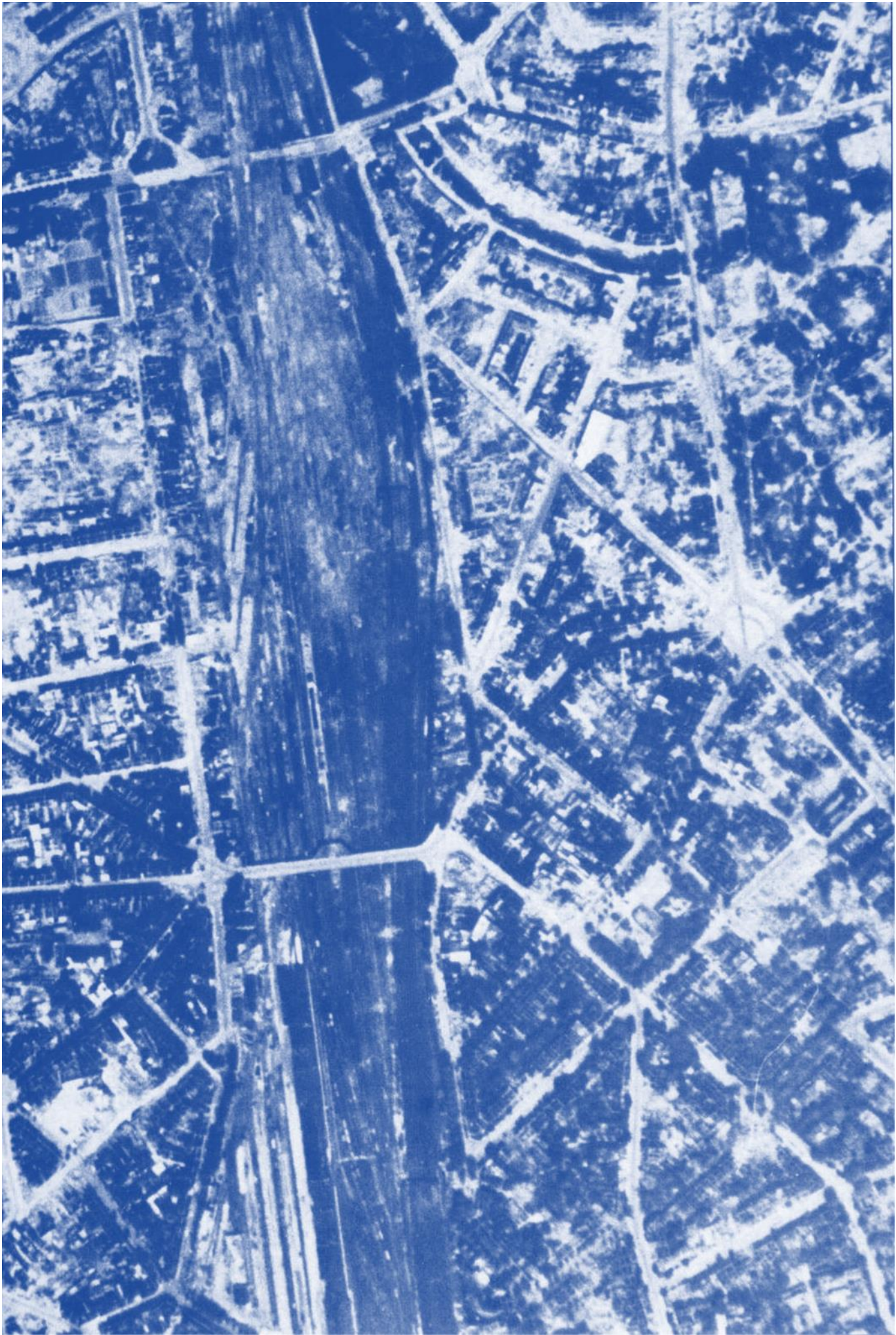
Aus Aufzeichnungen amerikanischer Soldaten: «17 April. Wir fuhren mit der Reserve durch Unterrath, wo wir von 2-cm-Flak aufgehalten wurden. Wir wichen nach links aus und fuhren durch die westlichen Aussenbezirke von Düsseldorf, wo die Kompanie die Nacht auf Strohmattzen in einem Hitlerjugendlager verbrachte. Die 2. und 3. Bataillone drangen mit Panzern in Düsseldorf ein. Sie stiessen auf keinen Widerstand. –

18. April. Wir rückten in Eller ein und kehrten später für kurze Zeit zurück, um Besetzungsaufgaben zu übernehmen. Lebten in wunderbaren, vom Krieg verschonten Wohnungen. Grossartig!»

Nach diesen Darstellungen müssen die Amerikaner in Unterrath doch noch auf – allerdings geringen – Widerstand gestossen sein. Lierenfeld: «Es stimmt also nicht, wenn man sagt, das rechtsrheinische Düsseldorf sei ohne einen Schuss gefallen.»

Luftaufnahme von historischer Bedeutung: 1945 fotografierte die Royal Air-Force das zerbombte Düsseldorf aus der Vogelperspektive. Die Stadt war eine riesige Trümmervüste. Unser Bild zeigt das Gebiet beiderseits der Eisenbahnstrecke zwischen Wehrhahn und Derendorf mit der Brücke im Zuge der Jülicher Strasse (obere Hälfte) und der Franklinbrücke (unterer Teil). Der helle Fleck rechts in der Mitte ist der Brehmplatz mit dem alten Zoogelände, an den oberen Bildrand drängen sich die Sportanlage an der Windscheidstrasse und (links unterhalb davon) der Park mit der Buschermühle. Vom linken Rand schieben sich, von oben nach unten, Golzheim, Pempelfort und (ganz links unten) ein Teil des Hofgartens ins Foto. Die Luftbilder der britischen Luftwaffe sind inzwischen von Stadtarchiv erworben worden.





So war's: In Hamm

«Fast alle Häuser waren von ihren Bewohnern verlassen worden. Die in den Gräben und hinter den Dämmen lagernden deutschen Soldaten hatten es leicht, in die Wohnungen einzusteigen. Sie machten reichlich Gebrauch von dieser Gelegenheit und gingen auf die Suche nach Getränken und Tabakwaren. Hin und wieder fand man auch ausgezogene Uniformen – dafür fehlte dann Zivilkleidung.» Der Hammer Chronist Wilhelm Sinzig hat detailliert beschrieben, wie es in den letzten Kriegstagen in seinem ländlich-idyllischen Stadtteil zuging. Das Beispiel Hamm soll hier für viele stehen.

Spiel mit Leben

Die Rheindämme waren Anfang März 1945 nur sehr dünn von Deutschen besetzt. Ab und zu wurde ein altes Maschinengewehr aufgebaut, das in Abständen von einigen Stunden jeweils 200 Schuss hinausjagte. Die Antwort von der linken Rheinseite liess nie auf sich warten. «Ein Hagel von Artilleriegeschossen kam herüber und legte unsere Häuser in Trümmer.» Der Volkssturm vor Ort besass sechs dänische Gewehre und ein paar Patronen, doch Lust zur «Verteidigung des Vaterlandes» hatte keiner mehr. «Eine Reihe von Parteigenossen war freilich mit dem Mund immer noch sehr tapfer» – aber sie meldeten sich lieber zur Verteidigung der Verpflegung im Bunker.

Trümmer, Jammer, Elend, Wirrwarr und Vernichtung

Sinzig: «So lagen wir in der vordersten Kampflinie. Die Gefahr wurde immer grösser. Wer noch versuchte, vom Bunker aus nachts in seine Wohnung zu gelangen, spielte mit dem Leben. Aber immer wieder wurde es versucht; man sprang, Deckung suchend, von Haus zu Haus, immer auf das Heranpfeifen einer Granate gefasst. Mancher Hammer Bürger ist von einem solchen nächtlichen Gang nicht zurückgekehrt oder wurde verwundet geborgen.»

Der Kampf hatte sich schliesslich so eingespielt, dass morgens zwischen sechs und acht Uhr von beiden Seiten nicht geschossen wurde. In dieser Zeit fütterten die Hammer ihr Vieh, soweit es noch welches gab. Auf den Feldern suchten hungrige Düsseldorfer nach Gemüse, das in der Stadt längst nicht mehr zu haben war. In der Laak kamen dabei eines Tages mehrere Menschen durch Granatfeuer um oder wurden verletzt.

Unter den 4'000 Leuten, die im Hammer Bunker Schutz suchten, waren auch Einwohner benachbarter Stadtteile, vor allem Unterbilks und des Hafengebiets. Sie wurden, so gut es ging, mit durchgefüttert. Der Volkssturm hatte eine Grossküche organisiert. Für eine Mark erhielt man ein warmes Mittagessen. Die Kartoffeln lieferten die Hammer Gärtner, Fleisch und Fett stammten von angeschossenem, teils wild umherhumpelndem Vieh. «Ein Milchhändler sammelte die Milch von den noch lebenden Kühen und verteilte sie an die 400 bis 500 Kinder.»

Was sich 1945 in dem idyllischen Ortsteil abspielte

Wie Sinzig berichtet, holten sich junge Leute nachts im Hafen Sprit zum Schnapsbrennen. Immer mehr Sprit wurde in den Bunker geschmuggelt. «Immer öfter kam es vor, dass hier ganze Gruppen betrunken waren.» Der Leichtsinn, sich in den Hafen vorzuwagen, forderte aber auch Opfer.

Bei Kriegsende wurde das Hafengebiet dann regelrecht geplündert. Lange Kolonnen von Wagen und Karren zogen durch die Strassen, beladen unter anderem mit Seife und Seifenpulver. «Im Spritwerk wimmelte es von Tausenden. Jeder hatte Flaschen, Eimer oder Kanister bei sich, füllte ab und schleppte fort. Viele aber kamen nicht damit nach Hause, weil sie unterwegs am Strassenrand in den Schlaf taumelten.» In einer Lebensmittelgrosshandlung im Hafen floss der Wein in Strömen. Bis an die Knie watete man durch Öl, weil einige Plünderer die grossen Ölbehälter mit Meissel und Hammer angebohrt hatten. «Frauen kamen mit Eimern voll Öl dahergekeucht und wussten das Gewicht kaum von der Stelle zu bringen.»

Aus anderen Lagern verschwanden enorme Bestände von Holz, Eisen, Steinen, Kalk, Dachpappe, Ziegeln, Platten, Farben, Nägeln, Schrauben, Nieten, Glas, Schaufeln, Giesskannen, Flaschenzügen, Motoren und anderen wertvollen Utensilien mehr. «Man hatte», so Sinzig, «den Eindruck: jetzt kommt das Ende – alles wird restlos verteilt und verlebt, und dann ist es aus.»

Doch zuvor schlug so manche Granate in dem Stadtteil böse Wunden. Unter Feuer nahm die amerikanische Artillerie von der anderen



Amateurfoto aus schlimmer Zeit: Martin Knauer hielt unter schwierigen Umständen im Bild fest, wie es nach einem Angriff auf der Hammer Dorfstrasse aussah.

Rheinseite aus vor allem eine Sendeanlage der Polizei auf dem Hammer Bunker, einen deutschen Beobachter in der Spitze des Kirchturms und einen Landser, der vom oberen Stockwerk der Schule mit seinem Karabiner auf Bewegungen im Linksrheinischen schoss. Dem Bunker konnten die Granaten zwar nicht viel anhaben, doch der Kirchturm wurde schwer beschädigt und drohte sogar einzustürzen, und von der Schule blieb nur eine Ruine.

Schlimm traf es die Bewohner der Blasiusstrasse. Der Strang, an den das Kanalnetz der ganzen Gemeinde angeschlossen war, erhielt einen Volltreffer. Das Wasser floss nicht mehr ab, es überflutete die

Keller. «Lebensmittel, Kleidung und Schuhe, Radioapparate, Schreibmaschinen, Akten, Kisten mit Wäsche und Bettzeug standen oder schwammen im Wasser und verderben.» Auch waren im gesamten Ort die Wasseranschlüsse unterbrochen. Nur eine Zapfstelle an der Kirche funktionierte noch. Hier holte sich jeder mit Eimern oder Kesseln, was er brauchte. Das Gaswerk war ebenfalls zerschossen. Ein Telefon gab es in Hamm überhaupt nicht mehr.

47 Bürger starben

«Trümmer und Schutt jammer und Elend, Wirrwarr und Vernichtung auf der ganzen Linie», zog

Wilhelm Sinzig Bilanz, die er auch in Zahlen fasste. Danach wurden in dem kleinen Hamm im Krieg 85 Häuser völlig zerstört und 51 schwer beschädigt. 47 Einwohner kamen durch Bomben und Beschuss ums Leben. Vor allem durch die nahe Hammer Eisenbahn- und die Südbrücke, die am 3. März von deutschen Einheiten gesprengt wurden, war der reizvolle Vorort noch zu einem der letzten Kriegsschauplätze geworden. Als die Hammer nach siebeneinhalb Wochen – beim Einmarsch der Amerikaner – ihren Bunker endgültig verlassen konnten, bot ihr Dorf ein trostloses Bild.



Unterbach war noch bis zuletzt umkämpft

Unterbach, 1975 durch die Gebietsreform Düsseldorf zugeschlagen, war 1945 noch mit Erkrath verbunden. Da es heute zu Düsseldorf gehört, dürfte es für Düsseldorfer interessant sein zu erfahren, wie es Unterbach, als dem vielleicht letzten umkämpften Ort vor der kampflosen Übergabe von Düsseldorf, erging.

Rundum waren Flak-Stellungen, auf dem Sportplatz sowie an der Vennhauser Allee 8,8 cm, gegenüber dem Bergschlösschen eine Flak-Helfer-Stellung. Eine «Schanzer»-Truppe war in der kath. Schule untergebracht und hatte zur Verteidigung Schützen- und Panzergräben längs des Höhenzuges Hochscheidt – Bergschlösschen bis zur Autobahn gezogen. Auf der Gerresheimer Strasse war, unter Artilleriebeschuss von der anderen Rheinseite, am Kikweg durch Einsetzen von Baumstämmen eine Panzersperre errichtet worden. Auch der Hügel «Tönniesberg» hinter der damaligen Wirtschaft Schulte-Zurhausen war von Schützengräben durchzogen und, wie ganz Unterbach, von deutschen Soldaten besetzt.

Am 15.4.1945 vormittags wurden die ersten amerikanischen Panzer, von Hilden aus kommend, gesichtet. Drei Panzer kamen über die Gerresheimer Strasse in den Ort gefahren. Einer davon wurde von einem Soldaten von der Hecke des Pfarrhauses aus mit einer Panzerfaust getroffen und brannte vor der Wirtschaft «Zur Delle» aus.

Willi Kollbach Gerresheimer Landstrasse 64

Ein zweiter wurde von der 8,8 von der Vennhauser Allee her in direktem Beschuss getroffen und brannte in dem Wäldchen vorder Vennhauser Allee aus. Der dritte Panzer kam, mit seinem MG feuernd, zurück und beschoss die Hecken an den Strassenrändern.

Während dieser Zeit wurde um den «Tönniesberg» gekämpft. Weil auf dem «Sonnen-Hoss die weisse Fahne gehisst wurde, schoss ein junger deutscher Leutnant deren Scheune in Brand. Nach der Einnahme des Tönniesbergs durch die Amerikaner gingen diese auf die Flakstellung des Bergschlösschens vor mit Unterstützung durch Panzer und Artillerie-Flieger.

Am Nachmittag haben dann die Amerikaner drei weitere Panzer durch Unterbach geschickt. Auf den zwei vordersten hatten sie zwei deutsche Soldaten, die sie am Tönniesberg gefangengenommen hatten, einen Unteroffizier und einen Gefreiten, vorn auf die Panzer gebunden. Diese Panzer kamen nach einiger Zeit unversehrt zurück.

Am 15.4. abends fand in den Parkanlagen des Hauses Unterbach eine Entlassungsfeier statt, wobei das Deutschland- und das Horst-Wessel-Lied gesungen wurden. Die Soldaten erhielten Entlassungspapiere ausgehändigt, alle Vorräte an Lebensmitteln, Gerät, Werkzeugwagen, Autos etc. wurden verbrannt. Die Soldaten bemühten sich in Unterbach um Zivilkleidung und Unterkunft.

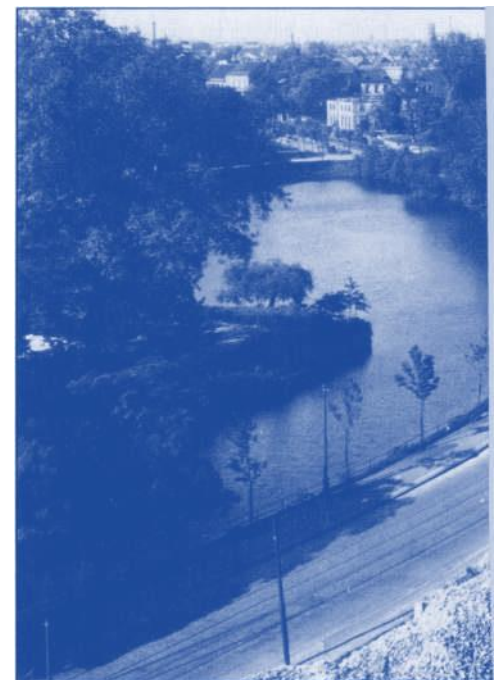
Am Morgen des 16.4. gab es keinen Widerstand gegen die Amerikaner mehr. Den einfahrenden Panzern folgte Infanterie in Schützenreihe im Graben längs der Gerresheimer Strasse.

Vielleicht 50 Panzerfuhren auf ein Rapsfeld auf, das Feld, auf dem heute der Deutsche Supermarkt steht. Als von Erkrath her Schrapnell-Beschuss erfolgte, gruben sich die Amerikaner unter ihren Panzern ein. Später wurden die Häuser nach Soldaten, Waffen und Nazi-Emblemen durchsucht.

Todesstrafe angedroht

Unter Androhung der Todesstrafe mussten sich einige Tage später alle ehemaligen Soldaten sowie solche, die keinen Wehrpass besaßen, in «HausMorp» in Erkrath melden. Viele wurden dort festgehalten, von Panzern umgeben. Sie sollten zur Überprüfung nach Düsseldorf, hiess es.

Unter diesen Leuten war auch der ortsbekannte, immer lustige Jakob Weber, der sich von einer Beeridigung aus im schwarzen Anzug und mit Zylinder gemeldet hatte. In rasanter Fahrt wurden sie nach Düsseldorf ins Polizeipräsidium gebracht. Sie alle kamen von dort aus in die berüchtigten Lager nach Sinzig und Remagen.





GI's in Pontons mit MG's

**Hanns-Jochen Hoffmann
Plüschowstrasse 1**

Nachdem auch das Comenius-Gymnasium in Oberkassel wegen der Kriegsergebnisse «dichtgemacht» hatte, evakuierten meine Mutter und ich in meine frühere Heimat Halberstadt am Harz, damit ich dort weiterhin die Schulbank drücken konnte.

Acht Tage vor der Besetzung durch die US Army wurde auch dieses Kleinod mittelalterlichen Städtebaus – 800 Jahre Stadtrechte und während des Krieges voller Lazzarette – im Stadtkern durch Bomben dem Erdboden gleichgemacht, vier Wochen vor Kriegsschluss.

Wie mochte es in Düsseldorf aussehen, wie hatte mein Vater – dort als «Volkssturmann» aufgeboten – das Kriegsende erlebt? Schon vier Wochen später – zwei Tage, bevor die russische Armee nachts völlig überraschend in die von den Amerikanern besetzten Teile Mitteldeutschlands – auch in Halberstadt – mit Panjewagen einrückte (die Amis waren lautlos abgerückt), machte ich mich als knapp Fünfzehnjähriger allein und mit Mutters Segen auf den Weg nach Düsseldorf – angetan mit der entmilitarisierten Panzeruniform (schwarzes «Affenzäckchen») meines in Russland gefallenen Bruders.

Es wurde eine kombinierte Holzvergaser-Lkw/Eisenbahn-Fahrt ohne Fahrkarte – Hauptsache westwärts! – und auf Schusters-Rappen-Reise durch ein zerbombtes Westdeutschland, durch das aber erstaunlicherweise auf einigen, wenigen Strecken, aber immerhin... die Dampflok mit überfüllten, von Kugeln durchsiebten Personenwagen rumpelten. Aber um 19 Uhr bringt Curfew schlagartig alles Leben auf den Strassen und Schienen zum Erliegen: kein Deutscher darf sich bis zum nächsten Morgen ausserhalb der Häusermauern zeigen.

So ging's über acht Tage westwärts – bis Wuppertal. Und dann nur noch zu Fuss bis Düsseldorf. Was wohl mein Freund Werner Leu machte, 1944 als Flakhelfer auf der Oberkasseler Rheinbrücke – hoch über dem Fluss – am 2-cm-Geschütz eingesetzt, um die (wie's seinerzeit hiess) anglo-amerikanischen Terrorbomber herunterzuholen?

Die Brücke war nicht mehr! Was nun? Ja, es gäbe eine bei Grimlinghausen, die sei aber für Zivilisten tabu. Trotzdem nichts wie hin. – Ich musste nach Meerbusch zu meinem Vater. Besser gesagt als getan: vom Westufer zog sich ein endloser Strom von Militärfahrzeugen über die Pontonbrücke, in den Pontons an Maschinengewehren GI's den Blick stromaufwärts, um evtl. Treibminen zu sichten – oder wer weiss wen.

Und dann plötzlich: «Die Brücke ist für eine Stunde nach Westen für Zivilisten offen!» Menschenmassen hasteten hinüber – bei strahlendem Sommerwetter. Und noch einmal per pedes und auf einem Pferdewagen und dann zuhause, glücklich, den Vater gesund zu finden.

Dafür sass meine Mutter nun in der SBZ, der «Sowjetisch besetzten Zone» hinter dem Eisernen Vorhang – bis zu ihrer Flucht in den Westen.

Die alte Hofgartenstrasse mit der Landskrone.





Mit Bett-Tuch zu den Amis

Bruno Recht
Bürgermeister Rathaus

Vor Kriegsende:
Bruno Recht, in Russland schwer ver-
wundet, während eines Genesungsur-
laubs.

Man konnte ab Februar 1945 feststellen, dass sich die Front von Westen her bedrohlich näherte. Aus der Ferne hörte man unaufhörlich das dumpfe Dröhnen der Artillerie. Im Übrigen wurde zum letzten Aufgebot alles einberufen, was sich noch bewegen konnte. Die Reitallee im Hofgarten wurde zum Übungsgelände für den Volkssturm.

Auch ich erhielt mehrere Gestellungsbefehle, die ich schriftlich dahingehend beantwortete, dass ich schwerkriegsbeschädigt und bereits ausgemustert sei.

Nach weiterem Hin und Her wurde ich schliesslich in die Turnhalle der Schule an der Essener Strasse zur erneuten Musterung beordert. Zusammen mit mir wurden hundert Männer untersucht und fast alle für den Volkssturm für tauglich erklärt. Ich hatte «Glück», meine Ausmusterung wurde bestätigt.

3. März 1945: Ich fuhr mit meinem Fahrrad vom Haus meines Chefs, Insel-/Schäferstrasse, kommend, gegen 9.30 Uhr am Burgplatz auf die Rheinuferstrasse und erlebte, wie die Oberkasseler Brücke mit erheblichem Getöse in die Luft ging und die massigen Trümmer in den Rhein stürzten.

Wie der Teufel fuhr ich dann in die Firma – allerdings auch das letzte Mal. Am 5. März (ich arbeitete im Hafengebiet) wurde der Betrieb geschlossen. Das Hafengelände war – wie auch der Rheinpark und der Hofgarten etc. – Frontgebiet geworden. Der Volkssturm ging überall in Stellung. Nur wurde die Truppe von Tag zu Tag weniger, – man setzte sich langsam ab.

Trotz der bestätigten Ausmusterung versuchte man weiterhin – zuletzt sogar mit Drohungen –, mich zum Volkssturm einzuziehen. Ich setzte mich deshalb ins Sauerland ab. Mit dem Fahrrad fuhr ich in eine kleine Ortschaft bei Attendorn.

Meine Eltern konnten Düsseldorf nicht verlassen, da der Zugverkehr ab Hauptbahnhof eingestellt worden war. Zunächst fuhren noch Züge vom Gerresheimer Bahnhof, aber um mitgenommen zu werden, bedurfte es eines richtiggehenden Kampfes.

Im Sauerland erlebte ich das Ende des Krieges. Ich kam vom Regen in die Traufe. Die aus Osten zurückflutenden Truppen waren in Auflösung. Geschlagen und demoralisiert bewegten sie sich innerhalb des von den Amerikanern und Engländern gebildeten sogenannten Ruhrkessels in Richtung Westen.

Tiefflieger vom Typ Lightning beherrschten ungestört den Luftraum. Bei einem Einkauf an einem sonnigen Samstagmorgen in Attendorn geriet ich mitten in der Stadt in einen für die Bewohner völlig überraschenden und wahrscheinlich ersten Bombenangriff eines alliierten Bomberkommandos auf das hübsche Städtchen. Die Folgen waren furchtbar.

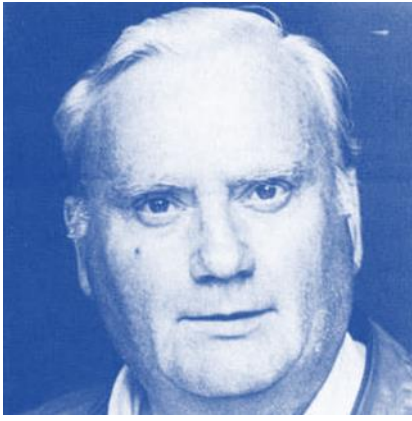
In der Nähe der Ortschaft nach Osten hin fügte einige Zeit später unglücklicherweise eine noch intakte schwere Flak-Einheit den vorrückenden Amerikanern starke Verluste zu. In dieser Situation baten mich die Dorfbewohner als dem einzigen Englisch sprechenden, die Initiative zu ergreifen und mit einer weissen Fahne (Bett-Tuch) die Amerikaner am Ortseingang zu empfangen, um die Ortschaft kampfflos zu übergeben. Dabei wusste ich nicht, ob nicht auf den Höhen, die das Dorf einschlossen, noch aktive deutsche Truppen auf eine Möglichkeit warteten. Dieses gefährliche Vorhaben gelang dann aber zur Zufriedenheit aller, auch der Amerikaner, die mit Flugzeug- und Panzerunterstützung nur sehr vorsichtig vorrückten.

Nach Kriegsende besorgte ich mir auf der Kommandantur in Attendorn einen Landarbeiterausweis für Düsseldorf. Der die Papiere ausstellende amerikanische Offizier erkannte mich sofort. Er war bei der Dorfübergabe dabei gewesen.

Neben dem erbetenen Ausweis erhielt ich noch einen Durchfahrtschein, und so bepackte ich mein Fahrrad voll mit Lebensmitteln, die ich von den dankbaren Dorfbewohnern erhielt, und fuhr in Richtung Düsseldorf.

Es war fünf Minuten vor Beginn der Sperrstunde, als ich bei meinen Eltern ankam. Wir hatten während der ganzen Zeit nichts voneinander gehört, und sie freuten sich natürlich riesig. Der verdammte Krieg war endlich zu Ende.

Kriegsende. Wie an der Immermannstrasse sah es in weiten Teilen der Stadt aus.



Weisse Fahnen in Fenstern

Heinz Zimmermann
Aachener Strasse 107
(Weisser Jahrgang)

1944 war ich als 15/16jähriger zum Schanzen in die Grenzgebiete von Venlo, Roermond bis Aachen eingezogen worden. Mein Vater war bei der Marine. Wenn ein Fliegerangriff auf Düsseldorf war, machte ich mich auf den Heimweg, um nach meiner Mutter und meinem Zuhause zu sehen. Durch die zwei- oder dreimalige Entfernung von der Truppe kam ich in ein Kriegsgefangenenlager bei Hückelhoven und musste mit Russen, Holländern und Deutschen im Bergwerk arbeiten. 14 Tage vor Weihnachten 1944 wurde ich von der SS-Kommandantur mit der Bemerkung entlassen: Ich solle mich in Düsseldorf sofort als 16jähriger Freiwilliger melden. Das aber tat ich nicht.

In Düsseldorf lebte und wohnte ich von Ende 1944 ab mit meiner Mutter im Gartengelände an der

Siegburger Strasse, weil es uns in der Wohnung auf der Aachener Strasse zu gefährlich war. Vom Garten aus konnten wir alle Fliegerangriffe und nachher den Artillerie-Beschuss auf Düsseldorf beobachten. So erlebte ich die Sprengungen der kleinen Düsselbrücken, die übrigens bis heute nicht oder nur provisorisch aufgebaut sind. An jedem Pfeiler unter der Eisenbahnbrücke Siegburger Strasse war eine Sprengbombe befestigt. Es kam Gott sei Dank nicht zur Sprengung. Dafür hörte ich den ungeheuren Knall von der Sprengung der Oberkasseler Brücke.

Im Volksgarten befand sich schwere Flak (6 oder 8 Geschütze 10,2) in Stellung. Wenn die Soldaten ein Angriffsflugzeug im Scheinwerferkreuz hatten, war der Abschluss so gut wie perfekt. Die Luftüberlegenheit der Alliierten wurde jedoch immer grösser.

Eines Tages bekam die Flak im Volksgarten Volltreffer. Die Soldaten begaben sich auf den Rückzug. Ich war mit den ersten in den Stellungen und holte mir dort die zurückgelassenen Kartoffeln und Möhren aus den Mieten.

Jetzt folgte der sechs- bis siebenwöchige Beschuss. Man wollte auf dem heutigen Buga-Gelände noch von Gefangenen Schützengräben bauen lassen, was jedoch von ein paar Salven der Amerikaner verhindert wurde. Ein Gartenfreund rief mir von der anderen Düsselseite noch ein paar Worte rüber. 200 Meter weiter traf ihn eine Granate. Ich habe ihn nicht mehr wiedererkannt. Die Amerikaner standen linksrheinisch bei Grimlinghausen und Oberkassel und ballerten mit ihren Granatwerfern, was das Zeug hielt. Nachdem Düsseldorf sturmreif geschossen worden war, stiessen die Amis über Westen kommend zur Innenstadt vor. Vereinzelt und zögernd wurden in den Fenstern weisse Fahnen sichtbar. Die Angst steckte wohl jedem noch in den Knochen.

Ich schwang mich dann auf mein Fahrrad und fuhr durch den Volksgarten nach Hause, um zu sehen, ob noch alles stand. Wir hatten Glück! Bis auf kleinere Schäden am Haus war unsere Wohnung erhalten.



Von der Hand in den Mund

Und die Düsseldorferinnen zogen, ständig auf der Hut vor heulenden, pfeifenden und gurgelnden Geschossen, zu den Wirtschaftsämtern, um sich die mageren Lebensmittelkarten für die 74. Zuteilungsperiode – 9. bis 29. April – zu holen. Es sollten die letzten Kriegskarten sein. – In der fünf Jahre nach Kriegsende erschienenen Dokumentation der WZ ist festgehalten, wie eng damals die Düsseldorfer die Riemen um die ohnehin schon sehr mager gewordenen Hüften schnüren mussten.

35,7 g Fleisch

Nur zu einer bestimmten Tageszeit konnten in der ersten Hälfte jenes Monats die Hausfrauen unbehelligt von amerikanischen Granaten ihren «Einkäufen» nachgehen. Per Lautsprecher schallte es über den Rhein, dass man frühmorgens nicht schießen würde. «Und die Frauen zogen dann bald nach Sonnenaufgang zu den Pferdemetzgeren, standen da stundenlang Schlange, bis sie auf ihre Abschnitte die doppelte, mitunter die dreifache Portion ergatterten.» Dennoch kreperte mitunter irgendwo ein Geschoss, waren unter den Wartenden auch Verwundete zu beklagen.

Glücklich, wer einen Streifen Fett vom Gaul abbekam

Wer keinen guten Onkel oder Bekannten auf dem Land hatte oder nicht zu den Selbstversorgern gehörte, musste sehen, wie er mit den paar Lebensmitteln zu Rande kam. Ein halbes Pfund Fleisch gab es auf die ersten fünf Nummernabschnitte für die Woche vom 9. bis 16. April, also jenen Zeitraum, in dem sich das Schicksal der Stadt entschied und eine Handvoll mutiger Bürger sich anschickte, Düsseldorf den Alliierten kampfflos zu übergeben und dem sinnlosen Blutvergiessen und den ebenso sinnlosen Zerstörungen ein Ende zu setzen. In den beiden folgenden Wochen gab es gleichfalls je 250 Gramm. Pro Tag machte das 35,7 Gramm – wiegen Sie es einmal ab! Sie werden erstaunt sein, ein welch' verschwindend kleines Häuflein Fleisch da auf den Teller kommt. An Fett waren wöchentlich 58,3 Gramm avisiert. Da freute man sich, wenn der Lappen, den man von einem Gaul abbekam, einen daumenbreiten goldgelben Streifen aufwies.

Mit 3'600 Gramm Brot für die dreiwöchige Periode wurden ebenfalls die wabbernden Bäuche nicht prall. Gut gerechnet waren die rund 170 Gramm pro Tag vier Scheiben normalgeschnittenes Schwarzbrot. Täglich winkten dazu 10,7 Gramm Nahrungsmittel. Ein Viertelpfund Muckefuck – Kaffee-Ersatz unseligen Andenkens – füllte die Verkäuferin dem Kunden auf den Abschnitt 37 in das Tütchen. Langen mussten für drei Wochen auch 375 Gramm Zucker oder anderthalb Pfund höchst undefinierbarer Marmelade. 62,5 Gramm Käse und ein Viertelpfund saurer Quark komplet-

Waffen schwiegen für Einkauf – Die letzte Kriegszuteilung

tierten die Auswahl delikater Herrlichkeiten.

Da war es kein Wunder, dass Frauen, Kinder und alte Leute zu Hacke und Spaten griffen, «um jedes Stück Ödland urbar zu machen, um in ihren Schrebergärten zu schaffen und zu wühlen, damit man im Sommer und im Herbst einiges ernten konnte». Mancher «Gärtner» fand wenig später sein Reich allerdings verwüstet vor – Granaten verirrten sich immer einmal. «Doch die Schäden wurden beseitigt. Man säte, man pflanzte von Neuem – sofern noch etwas von mühsam beschafftem Saat- und Pflanzgut übrig war.»

Angst vor Epidemie

Wie schlimm es damals um die Versorgung aussah, lassen auch Zeitungsmittelungen aus den Tagen und Wochen vorher ahnen: «In manchen Stadtteilen ist die Lebensmittelzufuhr völlig unzulänglich, und es ist vollkommen unmöglich, von auswärts ausreichend Nahrungsmittel heranzuschaffen, zumal ja das Transportwesen in erster Linie der Front zur Verfügung gestellt werden muss. Jeder Düsseldorfer muss darauf aufmerksam gemacht werden, dass er eines Tages nicht mehr genügend zu essen haben wird und vielleicht Hunger leiden muss.»

Beschwichtigungen und Katastrophenstimmung wechselten einander ab: «Es ist gelungen, die Energieversorgung aufrechtzuerhal-

Sonder-Bezugscheine aus der Zeit der
Beschießung Düsseldorfs.
Glück hatte, wer darauf auch
etwas bekam.

| | | | | |
|---|--|--|---|---|
| Nur gültig in Verbindung mit dem Stammabschnitt | Nur gültig in Verbindung mit dem Stammabschnitt | Nur gültig in Verbindung mit dem Stammabschnitt | Nur gültig in Verbindung mit dem Stammabschnitt | Nur gültig in Verbindung mit dem Stammabschnitt |
| Gültig zum Bezug FI eines Hutcs od. Mütze | Gültig zum Bezug FI von einem Taghemd mit einem Kragen | Gültig zum Bezug FI von einer Krawatte | Gültig zum Bezug FI von einem Unterhemd | Gültig zum Bezug FI von einer Unterhose |
| (Siegel) | (Siegel) | (Siegel) | (Siegel) | (Siegel) |
| Datum | Datum | Datum | Datum | Datum |
| Empfangsbescheinigung des Bezugsberechtigten | Empfangsbescheinigung des Bezugsberechtigten | Empfangsbescheinigung des Bezugsberechtigten | Empfangsbescheinigung des Bezugsberechtigten | Empfangsbescheinigung des Bezugsberechtigten |
| Pos.-Nr. Punktwert | Pos.-Nr. Punktwert | Pos.-Nr. Punktwert | Pos.-Nr. Punktwert | Pos.-Nr. Punktwert |

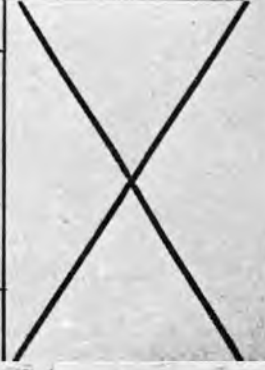
Wirtschaftsamt *Empfangsamt* *Wirtschaftsamt*

Männer **Sonder-Bezugschein**
für **Niegerschädigte** **726070** *

An *Inhaber* geb. am *16.3.1943*
Straße Nr. *163* wohnhaft *Der Oberb...*
darf gegen Abtrennung der Bezugsabschnitte die auf ihnen verzeichnete Ware gegen Empfangsbescheinigung abgegeben werden.

- Vom Verkäufer zu beachten!**
1. Aus dem Zusammenhang gelöste Abschnitte dürfen nicht beliefert werden.
 2. Die Abschnitte sind nur gültig, wenn sie das Stadtsiegel tragen.
 3. Der Empfang der Ware ist von dem Bezugsberechtigten auf dem Abschnitt zu bescheinigen.
 4. Vor Ablieferung der Abschnitte ist der für die abgegebene Ware vorgesehene Punktwert einzusetzen.

| | | | |
|---|---|---|--|
| Nur gültig in Verbindung mit dem Stammabschnitt | Nur gültig in Verbindung mit dem Stammabschnitt | Nur gültig in Verbindung mit dem Stammabschnitt | Nur gültig in Verbindung mit dem Stammabschnitt |
| Gültig zum Bezug FI von einem Paar Socken | Gültig zum Bezug FI von einem Nachthemd | Gültig zum Bezug FI von drei Taschentüchern | Gültig zum Bezug FI von einem Kragen |
| (Siegel) | (Siegel) | (Siegel) | (Siegel) |
| Datum | Datum | Datum | Datum |
| Empfangsbescheinigung des Bezugsberechtigten | Empfangsbescheinigung des Bezugsberechtigten | Empfangsbescheinigung des Bezugsberechtigten | Empfangsbescheinigung des Bezugsberechtigten |
| Pos.-Nr. Punktwert | Pos.-Nr. Punktwert | Pos.-Nr. Punktwert | Pos.-Nr. Punktwert |



| | | | | |
|--|---|---|---|---|
| Nur gültig in Verbindung mit dem Stammabschnitt | Nur gültig in Verbindung mit dem Stammabschnitt | Nur gültig in Verbindung mit dem Stammabschnitt | Nur gültig in Verbindung mit dem Stammabschnitt | Nur gültig in Verbindung mit dem Stammabschnitt |
| Gültig zum Bezug FI eines Kleides (od. Rock und Bluse) | Gültig zum Bezug FI von einem Unterkleid oder einem Unterrock | Gültig zum Bezug FI von einem Taghemd | Gültig zum Bezug FI von einem Schlüpfcr | Gültig zum Bezug FI von einem Paar Strümpfe |
| (Siegel) | (Siegel) | (Siegel) | (Siegel) | (Siegel) |
| Datum | Datum | Datum | Datum | Datum |
| Empfangsbescheinigung des Bezugsberechtigten | Empfangsbescheinigung des Bezugsberechtigten | Empfangsbescheinigung des Bezugsberechtigten | Empfangsbescheinigung des Bezugsberechtigten | Empfangsbescheinigung des Bezugsberechtigten |
| Pos.-Nr. Punktwert | Pos.-Nr. Punktwert | Pos.-Nr. Punktwert | Pos.-Nr. Punktwert | Pos.-Nr. Punktwert |

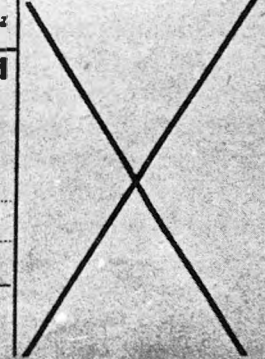
Wirtschaftsamt *Empfangsamt* *Wirtschaftsamt* **A**

Frauen **Sonder-Bezugschein**
für **Fliegerschädigte** **970870** *

An *Inhaber* geb. am *17.3.1943*
Straße Nr. *173* wohnhaft *Der Oberb...*
darf gegen Abtrennung der Bezugsabschnitte die auf ihnen verzeichnete Ware gegen Empfangsbescheinigung abgegeben werden.

- Vom Verkäufer zu beachten!**
1. Aus dem Zusammenhang gelöste Abschnitte dürfen nicht beliefert werden.
 2. Die Abschnitte sind nur gültig, wenn sie das Stadtsiegel tragen.
 3. Der Empfang der Ware ist von dem Bezugsberechtigten auf dem Abschnitt zu bescheinigen.
 4. Vor Ablieferung der Abschnitte ist der für die abgegebene Ware vorgesehene Punktwert einzusetzen.

| | | | |
|--|---|---|---|
| Nur gültig in Verbindung mit dem Stammabschnitt | Nur gültig in Verbindung mit dem Stammabschnitt | Nur gültig in Verbindung mit dem Stammabschnitt | Nur gültig in Verbindung mit dem Stammabschnitt |
| Gültig zum Bezug FI von einem Büstenhalter | Gültig zum Bezug FI von einem Nachthemd | Gültig zum Bezug FI von drei Taschentüchern | Gültig zum Bezug FI von einem Hut |
| (Siegel) | (Siegel) | (Siegel) | (Siegel) |
| Datum | Datum | Datum | Datum |
| Empfangsbescheinigung des Bezugsberechtigten | Empfangsbescheinigung des Bezugsberechtigten | Empfangsbescheinigung des Bezugsberechtigten | Empfangsbescheinigung des Bezugsberechtigten |
| Pos.-Nr. Punktwert | Pos.-Nr. Punktwert | Pos.-Nr. Punktwert | Pos.-Nr. Punktwert |





Ruinen, wohin das Auge blickte: Hier die Ecke Witzel- und Brunnenstrasse.

ten, wenngleich das Gas vollkommen ausfällt und auch Strom und Trinkwasser in grösseren Teilen der Stadt fehlen. Der Gesundheitszustand der Bevölkerung wird bei Ausfall der Wasser- und Stromversorgung schlagartig absinken. Mit schweren Epidemien, Typhus, Paratyphus, Fleckfieber usw. muss gerechnet werden. Da die Stadt Hauptkampffeld geworden ist, sind grosse Schäden an Gut und Blut entstanden.»

Aber nicht nur Versorgungsnachrichten interessierten. Man schlug die vorletzte Seite der sehr dünn gewordenen Zeitung auf

und zählte die Todesanzeigen: 21 Männer und Frauen – Zivilisten – waren am Tag vorher den Granaten zum Opfer gefallen. In einer Bekanntmachung wurde die Bevölkerung auch auf die Rettungsstationen hingewiesen, in denen Verwundete erste Hilfe erhielten. Auf die Stadt verteilten sich 22 Luftschutzrettungsstellen und 31 Bunkersanitätsräume mit Fernsprechan schlüssen. Für einen Teil dieser Verbandsstationen gab es am Tag nach der Veröffentlichung noch einmal zusätzliche Arbeit.

Letzter Alarm

Um 12 Uhr mittags am 22. März erlebte die Stadt ihren letzten bedeutenden Alarm. Der Luxemburger Sender meldete einen Grossangriff auf Gerresheim. Dort sollten Bomben auf Truppenansammlungen und Bereitstellungen geworfen werden. Es waren aber längst keine Truppen – zumindest keine geordneten – mehr in der Stadt. «Weithin sichtbar die Rauchwolken, die sich schwarz vom sonnigen, blauen Himmel abhoben», schrieb Rudolf Weber. «Die Teerlager am Fuss des Gallbergs verbrannten, und wiederum sanken bis dahin kaum oder überhaupt nicht beschädigte Wohnhäuser zusammen ...»

Durch die zerstörte Innenstadt gerobbt

«Das Wehrrüchtigungslager lag hinter mir... Ich bekam Anfang März den Auftrag, allein in das Gebiet westlich von Krefeld zu fahren, wo Hitler-Jungen aus verschiedenen Standorten beim Ausheben von Panzergräben helfen sollten», schreibt Dipl.-Ing. Bernhard Sinning, Bergisch Gladbach, Im Haferkamp 17. Nachdem er in Krefeld bei einem Bombenangriff mit heiler Haut davon gekommen war, wollte er spät abends mit einem Zug nach Düsseldorf und dann von dort weiter nach Hause, nach Wuppertal. Doch der Zug fuhr nicht. Sinning schildert, wie er dennoch sein Ziel erreichte:

Da tauchte ein ziviler Lkw mit Plane vor dem Bahnhof auf, er wollte nach Düsseldorf in die Kunstakademie bei der Skagerrak-Brücke, um Volkssturmeute zur Front zu bringen. Ich kam ohne Schwierigkeiten mit und schlug mich bei der Kunstakademie in die Büsche. – ich seilte mich unauffällig ab. Die drei Kilometer vom benachbarten Hofgarten bis zum Hauptbahnhof kannte ich genau, trotz Dunkelheit und Trümmern. Der Himmel hatte sich inzwischen zugezogen. Nur auf Feldgendarmen war ich nicht scharf – aber gab es die überhaupt noch?

Etwas anderes gab es noch: deutsche 10,5-cm-Flak! Im Hofgarten gab es plötzlich viermal Mündungsfeuer, der bellende Ton der Flakabschüsse riss mich zu Boden. Diesen Ton kannte ich doch seit 1940, es war das Signal, in den Keller zu gehen, aber es kam im Laufe der Kriegsjahre immer seltener. Die Panzerbekämpfung hatte Priorität.

Drei Salven schoss die Batterie, um dann zu verstummen. Die haben keine Munition mehr, dachte ich, und marschierte weiter Richtung Opernhaus. Aber ich hatte meine Rechnung ohne die US-Armee gemacht; niemand wusste damals den genauen Frontverlauf. Die Amis wussten nun aber um so genauer, wo die deutschen Geschütze lagen, und fachten ein gewaltiges Feuerwerk an: keine einzelnen Salven wurden gefeuert, sondern kontinuierlich wurde geschossen, Kaliber 20,5 cm. Das wussten wir damals alles sehr zuverlässig. Das Ziel war offenbar die ausgebombte Düsseldorfer Altstadt, in der sich ein paar von Jabos verängstigte Volkssturmeinheiten aufhielten.

Ich konnte hin und wieder das Pfeifen der Granaten hören, es unterschied sich durch niedrigere Frequenzen von den schneller fallenden Bomben. Völler Deckung war bereits Routine, so dass ich mich wenig fürchtete. Die Einschläge lagen westlich von mir, dem Rhein zu. Die Flak gab keinen Ton mehr von sich, die hatte wohl nichts mehr zum Zusetzen.

Feldgendarmen waren jetzt wohl kaum unterwegs, dachte ich und robbte völlig allein durch die Düsseldorfer Innenstadt. Vorbei am Kaufhof, von dem an einer Seite sechs Betondecken von einer Luftmine zer schlagen worden waren. – sie waren abgeknickt und lagen schräg übereinander, das Ganze war reif zum Umfallen.

Die US-Artillery aber gab diesem Torso nicht den Todesstoß, sondern sie gab mir «Deckung». Ich kreuzte die Kö und gelangte durch die Immermannstrasse zum Bahnhof ohne einen Menschen wahrzunehmen – ideales Fluchtgelände!

Früh am Morgen gab es tatsächlich einen Zug nach Wuppertal, der zwar keine Scheiben, aber eine Dampflokomotive besaß und noch vor der Tieffliegerzeit in der Dämmerung abfuhr und sein Ziel ohne Zwangsaufenthalt erreichte.

Kurz bevor der Zug abfuhr, hörte man mehrere dumpfe Explosionen. Ich erfuhr erst später, dass dies die Sprengung der Skagerrak-Brücke war.



Beim Organisieren: Immer wieder Granaten

Marianne Beier
Erlenweg 20 Langenfeld/Rhld.

Schlimme Zeit

Mein Bruder und ich waren 1945 15 und 13 Jahre alt und hatten den Krieg oft als «interessant» empfunden. Wir sammelten Flugblätter (was damals streng verboten war), sammelten Bomben- und Granatsplitter und hatten oft schulfrei, im Winter häufig wegen Kohlenmangels, das war natürlich für einen Schüler eine schöne Sache.

Aber ab 1945 fanden auch wir die Lage sehr ernst. Die Bomben- und Tieffliegerangriffe wurden auch in unserem Vorort Holthausen immer häufiger, wir mussten oft mehrmals nachts in den Keller, und wenn wir in unsere Wohnung zurückkonnten, waren immer häufiger die Fensterscheiben zerstört und der Putz von den Decken gefallen. Eines Nachts fand mein Bruder alle Fische tot im Aquarium vor. Eine Luftmine war in der Nähe gefallen, und durch den Druck waren alle Tiere gestorben. Besonders schlimm war es, als gegen Ende des Krieges tagsüber ein Tieffliegerangriff stattfand. Eine Bombe fiel mitten auf die belebte Kölner Landstrasse. Sechs Menschen waren auf der Stelle tot.

Dann der für uns schreckliche 25. März 1945. Die Amerikaner lagen bereits auf der linken Rheinseite und hatten beobachtet, dass im Garten unseres Hauses Soldaten am Telefonmast arbeiteten. Zwei Granaten wurden von den Amerikanern abgeschossen, die statt des Telefonmastes unsere Wohnung trafen. Meine Mutter war sofort tot, mein Bruder schwer verwundet.

Eine schlimme Zeit begann für uns, die Wohnung war zum grössten Teil zerstört, und wir mussten im Keller wohnen. Ich weiss, dass wir damals nicht einmal mehr einen Kamm hatten, den uns dann eine mitleidige Hausbewohnerin schenkte. Zu essen hatten wir wenig, meist nur etwas Maissuppe, die mit Süsstoff gesüsst wurde.

Eines Tages kam eine Freundin und meinte: «In Himmelgeist kann man Rhabarber und Porree auf den Feldern holen, die Bauern sagen nichts.» Wir haben Hunger und gehen mit der Freundin und deren Mutter los, um etwas für den knurrenden Magen zu holen. Unterwegs hören wir immer wieder Granaten in unserer Nähe explodieren. Ich laufe entsetzt wieder nach Hause, lieber hungern als von Granaten getroffen werden. Mein Bruder kommt nach einer Stunde blass zurück, die Tasche voller Rhabarber und Porree, aber die Mutter meiner Freundin wurde von einem Granatsplitter getroffen und musste ins Krankenhaus.

Dann das Ende des Krieges. Viele stehen auf der Strasse und klatschen den einziehenden Amerikanern Beifall zu. Aber die Folgezeit ist nicht rosig, weiterhin hungern, oft stundenlang vergebliches Anstehen nach Brot, das nicht schmeckt und schon am nächsten Tag «Fäden» zieht. Die Amerikaner haben Anordnungen erlassen, Ferngläser und Fotoapparate müssen abgeliefert werden. Wir haben Angst und geben unseren teuren Apparat und unser Fernglas (wir hatten beides im Keller und über den Krieg gerettet) ab. Die Amerikaner machen täglich Hausdurchsuchungen und nehmen Leute mit, bei denen verbotene Sachen gefunden werden.

Mein Bruder ist eines Tages allein in unserer Wohnung, als eine Hausdurchsuchung stattfindet. In unserer immer noch arg verwüsteten Wohnung wird ein uralter Fotoapparat gefunden, von dem wir gar nichts mehr wussten. Mein Bruder wird sofort mitgenommen und zur «Ulmer Höh» gebracht. Zusammen mit fünf anderen «Gefangenen» wegen ähnlichen Vergehens sitzt er nun im Gefängnis und wartet auf seine Verurteilung. Sogar eine ältere Dame sitzt mit den anderen männlichen Gefangenen in einer Zelle. Mein Vater bittet einen befreundeten Dolmetscher um Hilfe, und mein 15-jähriger Bruder wird nach 14 Tagen Haft bei der Gerichtsverhandlung freigesprochen.



Das blieb von der Ostseite der Prachtstrasse, der Königsallee.

Freundlich waren die Amerikaner zu mir bei einer Hausdurchsuchung, sie gaben mir Kaugummi und ein Stück Schokolade, damals eine wahre Sensation.

Schlimm war es, als uns durch die Stadtwerke das Gas abgestellt wurde. Ich hatte in einem alten Kochtopf Wäsche gekocht (die Waschküche war nicht benutzbar) und hatte natürlich viel zu viel Gas verbraucht, was damals streng verboten war. Einen Elektroherd hatten wir nicht, aber eine findige Nachbarin wusste Rat. Sie empfahl mir, auf einem umgedrehten Elektro-Bügeleisen zu kochen, was auch sehr gut klappte.

Tabak im Garten

Die Erbsensuppe, die wir damals so oft assen, konnte man wirklich gut auf dieser neuartigen «Herplatte» herstellen. An «Käfererbsen» kam man in der damaligen Zeit verhältnismässig leicht. Die Erbsen mussten eingeweicht werden, und dann jede einzelne Erbse auf fast immer vorhandene Käfer untersucht werden, und die Entfernung dieser Tierchen war natürlich sehr zeitraubend und mühsam. Geschmeckt hat die Suppe damals aber immer köstlich.

Etwas, was ich noch gelernt habe in der Nachkriegszeit, ist das Herstellen von Zigarren und Zigaretten. Mein Vater hatte Tabak im Garten angepflanzt, und ich lernte von einem Bekannten das fachgerechte Beizen und Trocknen der Blätter und dann das Drehen der Zigarren und Zigaretten. Man konnte damals eine ganze Menge für den selbsthergestellten Tabak bekommen.

Eins möchte ich abschliessend noch feststellen: Wir haben in der schweren Kriegs- und Nachkriegszeit immer wieder Menschen getroffen, die voller Hilfsbereitschaft waren.

Anneliese Josten
Kölner Strasse 226 d

Wohnort Düsseldorf, Eltern beide eingezogen, Schwester Kriegshilfsdienst bei den Arado-Flugzeugwerken in Warnemünde. Dreimal total ausgebombt. Mein Mann wurde nach einem Unfall erst als Transportbegleiter der Munitionszüge und später als Bahnhofswache eingesetzt. In einem zum Abbruch bestimmten Haus machten wir ein Zimmer bewohnbar, und wenn ich nicht im Keller sass, schlief ich dort mit unserem Schäferhund und einer Pistole neben mir. Inzwischen war mein Mann in einer Genesungskompanie in Wuppertal-Elberfeld, wohin ich während des Beschusses mit dem Fahrrad fuhr. Um den 10. April kam der Anruf abends spät: «Der Krieg ist aus, ich bin im Garather Hof!» Ich setzte mich auf mein Fahrrad, mit Zivilkleidern für meinen Mann, und fuhr unter Beschuss nach Garath zu meinem Schwiegervater. Der Amerikaner war morgens über den Tölleturm in Elberfeld Richtung Stadtmitte unterwegs. Der Hauptmann gab seinen Soldaten Entlassungspapiere und den Rat, sich durchzuschlagen; denn es wurden noch überall Brücken gesprengt. Die Gruppe kam z.T. bis Hilden, wo nun jeder durch den Wald seiner Wege ging. In der Nacht, während mein Schwiegervater ein paar Flaschen Wein spendierte, fuhr ein Sanka mit einem Panzersoldaten vor, der Verwundete von der Ardennerfront zurückgebracht hatte. Es war ein Klubkamerad aus unserem Kanuverein. Er meldete sich in der Schule Stoffeler Strasse und wurde sofort zur Verteidigung Düsseldorfs eingeteilt. Er kam zu uns zurück, und wir beratschlagten nun, was zu tun sei. Im Hotel Germania war eine

Entlassungsstelle eingerichtet worden, und ich habe mich dort umgesehen und selbst mit der Schreibmaschine unserem Freund die Entlassung in das Soldbuch getippt. Nun warteten wir täglich auf den Einmarsch; denn die Männer konnten nicht auf die Strasse, es wurde nach Deserteuren gesucht. Tagsüber blieben mein Vater und mein Mann in Uniform im Haus, und nachts wurde die Uniform immer in einem Trümmergrundstück versteckt. Endlich, nach etwa einer Woche, rückte der Amerikaner ein. Aus vielen Trümmergrundstücken kamen Fremdarbeiter, die sich dort versteckt hatten. Einer nahm mir mein Fahrrad ab. Mit Genehmigung des amerikanischen Stadtkommandanten durften die Ausländer zwei Tage lang plündern, bei unserem Metzger mischten sich aber auch Deutsche dazwischen.

Jeden Tag sollten sich die ehemaligen Soldaten im Präsidium melden, nun nahmen viele diesen Aufruf ernst und wurden als erstes von allen Wertsachen, die sie bei sich hatten, befreit. Auf der Erde lagen auch viele Zivilsachen. Jeden Tagging ich dorthin; mein Mann war die ganze Zeit zu Hause. Ich sah, dass die ehemaligen Soldaten wie die Sardinen auf Lastwagen weggefahren wurden, sie kamen in Gefangenenlager. Meine Mutter hat im heutigen Lessinggymnasium die Heimkehrer betreut, und ich habe miterlebt, wie Männer bei dem Anblick dergrossen Treppe umfielen, sie wurden auf Tragen hinauf transportiert. Bei der Brotausgabe haben viele geweint, es war bedrückend.

Katharina Schmitt
Ritastrasse 7

Woher ich weiss, dass die Flakbatterie von Hassels zum Niederheider Wäldchen verlegt wurde, kann ich nicht sagen. Am Nachmittag jenen Tages wussten wir – die Amis sind in der Nähe von Benrath. Alles war still. Nun hörten wir einige MP-Schüsse. Dann wieder Stille. Ich bekam Angst und sagte zu meiner Freundin: «Die sind verrückt. Sie schiessen. Fährst Du mit in die Stellung! Ich verbiete ihnen das Schiessen. Warum noch Blut vergiessen?» Meine Freundin und ich fuhren mit dem Rad zur Stellung hinüber. Ein Soldat, der mich wiedererkannte, sagte: «Seid Ihr verrückt? Was sucht Ihr hier? Zehn Minuten von hier steht der Amerikaner!» Ich erwiderte: «Ihr habt geschossen. Warum habt Ihr das getan?» Er darauf: «Wir haben nicht geschossen und werden auch nicht schiessen. Sieh her, die Leute aus den nahen Häusern haben uns Zivilkleidung gegeben. Wir tragen sie unter der Uniform. Die Leute nehmen uns auch in ihre Häuser auf. Wir können die Stellung noch nicht verlassen. Schnappen uns die Feldgendarme, so werden wir erschossen.» Wir fuhren eilig nach Hause.

Tage nach der Besetzung fanden spielende Kinder im Hasseler Wald Leichen von Soldaten. Es waren ein Unteroffizier und seine Leute. Er hatte in unserer Nachbarschaft gewohnt. Unter den Schüssen, die wir gehört hatten, waren sie gestorben.

Nur noch ein Torso:
Flinger Strasse, Ecke Marktstrasse.





Damit sich die Leute nicht selbst erschossen

**Werner Schenker
Fritz-Reuter-Str. 17**

Ich wurde mit vielen Kölner Kollegen aus verschiedenen Firmen der Mineral-Branche 1940 an das damals allein zuständige Zentralbüro für Mineralöl (ZB) nach Düsseldorf versetzt. Wir fuhren jeden Tag zwischen Köln und Düsseldorf hin und her, oft mit grossen Verspätungen. Zuletzt waren wir nach Zerstörung unserer verschiedenen Büros in Düsseldorf in die Schule an der Pestalozzistrasse gekommen, wo auch eine Bezugsscheinstelle untergebracht war. Beim Passieren der Rheinbrücke wurden alle kontrolliert. Wir mussten aussteigen und eine Sperre passieren und durften erst dahinter in die inzwischen vorgefahrene Strassenbahn wieder einsteigen. Bei Angriffen auf Köln hatte ich meine Wohnung verloren, meine Familie war nach Bergneustadt evakuiert, und ich konnte sie nur noch zum Wochenende sehen. Diese Fahrten dauerten oft bis zum nächsten Abend, weil die Züge nicht fuhren. Die Woche über schlief ich als Luftschutzwache in der Schule.

Kurz nach Mitternacht zum 2. März 1945 kam ein Kollege, um uns zu sagen, dass die Amerikaner bereits in Neuss seien, es hiesse aber auch, dass sie schon am Handweiser gesehen worden seien. In Heerdt herrschte absolut normale Nachtruhe. Es gelang, sofort alle Unterlagen, Schreibmaschinen usw. in die Keller des zerstörten Esso-Hauses an der Königsallee (damals Schlageter-Allee) zu bringen. Nur wenig war zurückgeblieben, das dann mit den restlichen Kollegen aus dem Haus geholt werden sollte. Das zog sich sehr hin, weil sich kein Fahrer mehr getraute, über die Skagerrak-Brücke zu fahren. Schliesslich fand sich am Nachmittag doch noch einer, weil ja kaum einmal ein Schuss fiel. Vor der Brückenauffahrt in Oberkassel stand aber noch immer die deutsche Kontrolle. Als wir gerade angehalten worden waren, schlug dicht neben uns eine Granate in die Anlagen. Doch wir gelangten glatt nach Düsseldorf. Im Hauptbahnhof bekam ich später beim Einschlag einer Granate eine Ladung Glassplitter ab.

In Heerdt hatten wir schon seit einigen Tagen keine deutschen Truppen mehr gesehen, auch nachts nichts von einem etwaigen Rückzug bemerkt. In der Pestalozzi-Schule lagen lediglich einige Verwundete, die in Kürze wieder eingesetzt werden sollten. Sie waren einem netten jungen Offizier unterstellt. Im Laufe des Vormittags des 2. März meldeten sich Völksturmlaute, die gerade einberufen worden waren. Man hatte ihnen Panzerfäuste gegeben, sie aber nicht über deren Handhabung unterrichtet. Das machte dann auf meine Bitte der Offizier, damit sich

die Leute nicht selber erschossen. Kurz danach tauchte ein aufgeregter, arroganter Major auf, der wohl den Krieg noch gewinnen wollte. Er erzählte uns, dass er gerade in einen Volkssturmbunker «Alarm» hineingerufen habe. Die Reaktion sei gewesen, dass ein alter Mann herausgesehen und gefragt habe.- «Was ist?»

In Heerdt hatten alle Geschäfte geschlossen. Die meisten Fensterläden waren ebenfalls dicht. Die Atmosphäre entsprach der Ruhe an einem hohen Feiertag. Vom Krieg war jedenfalls nichts mehr zu spüren. Das fand ich auch bei der Fahrt nach Düsseldorf bestätigt.

Es blieb uns unverständlich, dass die amerikanischen Panzer nicht einfach durchgefahren waren, was ihnen ohne Widerstand möglich gewesen wäre. Wir hörten, dass sie am 2. März schon bis zur Auffahrt in Oberkassel gewesen sein sollten, – sie hatten aber wohl dem Frieden nicht getraut.

Am nächsten Vormittag – nach meiner Erinnerung etwa um 10 Uhr – hörten wir den Knall der Brückensprengung.



Ein Schuss ging an mir vorbei

Anna Würdemann
Zietenstrasse 41

Beim Beschuss bin ich mal auf Umwegen von Derendorf zur Friedrichstadt gelaufen. Auf der Duisburger Strasse pfiß ein Schuss an mir vorbei. Ich sprang schnell in ein Trümmergrundstück, bis es still war, und erreichte unverletzt das Büro.

Einmal gab es einen lauten Knall, da flog eine Granate in die Rückfront eines Hauses uns schräg gegenüber. Es wurde niemand verletzt, da alle sich im Keller aufhielten. Da ich nach Kriegsschluss in nervenärztlicher Behandlung war, musste ich zur Lindemannstrasse gehen. Dort waren die restlichen Trümmer schon alle gesprengt, so dass die Gegend wie eine Mondlandschaft aussah. Mitten auf der

Strasse stand ein Behälter von mindestens einem Meter Durchmesser, aus dem grosse Flammen gen Himmel schlugen, weit und breit keine Menschenseele, bis auf einmal ein älteres Ehepaar aus einem Keller kam und mich freudestrahlend begrüßte. Das Haus meines Arztes bestand nur noch aus der ersten Etage, einem intakten Sprechzimmer, daneben ein Wartezimmer ohne Vorderfront, das man von der Strasse aus über eine roh gezimmerte Treppe in Breite des Raumes erreichen konnte. Oben sass man dann im Freien.

Wir hatten nur noch ein Schlafzimmer und eine gemeinsame Küche. Die beiden anderen Räume wurden von zwei bombengeschädigten Ehepaaren aus unserem Haus bewohnt. Auf einem kleinen umgegrabenen Stück unseres Gartens pflanzten wir Bohnen, Salat und Tomaten. Als nach einiger Zeit eine Bäckerei wieder öffnete, holte ich jeden Nachmittag für unsere Nachbarin, meine Mutter und mich Hefeteilchen, die wir mit grossem Appetit bei Muckefuck verzehrten.

Glücklicherweise hat man manches vergessen, was sich so ereignete, es ist ja auch schon 40 Jahre her. In den Bombennächten waren wir strapazierter, im April lag ja schon alles darnieder.

Während des Artilleriebeschusses herrschte bis 9 Uhr morgens Stille. Dann konnten die Hausfrauen das Wenige einkaufen, das es noch gab, vor allem Käfererbsen. Die kleinen glänzenden, schwarzen Käfer wurden von den Hausfrauen auf der Kellertreppe zum Garten sitzend aus den Erbsen entfernt, und dann wurde Erbsensuppe gekocht.

So sah es auf der Nordseite der Schadowstrasse aus.



In einem Jahr kamen 200'000 zurück

Vor einer Trümmerwüste wie bei Kriegsschluss hatte Düsseldorf in seiner vielhundertjährigen Geschichte noch nicht gestanden. Der Zusammenbruch bedeutete auch das Ende jeder Selbständigkeit und Eigenverwaltung. Die bis dahin Verantwortlichen waren auf und davon. Polizeipräsident Korreng hatte Selbstmord begangen und Gauleiter Florian es ihm nachzutun versucht.

Keine Särge

Das war, im ersten Verwaltungsbericht nach den Jahren des Schreckens in einem Satz zusammengefasst, von Düsseldorf geblieben: «Eine Trümmerstadt, durch einen brückenlosen und von zahlreichen Schiffswracks gesperrten Strom in zwei Teile getrennt, eine Stadt, in der Tausende von Menschen in Bunkern und Kellern wohnten, eine Grossstadt, in der keine Strassenbahn fahren konnte, eine Stadt, deren Bewohner durch die Schrecken des Krieges erschüttert und nach der politischen Verirrung mutlos geworden waren, eine Stadt, in der Hunger und Not herrschten und Verwahrlosung und Demoralisierung zu einer immer grösseren Unsicherheit führten, eine Stadt, in der primitivste Regeln der Hygiene vielfach nicht mehr beachtet werden konnten, in der die notwendigsten Gebrauchsgegenstände fehlten und selbst keine Särge mehr für die Toten vorhanden waren.»

Tote lagen auf Strassen und in Trümmern

Das war die Situation, in der der Wiederaufbau der Stadt aus Chaos und Trümmern – nach der kampflosen Übergabe an die Amerikaner am 17 April – in Angriff genommen werden musste. Die Militärregierung sorgte sich zunächst um die Sicherheit der alliierten Truppen und traf Vorkehrungen zur Bekämpfung von Seuchen. «Eine Reihe pflicht- getreuer Beamter, Angestellter und Arbeiter», heisst es in dem Verwaltungsbericht, «nahm nach und nach den Dienst wieder auf und bemühte sich, dafür zu sorgen, dass die öffentliche Ordnung wenigstens in etwa aufrechterhalten blieb.» Es galt, die seit dem Artilleriebeschuss ins Stocken geratene Versorgung der Bevölkerung wieder in Gang zu bringen, sie mit Wasser, Gas und Strom zu bedienen, sich um die Kranken und «um die Toten zu kümmern, die unbeerdigt auf den Strassen und in den Trümmern liegengelassen waren».

Der bisherige Kämmerer der Stadt, Dr. Wilhelm Füllenbach, wurde von den Militärbehörden zunächst als kommissarischer Oberbürgermeister und Verwaltungschef eingesetzt, er war ihnen unmittelbar verantwortlich und ihren Anordnungen und Kontrollen unterworfen. Die städtischen Dienststellen, die in der Zeit, da Düsseldorf Frontstadt wurde, in die Aussenbezirke, vor allem nach Gerresheim, verlegt worden waren, kehrten ins Stadtzentrum zurück und konnten sich im einigermaßen heilen ehemaligen Jesuitenkolleg an der Mühlenstrasse einquartieren, in dem vorher die Stellen der Wehrmacht gesessen hatten – daher rührt auch der heute gebräuchliche Name

Bald nach Kriegsende: Wiederaufbau aus Chaos

«Stadthaus». Dort tauchten immer mehr neue Köpfe auf – politisch einwandfreie Kräfte wurden zur Mitarbeit herangezogen. Ihre Aufgaben mehrten sich von Woche zu Woche.

Ein grosser Teil der aus der Stadt geflüchteten und evakuierten Bewohner kehrte wieder zurück – allein im Amtsjahr 1945/46 waren es rund 200'000. Auf Anweisung der Militärregierung wurden die wichtigsten Strassen von Schutt und Trümmern geräumt, damit halbwegs freie Bahn für den Durchgangsverkehr war. Der Berg der Aufgaben zwang zu abenteuerlichen Improvisationen und liess sich vorwiegend nur in primitiver Form bewältigen. Zur Beratung und Unterstützung wurde am 26. Juni auf Geheiss der Besatzung ein Vertrauensausschuss der Bürgerschaft gebildet – der Vorläufer des heutigen Stadtparlaments.

Im linksrheinischen Düsseldorf waren schon Anfang März, nach dem Einmarsch der Amerikaner, die ersten Massnahmen zum Schutz und zur Versorgung der Bevölkerung angelaufen. In seinem Buch über die 2'000-jährige Geschichte jenes Stadtbereichs hat Dr. Carl Vossen notiert, dass bereits am Vormittag des 3. März ein amerikanischer Panzerspähwagen zur Wohnung des Rechtsanwalts Dr. Karl Dahmen in der Columbusstrasse gefahren sei, wo «der allseits angesehene Bürger aufgefordert wurde, bei der Einrichtung einer provisorischen



Im Vergleich zu anderen Düsseldorfer Stadtteilen war Oberkassel in den Bombennächten recht glimpflich davongekommen. Dass es beim Einmarsch der Amerikaner so blieb, ist laut Ortshistoriker Dr. Vossen vor allem auf das Verhalten von US-Captain Werner Finks

zurückzuführen. Er war in Oberkassel aufgewachsen, hatte das Comenius-Gymnasium besucht und war dann als rassistisch Verfolgter nach Amerika emigriert. Als er sich – zehn Jahre später – mit seiner Einheit dem Stadtteil näherte,

gab er ausdrücklichen Befehl, keinerlei Schaden anzurichten. Unser Bild: Hinter einem Trümmerhaufen, den Bomben zurückliessen, die Türme der Antoniuskirche an der Luegallee.

schen Verwaltung mitzuhelfen». Ähnliche Aufforderungen ergingen auch an Oberamtsrichter Simmes, Oberbürgermeister a. D. Dr. Sporleder, Sparkassendirektor i. R. Dr. Vogt, Prof. Dr. Hoesch und andere. «Rückblickend», so Vossen, «darf man wohl sagen, dass die Amerikaner die ... richtige Wahl getroffen hatten.» Jene Persönlichkeiten hätten in kritischer Zeit – «standen sie doch zwischen zwei Fronten» – im Interesse der Mitbürger «eine heikle Aufgabe mit grosser Tatkraft und Verantwortungsfreude angepackt».

Separatistisch

An der Spitze der deutschen Zivilverwaltung im abgetrennten linksrheinischen Stadtteil stand der ehemalige Hemer Oberbürgermeister Sporleder, der dort seit einiger Zeit im Ruhestand lebte. Als nach dem 17. April Füllenbach auch diesen Bereich wieder übernehmen wollte, wehrte sich Sporleder nach Kräften. Seine Absicht war, aus Oberkassel eine selbständige Gemeinde zu machen. «Wir mussten», erinnert sich der frühere Oberstadtdirektor Dr. Walther Hensel, «den (nunmehr) englischen

Stadtkommandanten in Anspruch nehmen, der schliesslich Ende Juli 1945 die Auflösung der linksrheinischen Sonderverwaltung befahl.» Auch in Benrath gab es separatistische Bewegungen: Man war dort ernsthaft bestrebt, die Eingemeindung von 1929 wieder rückgängig



Ein Schreck auf beiden Seiten

Helga Welsch
Schlossstrasse 6

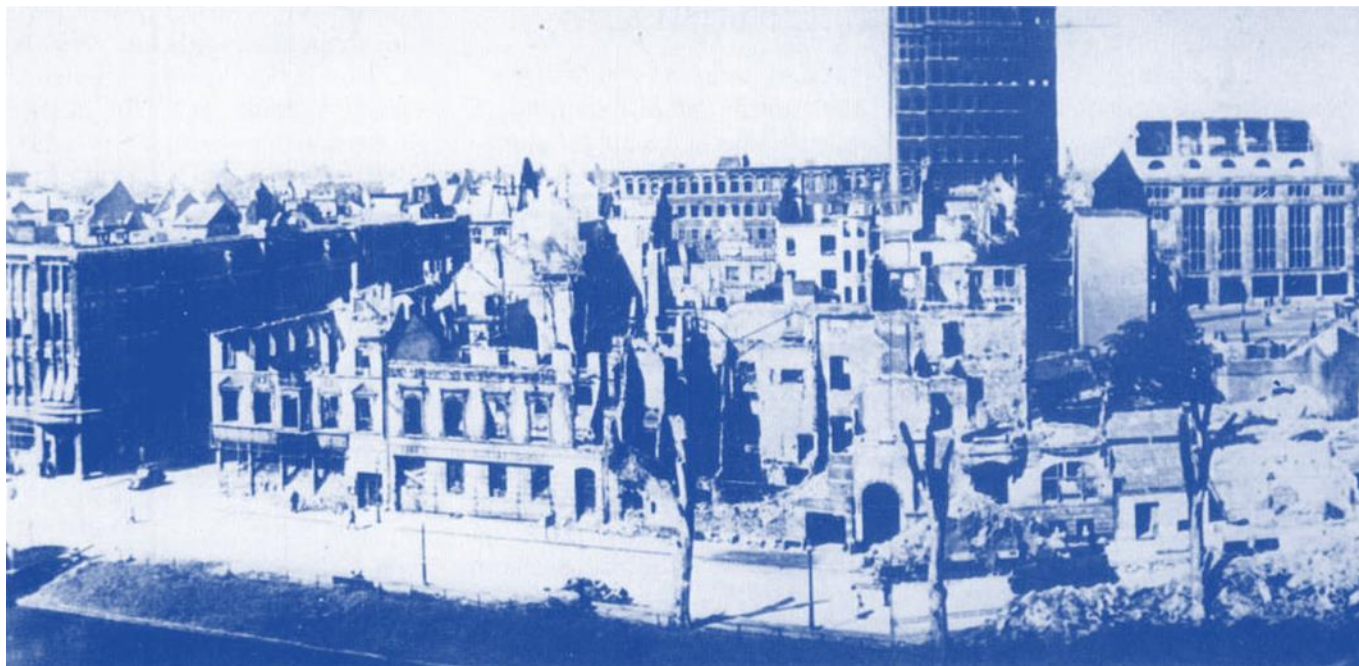
Der 16. April 1945 war ein warmer, sonniger Frühlingstag. Ich war damals 21 Jahre alt und im Hafen beschäftigt. Da ich ausgebombt war und kein Zuhause hatte, war ich mit etlichen Kolleginnen und Kollegen im Keller der Kronenmalzfabrik untergebracht. Wir sassen an jenem Tag draussen an einem Hafenbecken, hörten zwar das zeitweilige Schiessen der Amerikaner von Oberkassel über den Rhein hinweg, genossen aber im Übrigen die warme Sonne. Zurückblickend erscheint es mir kaum noch vorstellbar, dass wir dies so ruhig tun konnten. Aber wir waren wohl durch die vielen Fliegeralarme und das Schiessen der vergangenen Tage und Wochen so ab-

gebrüht, dass wir uns einfach daran gewöhnt hatten und gar nicht an besondere Gefahren dachten (Ich erinnere mich, dass wir einige Zeit vorher von Panzerkämpfen im Kaum Reisholz gehört hatten, ohne an eine Bedrohung für uns zu denken, Jedenfalls wir Jüngeren nicht. Und ältere Kollegen, die von einer baldigen Besetzung durch die Amerikaner sprachen, waren für uns Pessimisten, vielleicht sogar Miesmacher – so fest glaubten wir immer noch an den Endsieg).

Am Morgen des 17. war es in der Frühe sehr neblig. Zusammen mit einer Kollegin musste ich zum Dienst in unserem Telefonbunker. Da man wegen des Nebels kaum etwas sehen konnte, begleiteten uns zwei Kollegen. Plötzlich tauchte unmittelbar vor uns ein schwarzer Soldat auf. Der Schreck für uns war riesig (später habe ich oft gedacht, für den Soldaten wohl ebenfalls). Er drohte uns mit seiner Waffe und wollte in gebrochenem Deutsch wissen, wohin wir wollten. Ich weiss heute nicht mehr, wie wir uns verständlich gemacht haben, Jedenfalls führte er uns mit dem Gewehr im Rücken zu unserem Bunker. Dort wimmelte es von schwarzen Soldaten; unsere Kollegen vom Nachtdienst hatte man in einem Raum festgehalten.

Wie es an diesem und in den nächsten Tagen weiterging, weiss ich nicht mehr. Wohl weiss ich noch, dass der Hafen längere Zeit von schwarzen Amerikanern besetzt war. Und obwohl uns keiner etwas tat, hatte ich immer weiche Knie, wenn ich an einem vorbei musste.

Die westliche Seite der Königsallee zwischen dem Girardet-Haus und dem Park-Hotel.





Nie so gut geschmeckt

Erna Nicklas Martinstrasse 36

Erna Nicklas nach dem Krieg

Es war nach dem Einmarsch der Amerikaner in unsere Stadt. Ich war – im Zentrum ausgebombt und nach Eller verzogen – auf dem Nordfriedhof gewesen, um das kleine Grab meines Schwagers mit Blumen zu schmücken. Er war in den letzten Kriegstagen bei einem Bombenangriff ums Leben gekommen – einen Monat später wäre er drei Jahre alt geworden.

In jenen Tagen musste man noch von einem Ende der Stadt zum anderen Ende laufen. Denn die Strassenbahnen und die Oberleitungen waren zum grössten Teil zerstört. Als ich am späten Nachmittag nach Hause kam, fand ich in beiden kleinen Kniestockzimmern drei Amerikaner vor. Das ganze Zweifamilienhaus war von den Amerikanern beschlagnahmt worden, für eine Woche. Meine Hauswirtin mit Familie hatte im Nachbarhaus ein leerstehendes Zimmer bekommen, wohin sie mit ihren Habseligkeiten, die sie mitnehmen konnte, zog. Auch für mich hatten sie in ihrer Wohngemeinschaft noch einen Platz frei. In meiner Wohnung suchte ich mir nun einige

Sachen zusammen, die ich für den täglichen Gebrauch haben musste. Mit meinen Sachen auf dem Arm stand ich auf der Treppe und sah aus dem Fenster auf die Strasse, dort bekamen gerade die Amerikaner ihr Essen ausgeteilt.

Ich selbst, die den ganzen Tag nichts gegessen hatte, schaute mit einem sehnsüchtigen Blick auf all die Herrlichkeiten. Während ich noch dastand, überreichte mir einer der Amerikaner, die meine Wohnung beschlagnahmt hatten, einen Teller voll mit den schönsten Sachen. Zuerst war ich verdutzt, aber dann hatte ich meine Scheu überwunden. In meinem Leben hat mir noch nie etwas so gut geschmeckt. In diesen acht Tagen bekam ich immer mein Essen, dabei blieb der Amerikaner stets sehr anständig und lebenswürdig. Auch in oder nach einem Krieg gibt es Menschen, die nicht von Hass geprägt sind.





So haben wir es immer irgendwie geschafft

Anita Trappe
Robert-Koch-Strasse 63
Kaarst 1

Nach dem Einmarsch der Alliierten am 17.4. lagen die Strassen ruhig und menschenleer. Mein Vater und ich gingen über den Rather Broich zum Rather Kreuzweg. Wir kannten dort einen Bäcker, bei dem wir Brot bekamen. Am Bunker wie auch an verschiedenen Häusern hingen weisse Tücher. Von Soldaten war nirgends etwas zu sehen.

Anders aber war es am Staufenzplatz. Dort standen mehrere Fahrzeuge der Amerikaner, und es herrschte ein reges Leben. In ihren Helmen hatten einige GI's Wasser geholt und wuschen sich; andere standen in friedlicher Eintracht mit deutschen Mädchen neben ihren Autos. Ich glaube, es war das erstemal, dass ich dunkelhäutige Menschen sah.

Nach einigen Tagen absoluter Ruhe hiess es plötzlich, dass alle noch vorhandenen Blindgänger gesprengt würden. An der Grenze unseres Nachbargrundstückes lag eine freigelegte und entschärfte Luftmine. Beim Aufprall war der Deckel aufgeplatzt. Wirschaufelten die Mine in aller Eile wieder zu; vermutlich liegt sie noch heute dort.

Bei Kriegsende hatten wir alle Dinge vernichtet, die an das «Tausendjährige Reich» erinnerten, z.B. ein Hitlerbild und die Parteiuniform eines Bekannten, der längst irgendwo untergetaucht war. So fanden Soldaten, die unsere Kellerbehausung inspizierten, nur einen alten Fotoapparat meiner Mutter, den sie auch prompt mitnahmen.

Als Anfang März 1945 sämtliche Rheinbrücken gesprengt worden waren und Düsseldorf den ersten Tag unter Artilleriebeschuss lag, war meine Konfirmation. Wir hatten es am Vortag mit unserem Pastor Prätorius so beschlossen. Da es keine öffentlichen Verkehrsmittel gab, gingen wir zu Fuss zur Dorotheenstrasse. Wir mussten einige Male in Kellern von ausgebombten Häusern auf der Gräfenberger Allee Schutz vor explodierenden Granaten suchen.

Auch in den folgenden sieben Wochen brachten wir uns noch oft in Sicherheit vor heranheulendem Artilleriebeschuss, besonders in der Innenstadt. Ich erinnere mich noch gut an eine junge Frau, die, von Splittern getroffen, neben ihrem Fahrrad lag. Der Inhalt ihrer Tasche war weit verstreut.

Für uns begann nun eine schwere Zeit der Nahrungsmittelbeschaffung. Mal gab es Weizenschrot oder ähnliches in Oberkassel bei Kaiser's Kaffee, mal stoppelten wir auf abgeernteten Feldern oder hamsterten auch, jedes Stückchen Feld wurde bepflanzt.

So haben wir es immer irgendwie geschafft, satt zu werden.

Umzug im Trümmermeer: Wohl dem, der eine Karre hatte.





«Lass Dich nicht sehen, sie suchen Dich»

Dieter Kleffmann
Jasminweg 13 Ratingen 1

Schon seit Tagen gehen Gerüchte über den bevorstehenden Einmarsch der Amerikaner um. Einmal ist von einem Ultimatum die Rede, nach dessen Verfall mit einem erneuten Luftangriff zu rechnen sei, dann sickert durch, dass eine Übergabe der Stadt gescheitert sei und die «Schuldigen» hingerichtet worden sind. Und plötzlich rollen über die Kavalleriestrasse amerikanische Panzer von der Haroldstrasse her in Richtung Polizeipräsidium. Vom hohen Giebel des Eckhauses Kavallerie-/Deichstrasse beobachten wir, Freund Hans K. und ich, das Geschehen. Als Jungvolk- bzw. Hitlerjungen und Volkssturm-(Volksgesäusel-) «Männern» läuft es uns doch etwas kalt über den Rücken.

Schnell nach Hause / Im Hafen sollen Lebensmittelbestände freigegeben worden sein. Mutter und ich aufs Fahrrad und nichts wie hin; einen Eimer dabei, denn auch Speiseöl soll es geben. Wir kommen offensichtlich zu spät. Lediglich einige Liter «Rinderhuföl», das in einem Keller aus riesigen Tonnen auf den Boden fließt, können wir erbeuten. Zurück zur Deichstrasse! Auf der breiten Treppe zur 1. Etage des von Opa (Arch. Fritz Hofmeister) erbauten Hauses sitzen dichtgedrängt amerikanische Soldaten, Farbige dabei, die ich zum erstenmal in natura sehe.

Oben auf dem Podest versucht Omi Jeanette in ihrer liebevoll naiven Art gestikulierend den fremden Soldaten klarzumachen, dass sie auf uns wartet. Sie bietet ihnen frischgebackene Plätzchen aus selbstgemahlene Weizenkörnern an, die dankend und höflich abgelehnt werden.

Jetzt kommt Unruhe auf, und wir ahnen, dass irgendetwas mit uns geschehen wird. Man macht uns klar, dass wir innerhalb einer halben Stunde das Haus zu verlassen haben. Beschwichtigungsversuche unsererseits sind zwecklos.

Es folgt eine Nacht im quietschenden Drehsessel der Glasfaser-Gesellschaft nebenan. Dann muss auch dieses Haus d.h. die ganze Strasse geräumt werden. Mit Minigepäck ziehen wir weiter in den Luftschutzkeller der Bauunternehmung Carl Brandt, Kavallerie-/Ecke Haroldstrasse, neben der Kreisleitung, trostlos, hoffnungslos.

Herr Schiele, Friseur, der in unserem Haus bleiben musste, um die Amerikaner zu rasieren, erscheint plötzlich auf der Bildfläche. Aufgeregt stösst er die Warnung aus «Versteck Dich, lass Dich nicht sehen, sie suchen Dich, sie haben im Keller Deinen Luftschutzstahlhelm, Dein Luftgewehr und Deinen Affen (mit braunem Fell bezogener Marschtormister für die Fahrten mit dem Jungvolk) gefunden und meinen, Du bist Soldat, und wollen Dich gefangen nehmen.

Nach drei oder vier Tagen dann, am frühen Morgen, die erlösende Nachricht: «Die Amis sind weg!» Sofort rase ich zu unserer Wohnung, gerade noch rechtzeitig, um die ersten Plünderer abzufangen. Ein einziges Durcheinander empfängt mich. Die riesigen Fenster zum Garten, von denen eine Treppe nach unten führt, sind dicht mit allen verfügbaren Teppichen verhängt und fest zugenagelt. Auf dem eingebauten Eichenbuffet, dem Stolz der Grosseltern, Whiskylachen, eingebrannte Zigarettenkippen, halbleere und zersplitterte Glä-

ser und Flaschen, die Bettbezüge sind zum Waffen reinigen benützt worden, wohin man sieht, festgeklebtes Kaugummi und überall Speisereste, Chlortabletten. Im Garten eine frisch ausgehobene Grube randvoll mit ham-and-eggs- und anderen Konservenresten gefüllt, dicht neben meinem Versteck mit Handgranaten, zwei mit Splitterkopf, die ich kurz vor dem Einmarsch noch vergraben hatte; nicht auszudenken, wenn die auch noch gefunden worden wären! Bei Nacht und Nebel, trotz Sperrstunde, versenke ich sie im Rhein. Jetzt beginnt das grosse Aufräumen.

Mutter und Sohn Kleffmann gegen Kriegsende.



Heimkehr im Mai 1945

Dies ist die Geschichte zweier fünfzehnjähriger Jungen, die vor 40 Jahren zu Fuss aus dem östlichen Erzgebirge nach Düsseldorf zurückkehrten. Es ist keine einmalige Geschichte; was die beiden Jungen bei ihrer Heimkunft erlebten, haben Hunderte von Düsseldorfern vor und nach ihnen erlebt.

Achtzehn Tage waren sie gelaufen. Von morgens bis abends. Manchmal legten sie vierzig, manchmal fünfzig Kilometer zurück. Sie hatten keine Landkarte, keinen Kompass. Ihr Kompass war die Sonne. Dort, wo sie unterging, musste irgendwo ihr Zuhause sein. Ihr Zuhause!

«Mensch», sagte Heiner und rieb sich die Füße, an deren Fersen mirabellengrosse Blasen klebten, «bald haben wir's geschafft.» Sie lagen in einem Strassengraben bei Mettmann. Heiner steckte die Füße in eine schmutzige Pfütze vor sich. «Gott sei Dank, dass mir die Frau in Bebra die Pantoffeln gegeben hat.» Er presste eine Blase, bis sie aufplatzte. «Mit den Stiefeln wär' ich keinen Schritt mehr weitergekommen.»

Willi, der kleinere Blondschoopf an seiner Seite, hörte nichts. Er schlief. Und er träumte. Von den Panzerfäusten, den Karabinern, den polnischen Pistolen, den Handgranaten, mit denen man ihn und seine 300 Kameraden – alles Jungen wie er – vor vier Wochen im «Wehrertüchtigungslager» beladen hatten. Von Heinz und Wilhelm, die in einer Waldschneise einen sowjetischen Panzer abzuschliessen versucht hatten und mit Kugeln im Kopf gestorben waren. Von dem russischen Oberst mit dem langen glatten Gesicht, der sie mit seiner Truppe eingekreist hatte und in wieherndes Gelächter ausbrach, als er die «kleine dütsche Soldatte» aus dem Waldstück im Erzgebirge herauskriechen sah. Von der endlosen sowjetischen Wagenkolonne, an der sie vorbeiliefen, immerzu in der Angst, von einem der schlitz-äugigen Gelben auf dem Kutschbock über den Haufen geschossen zu werden.

Wie von einer Tarantel gestochen fuhr Willi plötzlich hoch. Hinter den Jungen im Strassengraben hielt ein Lastauto. «He, wollt ihr mit?» rief ein Mann aus dem Führerhaus. Die beiden wussten nicht, wie ihnen geschah. Hunderte von Kilometern waren sie gelaufen, ohne dass auch nur ein Wagen auf ihr Winken angehalten hätte. Und nun, kurz vor dem Ziel...

«Mensch», lachte Heiner, «dann sind wir ja noch 'n bissken früher zu Hause.»

«Wird Mutter Augen machen!» dachte er, als er hinten auf dem Fahrzeug sass. Zwei lange Jahre hatte er sie und seine Geschwister nicht gesehen. Vor sechs Monaten war der letzte Brief von ihnen angekommen. «Ob Mutter grauer geworden ist?» fragte er sich, und er lächelte leise bei dem Gedanken, wie er ihr um den Hals fallen würde.

Auf der Heinrichstrasse stiegen sie aus. Willi hatte nicht mehr weit zu gehen. Schon auf dem Weg nach Hause traf er seine Schwester. Heiner humpelte indes nach Derendorf hinüber. «Sieht das hier aus!» Immer wieder schüttelte er den Kopf. Seine Heimatstadt hatte sich gewaltig verändert. Mit jedem Schritt, den er dem Hause seiner Eltern näherkam, klopfte sein Herz schneller. «Noch eine Viertelstunde», jubelte er, «noch zehn Minuten!»

Dann stand er an der Ecke, von der er das Haus sehen musste. Er sah kein Haus. Er sah nur einen Haufen Eisen, Steine und Dreck. Wie vom Schlag getroffen blieb er stehen. Zwei, drei Minuten startete er zu den Trümmern hinüber. Dann humpelte er über die Strasse. Er weinte nicht. Erst als er den Kopf seines alten Schaukelpferdes zwischen zwei Steinen hervorlugen sah, kamen ihm die Tränen.

So feierten die amerikanischen Truppen in Düsseldorf

In langgezogenen Dreierreihen marschierten die Soldaten der amerikanischen 94. Infanterie-Division am Morgen des 8. Mai 1945 durch die Strassen Düsseldorfs. Flaggenparade, Militärmusik natürlich, eine Ansprache von General Harry J. Malony, ein Vorbeimarsch, Abrücken in die Unterkünfte, und dann war dienstfrei für das Gros der Besatzungstreitkräfte. So wurde in Düsseldorf der Tag begangen, an dem die bedingungslose Kapitulation der deutschen Wehrmacht unterzeichnet wurde.

Die Amerikaner hatten im Stahlhof ihr Hauptquartier aufgeschlagen und den grössten Teil ihrer Stabsoffiziere im Park-Hotel einquartiert. Die eigentliche Besatzungstruppe stellte das von Earle A. Johnson kommandierte Infanterie-Regiment Nr. 92.

Die grösste Sorge der Amerikaner in jenen Tagen galt natürlich nicht den Deutschen, sondern den nach Deutschland verschleppten Ausländern, den Displaced Persons, abgekürzt DP's, wie sie mit einem inzwischen fast vergessenen, damals jedoch jedermann bekannten Wort bezeichnet wurden. Im Bereich der 94. Division, der natürlich weit über Düsseldorf hinausging, hielten sich damals weit über 60'000 DP's auf. Fast die Hälfte davon waren Russen. Viele von ihnen zogen anfangs in losen Gruppen durch Stadt und Land und versorgten sich selbst. Dabei kam es natürlich zu bösen Szenen, sogar zu Mord und Totschlag. Die Amerikaner bemühten sich allerdings, Ordnung zu schaffen und die ehemaligen Gefangenen und Fremdarbeiter in festen Lagern unterzubringen. Allein in der früheren Ludendorff-Kaserne wurden 3'000 Russen untergebracht, und nur eine genau ab-

gezählte Gruppe von ihnen erhielt jeden Tag ein paar Stunden Stadterlaubnis.

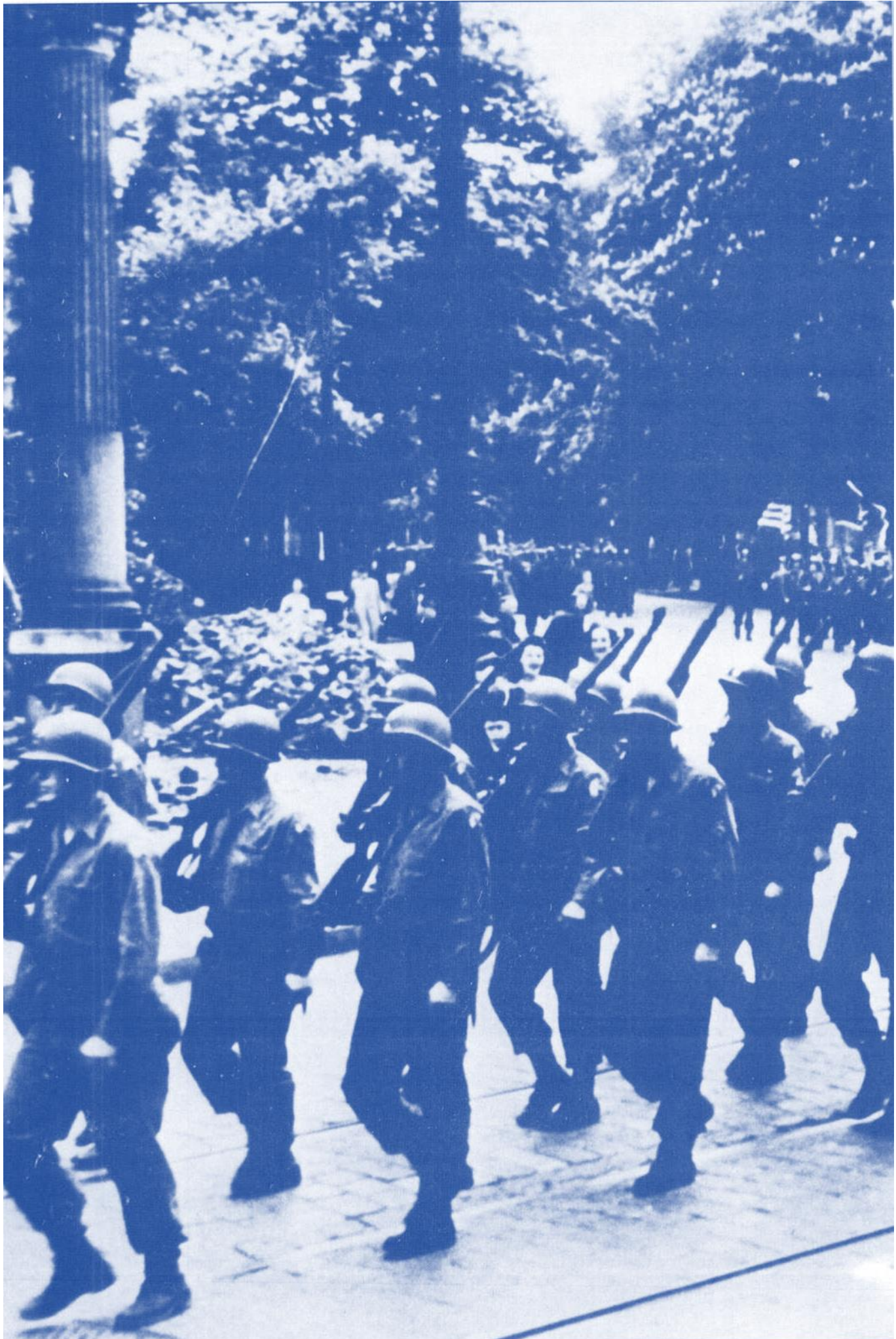
Erst Anfang Juni gingen die ersten Transporte in Richtung Osten ab. Die aus westlichen Ländern Stammenden hatte es natürlich schon früher in ihre Heimat gezogen.

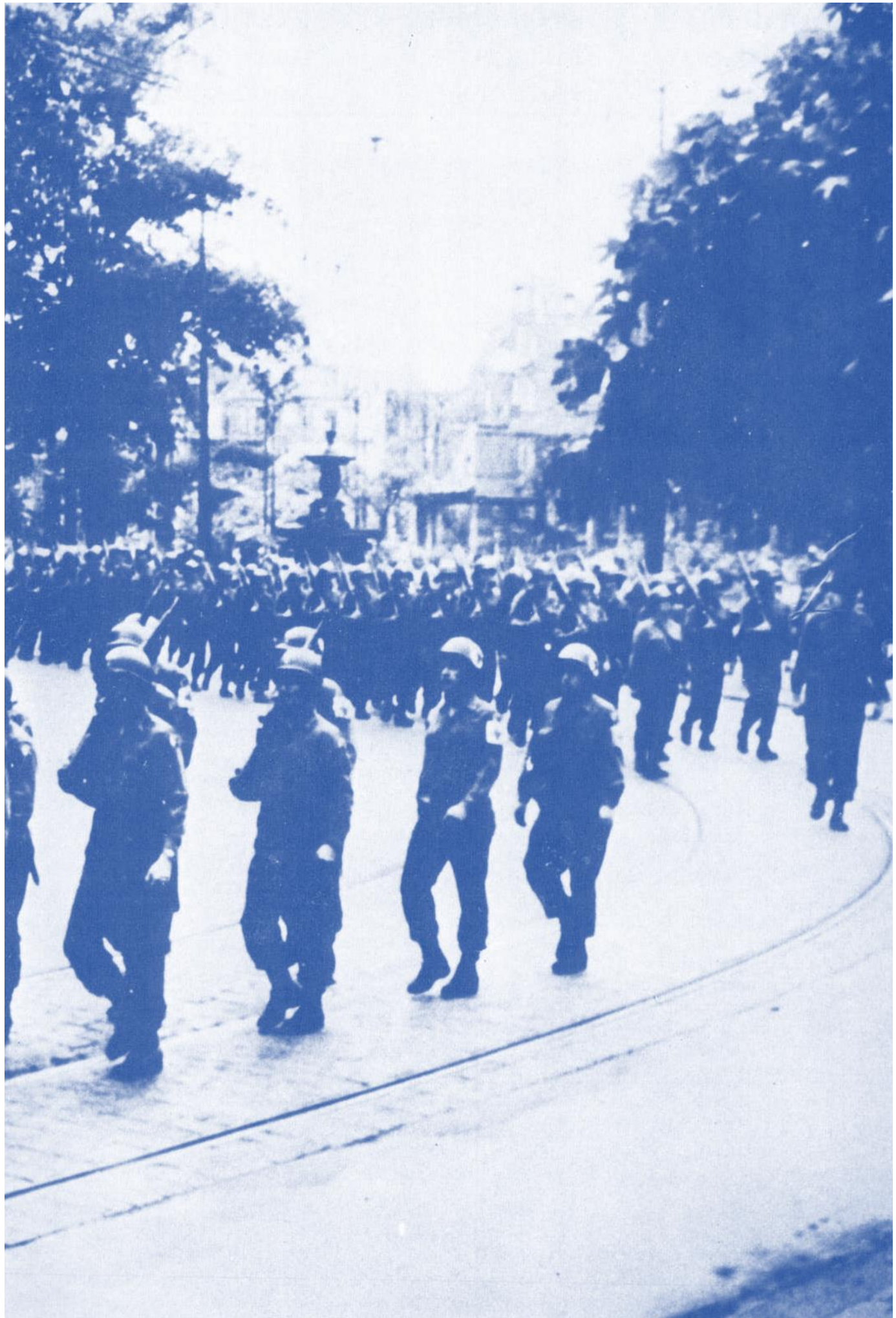
Bald taten die Amerikaner auch einiges für die deutsche Bevölkerung. Die Division stellte Lastwagenkolonnen, die aus den linksrheinischen Agrarbezirken Lebensmittel heranschafften, und sie gaben auch die Erlaubnis, gesunkene Frachtkähne mit Lebensmitteln aus dem Rhein zu bergen. Der erste Kornkahn wurde am 23. Mai im Düsseldorfer Hafen gehoben.

Folgende Doppelseite: Die Amerikaner, die schon drei Wochen vorher in Düsseldorf eingezogen waren, bei ihrer Siegesparade am 8. Mai auf der Königsallee.

Die Ecke Acker- und Lindenstrasse in Flingern.







Die Not der Leute schrie zum Himmel

«Ich habe mir ausgerechnet, wie lange es dauert, bis jeder Einwohner seine Garderobe erneuern kann, wenn die Kontingente im bisherigen Rahmen weiterlaufen. Jeder Düsseldorfer muss 98 Jahre warten, um einen Anzug zu erhalten, während er ein neues Hemd schon nach 18 Jahren mit Aussicht auf Erfolg erhoffen kann. Die Unterhose allerdings muss wieder 19 Jahre halten. Die letzte unserer jetzigen Einwohnerinnen wird, wenn der Reihe nach verteilt wird, in 350 Jahren ihren ersten Wintermantel in Empfang nehmen dürfen. Auch Haushaltswäsche muss entsprechend lange halten. Betttücher können erst nach 62 Jahren, Matratzen erst nach 100 Jahren erneuert werden.»

Transportnöte

Diesen anschaulich verpackten, ernüchternden Bericht gab der damals frischgekürte Oberstadtdirektor Dr. Hensel dem Rat der Stadt im November 1946.

Und auch dies: Im Juli 1946 bemühte sich das Ernährungs- und Wirtschaftsamt, sieben Gasherde, zehn Gaskocher, fünf Kleiderschränke und zehn Eisenbetten gerecht zu verteilen. Zu Beginn des Winters 1946/47 verfügte das Wirtschaftsamt über genau 365 Wintermäntel; «bei über 12'000 Anträgen musste die Verteilung notwendigerweise mehr den Charakter einer Verlosung als den der Berücksichtigung nach Bedürftigkeit tragen», erinnert Hensel sich. In einem anderen Zeitraum, in dem in Düsseldorf 875 Kinder zur Welt kamen, vermochte das Amt nicht einmal einen einzigen Bezugsschein für eine Windel auszuhändigen.

Milch nur für Kinder, Schwangere, Kranke

All dies klingt aus heutiger Sicht unglaublich, fast wie ein Scherz. Dabei war die Situation in den ersten Monaten nach dem Krieg erklärlicherweise noch viel erschreckender. In der Auftakt-Sitzung des Vertrauensausschusses, des provisorischen Vorgängers der heutigen parlamentarischen Vertretung der Stadt, hatte Hensel, damals zuständig für das Dezernat Ernährung und Versorgung mit Sitz in der Höheren Mädchenschule (Goethe-Gymnasium) an der Lindemann-Strasse, am 10. Juli 1945 die katastrophale Lage detailliert geschildert, die er später in zwei Sätzen zusammenfasste: «Die Not der Bevölkerung schrie buchstäblich zum Himmel. Es fehlte an Wohnraum, Lebensmitteln, Bekleidung und Medikamenten.» Zur Misere trugen ganz wesentlich die Zerstörung der Verkehrsmittel, der Mangel an Lastkraftwagen, die Schwierigkeit, Reifen zu beschaffen, und die Benzinknappheit bei. Transporte jeder Art in die Stadt hinein waren fast unmöglich.

Dabei wuchs der Bedarf zusehends. Viele Düsseldorfer kamen aus der freiwilligen oder zwangsweisen Evakuierung zurück, unter sie mischten sich die heimkehrenden Soldaten und die Flüchtlinge aus den deutschen Ostprovinzen. In Düsseldorf waren in jenen Tagen beispielsweise für eine Wochenration 400 Tonnen Mehl nötig. Allein die Ausgabe von einem Pfund Kartoffeln pro Kopf der Bevölkerung machte zehn Eisenbahnwaggons erforderlich. Für 100 Gramm Fleisch pro leerem Magen mussten 540 Zentner verladen werden. Verständlich, dass die Organisatoren da oft verzweifelten.

Jeder Düsseldorfer muss 98 Jahre warten, um einen Anzug zu erhalten



Versorgung äusserst gefährdet: der frühere Oberstadtdirektor Dr. Walther Hensel

Hier Kurzfassungen aus Hensels damaliger Schilderung: Die Vorräte an Brotgetreide im englisch besetzten Gebiet sind fast restlos erschöpft; man lebt im Wesentlichen von Lieferungen, die von der Militärregierung bereitgestellt werden. Schlachtreifes Vieh steht kaum zur Verfügung.

Die vorhandenen Fettmengen reichen für drei Monate. An Stelle von Fleisch wird in einer Woche ein Achtelpfund Käse ausgegeben, wodurch auch hier der Vorrat auf ein Minimum schrumpft. Miserabel ist ebenfalls, infolge «massenhaften Abschlachtens» von Hühnern in der letzten Zeit der NS-Herrschaft und



Die Menschenschlangen vor den Geschäften gehörten nach dem Krieg zum täglichen Bild.

durch die Fremdarbeiter, die Eierversorgung. Die Knappheit an Nahrungsmitteln gefährdet ernstlich die Ernährung von Kleinst- und Kleinkindern. Zucker wiederum ist reichlich vorhanden, doch kann sich, so wird bemängelt, «das Oberpräsidium noch nicht entschliessen, eine Sonderzuteilung auszugeben, die gerade in diesem Augenblick der Frischobsternte besonders erwünscht wäre». Die Milchversorgung hat durch die Abtrennung des linksrheinischen Bereichs, aus dem vorher 78 Prozent der benötigten Mengen kamen, besonders gelitten; die aus dem rechtsrheinischen Gebiet anfallende Milch reicht eine Zeitlang gerade für Kinder, werdende Müt-

ter und Kranke – rund 15'000 Liter täglich. Um Kartoffeln ist es gleichfalls schlecht bestellt – hier eine Folge vor allem des unzulänglichen Transportwesens. Die Gemüse- und Obstzufuhr auf dem Grossmarkt erreicht nur zwölf Prozent der normalen Vorkriegsversorgung – auf die Kopfzahl der Bevölkerung umgerechnet.

Strassenkontrollen

Bei Kartoffeln, Obst und Gemüse verschlimmert der unmittelbare Verkehr zwischen Verbrauchern und Erzeugern die Situation. «Er», so Hensel damals, «muss mit allen Mitteln unterbunden werden.»

Für polizeiliche Massnahmen fehlten allerdings überall die notwendigen Kräfte. Die englische Militärregierung entschloss sich, scharfe Strassenkontrollen vorzunehmen. Die Versorgung der Gesamtbevölkerung sei, beschwor der Dezernent, nur dann in bescheidenem Umfang zu sichern, wenn es gelinge, den wilden Aufkäufern, die sich natürlich auch nicht an die Höchstpreisbestimmungen hielten, das Handwerk zu legen.

Über die weitere dramatische Entwicklung in der Versorgung wird noch zu berichten sein. Die Schlangen endlos Wartender vor den Geschäften gehörten auf lange Zeit zum täglichen Bild auch in dieser Stadt.



Es hiess sogar, die Pest sei ausgebrochen

Dr. h.c. Friedrich Conzen Ehrenpräsident der Industrie- und Handelskammer zu Düsseldorf

Es war mir geglückt, mich bis 1945 für Deutschland unversehrt zu erhalten und gesund zu bleiben. Ich gehörte dem letzten Kriegsschul-Jahrgang der Flak-Artillerie in Kitzingen an – bis Ende Januar 1945. Als Oberfähnrich verliess ich die Schule. Dieser Lehrgang wurde Ende Februar aufgelöst, weil man selbst auf der Kriegsschule erkannt hatte, dass nun nichts mehr zu machen war.

Wir sollten als « letztes Aufgebot » gen Osten marschieren und führen 20 Tage kreuz und quer durch das damalige sogenannte Protektorat, jetzige Tschechoslowakei. Keiner wollte rund 50 Fähnriche haben. Ende März wurden wir dann zur Verteidigung der Autobahn Dresden-Berlin noch eingesetzt. Dort fasste ich den Entschluss, mich Ende April abzusetzen, um nicht in russische Gefangenschaft zu kommen. Vier Nächte bin ich westwärts gelaufen, und in der Dübener Heide geriet ich in amerikanische Gefangenschaft. Mir gelang es durch Interventionen relativ früh, am 14. Juni 1945, entlassen zu werden. Ziel war natürlich Düsseldorf. Wir wurden mit Lastwagen bis Hagen transportiert.

Bis zu diesem Zeitpunkt hatte ich weder von meiner Familie noch von meinem Betrieb etwas gehört. Vieles war in Düsseldorf zerstört, unser Hauptgeschäft in der Kasernenstrasse restlos, mein Wohnhaus mit Werkstätten zum Teil. Im Zug traf ich dann Jemanden aus Düsseldorf. Ich fragte, wie es in der Stadt aussähe, worauf es hiess: « Ganz schrecklich! » – die Poststrasse wäre auch ganz schlimm betroffen. Von Eller sind wir dann zu Fuss und per Anhalter nach Hause gekommen. Meine Frau und meine kleine Tochter waren noch in Süddeutschland. Ich hatte seit Januar nichts mehr von ihnen gehört.

Mein Betrieb, insbesondere die Bauglaserei, konnte sich in den letzten Monaten durchschlagen. Ich hatte u. a. eine Polin im Betrieb. Sie beauftragte ich, in die Nähe von Ofenburg, zu meiner Frau, zu fahren, die sich bei ihrer Schwester aufhielt. Nach fünftägiger abenteuerlicher Fahrt per Anhalter, zum Teil auch auf Kohlenwagen, gelangte die Polin wohlbehalten dort an. Meine Frau hatte den Wunsch, nach Düsseldorf zu kommen, trotz der Märchen, die von und über Düsseldorf erzählt wurden. Man sagte sogar, es sei die Pest ausgebrochen. Meine Frau kam mit der Polin und einem Leiterwagen auf sehr schwierigen Wegen nach Hause. Die Reise dauerte vier Tage.

Wir wohnten zusammen mit einem Onkel in einem Schlafzimmer. Es war ein Büro eingerichtet. Die Verhältnisse waren für die heutige Generation unvorstellbar. Wir machten uns auch schnellstens an den Wiederaufbau. Beim Hinterhaus auf unserem total zerstörten Grundstück Kasernenstrasse war es am ehesten möglich, Stein auf Stein zu schichten. Es war nämlich verboten, gewerbliche Gebäude wiederherzustellen. Es warfast alles verboten. Aber trotzdem engagierten wir einen Maurer – gegen Lebensmittel –, der (die Steine säuberten wir selbst) samstags nach 11 Uhr arbeitete. Die englische Polizei kontrollierte bis 11 Uhr an den Samstagen und dann bis montags nicht mehr.

Trotz des Hungers war das Maisbrot, das man bekam, nicht erfreulich. Das Maisbrot war durch einen Sprachirrtum zu uns importiert worden. Ein «Zwei-Zonen-Politiker» war vom Amerikaner gefragt worden, was in Deutschland am meisten fehle. Er hatte gesagt: «Korn. «Dafür den Amerikaner «Korn gleich Mais» bedeutet, erhielten wiraisozentnerweise das Maisbrot. Uns wäre natürlich Weissbrot lieber gewesen ...



Keine Kartoffeln für die Düsseldorfer...

Elsbeth Wyes
geb. Terbrüggen
Ganghoferstrasse 9

In den letzten Kriegswochen lebten wir mit den anderen Hausgenossen überwiegend im Keller. Eines Tages hiess es: In Hilden gibt es noch Kartoffeln! Ohne Zögern stiegen meine Nachbarin und ich auf unsere Fahrräder und fuhren unter Beschuss nach Hilden. Glücklicherweise dort angekommen, sahen wir tatsächlich die prall gefüllten Kartoffelsäcke vor den Ladentüren stehen, aber als wir

hoffnungsfroh unsere Lebensmittelkarten vorzeigten, hiess es nur «Für die Düsseldorfer haben wir keine Kartoffeln!» Alles Bitten und Flehen half nichts. Wir fuhren, ohne irgendetwas erreicht zu haben, unter Beschuss wieder nach Hause. Wir stellten uns unterwegs die enttäuschten Gesichter unserer Angehörigen vor, und unsere Herzen waren schwer. Als meine Mutter von unserem Misserfolg erfuhr, sagte sie resigniert: «Dann stellen wir uns mit dem Bauch eben vor den Ofen und wärmen uns so die letzte Mahlzeit wieder auf.»

Als die Sirenen pausenlos Alarm und Entwarnung gaben und man schon gar nicht mehr wusste, woran man war, überfiel uns eine gewisse Wurschtigkeit. Mein Vater hatte auf dem Schwarzen Markt zehn Flaschen guten Rheinwein erstanden, und davon tranken wir jeden Abend, mit dem Ergebnis, dass wir schön müde wurden und gar nicht mehr in den Keller gingen. Kam das Bombardement in bedrohliche Nähe, gingen wir hinter dicken Schränken in Deckung.

Als nun endlich die Amerikaner in Düsseldorf Fuss gefasst hatten, liessen sie bald darauf die Lager im Hafen für die Bevölkerung öffnen. Alle strömten natürlich hin, auch meine Nachbarin und ich. Alles, was wir jedoch bekamen, war Malaga. Trotzdem waren wir froh, und wir nahmen uns vor, Weinsuppe oder Wein-creme daraus zu machen. Auf dem Heimweg sahen wir überall Betrunkene liegen, mitten auf der Strasse und auf den Wiesen am Schwanenspiegel.

Folgende Doppelseite: Nach dem Krieg ein alltägliches Bild – Menschentrauben an Strassenbahnen.

Erstaunlich früh fuhren nach dem Krieg die Strassenbahnen wieder. Hier: Corneliusplatz mit dem Wilhelm-Marx-Haus im Hintergrund.









Vor dem Zuzug nach Düsseldorf gewarnt

Vor dem Zuzug nach Düsseldorf wird gewarnt! – So hatte die Stadtverwaltung Düsseldorf schon am 10. Juli 1945 offiziell verkündet. Die englische Militärregierung spielte sogar eine Zeitlang ernsthaft mit dem Gedanken, Teile der Bevölkerung der Stadt zwangsweise zu evakuieren. Der Grund: die neben der Nahrungsmittel- auch schreckliche Wohnungsnot. Man wusste nicht, wohin mit den Menschen, deren Zahl durch Rückkehr der Evakuierten und Kriegsgefangenen und durch Zustrom der Vertriebenen nun wieder stark wuchs. Bei Kriegsende war immerhin fast die Hälfte des Wohnraums in Düsseldorf zerstört. Bei dem Bemühen, den Einwohnern ein halbwegs stabiles Dach über dem Kopf zu verschaffen, türmten sich unendliche Schwierigkeiten auf.

Die Wohnverhältnisse blieben auf Jahre hinaus katastrophal, obwohl die Stadt im Rahmen eines Notprogramms von 1945 bis 1947 über 11'000 Wohnräume neu erstellte und über 65'000, allerdings in vielen Fällen nur behelfsmässig, winterfest machte. In welchen Provisorien man sich durchschlug, lässt die Tatsache ahnen, dass bis

Bei Kriegsende Hälfte des Wohnraums zerstört

1951 mehr als 800 Häuser vollständig und über 3'200 teilweise wegen Einsturzgefahr wieder geräumt werden mussten. Die nüchterne Statistik sagt manches über die damaligen Zustände aus: Vor dem Krieg waren, bei 540'000 Einwohnern, rund 580'000 Wohnräume in Düsseldorf registriert, im November 1945 mussten sich 370'000 Alt- und Neu-Düsseldorfer mit 270'000 Räumen, die grossenteils noch sehr zu wünschen übrig liessen, behelfen.

Ein Beispiel, das für unzählige steht, hat Victor Gollancz, ein englischer Verleger jüdischen Glaubens, der mit seiner Hilfsorganisation «Rettet Europa jetzt» viele Nöte lindern half und in einer der ersten Sendungen 8'000 Lebensmittelpakete in unsere Stadt schaffte, nach einem Rundgang durch Düsseldorfer Wohnungen in seinem Buch «Im dunkelsten Deutschland» festgehalten: «Am Ende einer langen dunklen Treppe lebte ein Mann von 79 Jahren in einem Loch, das er selbst bewohnbar gemacht hatte. Seine Frau war aus – auf der Brotsuche. In einem anderen Teil des gleichen Kellers war eine Mutter mit drei Kindern, sechs, zehn und vierzehn Jahre alt. Alle vier schliefen in einem einzigen Bett, zwei nebeneinander in der üblichen Weise und zwei nebeneinander am Fussende.

Eines der Kinder war noch im Bett, keines hatte etwas zu essen gehabt, da das letzte Brot am Vortag aufgezehrt war. Der Vater war in Russland in Kriegsgefangenschaft. Zwei der Kinder hatten Tuberkulose. Es war ein kleiner Herd da, aber keine Kohle, kein Gas, nur ein bisschen Holz. Für Exkrememente benutzten sie einen Eimer, den sie

Ein Zimmer für sechs bis acht Menschen

jeden Morgen in ein Loch entleerten, das sie oben in dem Hof gegraben hatten.»

In seinem Reisebericht von 1947, «Germany revisited», hat Gollancz den Besuch in einem Düsseldorfer Vorort geschildert: «Zwei- und dreissig Menschen lebten dort. Jeder Raum war abstoßend, aber der abstoßendste war der im obersten Geschoss. Ein Mädchen, das wohl eine Art Nachtschwester war, versuchte in dieser winzigen und erbarmungswürdigen Mansarde, die von der Hitze stank, zu schlafen. Die Mutter der Nachtschwester kam von Danzig; sie hatte dort, nach dem Einrücken der Russen, zwei ihrer Kinder verloren, durch Hungertypus, wie sie sagte, und ein drittes war in Flensburg gestorben. Sie besass nichts. Sie hatte beinahe ihr letztes Kleid dem Mädchen gegeben, das auf dem Bett lag. Draussen, in einem schmutzigen Gang, der anscheinend als eine Art Wohnzimmer diente, fielen ein paar Stücke Putz herunter. Die Frau aus Danzig kehrte sie in eine Pfanne.»

Auch Dr. Hensel hat beschrieben, wie es aussah, als innerhalb von zwölf Monaten 170'000 Menschen in die Stadt strömten: «Sie drängten sich in dem verbliebenen Restbestand mehr oder minder brauchbaren Wohnraums zu-

Viele Wohnstrassen der Stadt sahen nach dem Zusammenbruch 1945 so aus wie auf dem zweiten Bild das Gebiet am Schillerplatz.

Zehntausende von Düsseldorfern lebten wie diese Frau mit ihren Kindern nach dem Krieg in Elendsquartieren: in Kellern, Bunkern, Baracken.

sammen; teilweise mussten sechs bis acht Personen in einem Zimmer hausen. Luftschutzbunker und die Keller ausgebrannter Häuser füllten sich, die Lauben in den Kleingärten verwandelten sich in Dauerwohnungen, und an allen Ecken und Enden der Stadt entstanden Notbehausungen.»

Um die Menschenflut nach Düsseldorf zu stoppen, wurde im August 1945 eine Zuzugssperre verhängt. Nur diejenigen, die im Zusammenhang mit den Kriegsverhältnissen die Stadt hatten verlassen müssen, sollten die Genehmigung zur Rückkehr erhalten. Geholfen haben diese und andere Anordnungen jedoch wenig. Anfang September sollten 25'000 Düsseldorfer, vornehmlich alleinstehende, benannt und mit einigen tausend Mönchengladbachern und Rheydtern zusammen zwangsevakuiert werden. Wegen der Schwierigkeiten in der Versorgung und Unterbringung und der möglichen Seuchengefahr, wie es hiess. Hensel: «Es gelang uns, in harten Verhandlungen auf örtlicher und später auch auf hoher Ebene, den Plan abzuwehren.

Und die Zahl der Wohnungssuchenden und der Obdachlosen stieg jeden Monat um 10'000. Verschlimmert wurde die Situation noch dadurch, dass die englische Besatzung in erheblichem Umfang Wohnraum beschlagnahmte. Bis März 1946 waren es mehr als 4'000 Räume und bis Mitte 1947 über 6'300 – natürlich vor allem in gering oder überhaupt nicht beschädigten Gebäuden. Viele der Betroffenen mussten innerhalb von 24 Stunden ihr Heim samt Einrichtung aufgeben. Es waren lange und schwierige Verhandlungen nötig, bis die Frist auf zwei Wochen verlängert wurde und man wenigstens Bettzeug und ein bisschen Hausrat mitnehmen durfte.

Die Besatzung requirierte aber auch viele andere Gebäude. 1945 waren über 1'000 Bauten in der Stadt beschlagnahmt, ausserdem die betriebsfähigen neun Hotels mit 323 Betten und fast alle Grossgaststätten. «Die Bevölkerung», vermerkte Karl Arnold, im Februar 1946 zum Oberbürgermeister gewählt, in einer Denkschrift, «bedauert sehr festzustellen, dass

der Bau und die Wiederherstellung von Gebäuden, die zu Vergnügungszwecken dienen, durch die Besatzungsmächte in solch erheblichem Masse vorgenommen werden, wie es selbst für das Vorkriegsdeutschland ungewöhnlich gewesen wäre, und dass Baumaterial und Arbeitskräfte für diesen Zweck verwandt werden, die für den Bau von Wohnungen eingesetzt werden könnten.» Sie hätten, wie einmal errechnet wurde, für 1'500 Wohnungen und 6'000 Menschen gelangt.

Viele der Bürger, die in Kellern, Bunkern, Baracken und sonstigen Elendsquartieren hausten, verlangten im Laufe der Zeit immer ungeduldiger nach einem besseren Dach über dem Kopf. Das Wohnungsamt gleich zeitweilig einer belagerten Festung. Es gab Tage und Wochen, in denen 1'500 bis 1'700 Menschen hier um Hilfe flehten.



Hochzeitsreise im Stroh eines Panjewagens

Edmund Linden
Direktor des Wirtschaftsförderungsamtes der Stadt Düsseldorf i. R.
Urdenbacher Allee 39

Eigentlich hatte mir meine erste Verwundung bei den Kämpfen im Raum Orel gereicht – und trotzdem glaubten kanadische Tiefflieger am 4. März 1945 in der Nähe von Groszenbaum, dass man auch mit einem

Arm – dem rechten – noch ganz gut durchs Leben kommen könne. Das war wohl der Grund, weshalb sie auf den linken zielten...

Die anschliessenden Wochen im Keller des Lazarett-Krankenhauses von Duisburg-Huckingen waren dann eher abwechslungsreich denn romantisch: romantisch die Kellerbeleuchtung mittels einiger Petroleumfunzeln für hunderte von Verwundeten, abwechslungsreich die unregelmässigen Einschläge amerikanischer Granaten von jenseits des Rheins in die oberen Stockwerke des Hauses und ins benachbarte Gelände.

Immerhin, Mitte April sank plötzlich das Fieber von ungeahnten Höhen auf normal, und wenige Tage später konnte ich mit meiner damaligen Braut, die den Angriff äusserlich schadlos überstanden hatte, meine



Viele Familien, die ihre Wohnungen verloren hatten, hausten in erbärmlichen Löchern.

ersten Schritte im herrlichen Frühling eines neuen Anfangs durch die benachbarten Felder tun, hiess es doch, dass die Amerikaner da seien – kein Beschuss mehr, keine Bombenangriffe! Ja, sie waren tatsächlich da und kamen auf uns zu – in einem Jeep mit auf uns gerichteten MP's. Aber immerhin, auch bei ihnen musste sich die Erkenntnis durchgesetzt haben, dass ihnen selbst ein deutscher Zivilist mit einem Arm nicht mehr gefährlich werden konnte: Sie liessen uns passieren, und man glaubte sogar, ein zaghaftes Lächeln auf den jugendhaften Gesichtern der GIs ausmachen zu können.

Wenige Tage später, am 23. April, heirateten wir (ledige Frauen mussten ja laut umlaufenden Parolen in die Munitionsfabriken) in Duisburg-Buchholz. Ein guter, heute bei Frankfurt lebender Freund hatte aus was weiss ich welchen geheimen Nachrichtenkanälen von meiner Verwundung und Wiedergenesung erfahren und wollte uns just an diesem Morgen abholen. So starteten wir vom Standesamt zur «Hochzeitsreise» im Stroh eines Panjewagens, vorn auf dem Bock mein Freund und der Lenker des geduldigen Rosses. Als Hochzeitsgeschenk hatten uns die selbstlosen Nonnen des Lazaretts ein gebratenes Täubchen mit auf den Weg gegeben; es wurde brüderlich durch vier geteilt.

Als Revanche kreiste dann vom Bock herunter eine in Benrath organisierte Flasche Himbeergeist.

Als Gäste anderer guter Freunde wurde uns mittags in Angermund ein Hochzeitsmahl in Form einer bis heute unvergessenen Erbsensuppe kredenzt. Mangels eines Passierscheins wurden wir zu einem Umweg über Lintorf – Ratingen – Grafenberg – Gerresheim – Reisholz nach Benrath gezwungen, wo ich meinen 68 Jahre alten Vater beim Zuschaukeln eines Panzergrabens in der Nähe unserer Wohnung wieder fand.

Viele mussten gleich ihre Wohnungen verlassen

Aus dem Kriegstagebuch von Margret Koenig, die, damals 34 Jahre alt, bei ihrer Mutter in der Strasse Alt-Heerdt 93 wohnte. Sie war während des Krieges als kaufmännische Angestellte bei den Thompson-Werken an der Erkrather Strasse tätig und wurde nach Zerstörung dieser Firma von Henkel in Holthausen übernommen, wohin sie nun täglich, bis zur Sprengung der Oberkasseler Brücke, mit der Strassenbahn fuhr.

1. März Zum letztenmal in Düsseldorf bzw. im Büro der Thompson-Werke gewesen.

2. März Zum letztenmal mit Düsseldorf telefonisch gesprochen. Mittags fuhr ich durch Beschuss zum Handweiser-Bunker, wo die letzte Post liegen sollte. Unsere letzten Briefe gab ich einer jungen Dame mit, die per Fahrrad noch nach Düsseldorf fuhr. Abends starker Artillerie-Beschuss und Vorrücken der Amerikaner bis Handweiser. Wir blieben die Nacht über im Keller.

3. März Einrücken der Amerikaner, für uns ein furchtbarer Moment. Riesenpanzer kamen über Alt-Heerdt, gespickt mit amerikanischen Soldaten mit schussbereitem Gewehr. Die «Schöne Aussicht», das Lokal an der Ecke, wurde besetzt. [Viele Leute mussten gleich ihre Wohnungen verlassen](#) – innerhalb einer Stunde. Wir noch nicht!

4.–9. März Für uns ohne besondere Ereignisse, nur einen Druck hatte man auf sich, der sich nicht herunterschlucken liess. Am schlimmsten war der Gedanke, von den Angehörigen nichts zu hören und auch keine Aussicht zu haben, in absehbarer Zeit etwas zu erfahren.

10. März Drei amerikanische Soldaten drangen in unsere Wohnung ein. Ohne ein Wort stiessen sie mich aus der Türöffnung, gingen zuerst in mein Zimmer, öffneten Schränke, fragten, ob ich Englisch spräche, waren aber dann bald verschwunden. Der Schreck sass mir noch einige Zeit in den Gliedern.

11. März Sonntag. Ging nachmittags nach Oberkassel durch ziemlich heftigen Artillerie-Beschuss, um eine Kollegin zu besuchen. Ich vergass zu erwähnen, dass wir die ersten 3-4 Tage nur Ausgang von 9–12 Uhr morgens hatten, um Einkäufe zu besorgen. Dann wurde die Ausgangszeit verbessert auf 9–17 Uhr und später auf 7-18 Uhr.

12. März Für uns ein schwarzer Tag. Um 13 Uhr erschienen vier Amerikaner in unserer Wohnung und teilten uns sehr höflich mit, dass wir bis zum 13. mittags 12 Uhr das Haus zu räumen hätten. Grosse Bestürzung! Wir fingen gleich an zu packen, nachdem wir uns vorher ein Unterkommen gesichert hatten bei Göing, Rheinallee 7

13. März Morgens in aller Frühe holten wir noch wichtige Sachen aus unserer Wohnung, womit wir bis 12 Uhr fertig sein mussten. An unserem Haus klebte ein Zettel: Dieses Haus darf nur von 10–11 Uhr aus geschäftlichen Gründen betreten werden.

15. März Morgens 11 Uhr kam der Bescheid, dass wir hier auch wieder räumen müssten. Nachdem ich mir eine andere Wohnung gesichert hatte, warder Räumungsbefehl aufgehoben worden. Die Bewohner der Rheinallee waren sehr glücklich darüber. Es war aber nur eine kurze Freude.

16. März Es kam die Weisung, nunmehr endgültig bis zum Abend, 18 Uhr, zu räumen. Da es für uns das zweitemal war und wir noch so ziemlich alles in Kisten und Kästen zusammen hatten, war es für uns nicht ganz so schlimm, nur waren wir vom erstenmal noch ziemlich schlapp. Man hatte das Gefühl, dass einem die Kleider vom Körper fielen. Aber nette Nachbarn waren uns behilflich, so dass auch die zweite Räumung klappte.

Nachdem wir uns auf der Benediktusstrasse 11 notdürftig eingerichtet hatten, gingen wir gleich schlafen. Aber vor lauter Übermüdung und Erschöpfung war man so fertig, dass der ersehnte Schlaf nicht kam. Auch sorgte der starke Artillerie-Beschuss dafür, dass man kein Auge zutut. Betten hatten wir keine, wir schliefen auf der Erde.



Leben zwischen Trümmern: Die Wallstrasse mit Blick in die Berger Strasse.

17.-31. März Wir haben uns, so gut es geht, eingelebt. Unser Gastgeber ist sehr aufmerksam, schenkt uns u. a. Eingemachtes und 2 frische Eier und bringt des öfteren Blumen mit, die unser neues Heim verschönern. Ansonsten beschäftigen wir uns nach Möglichkeit stark, damit man nicht zuviel zum Denken kommt.

29. März Morgens, 5-30 Uhr, Granateinschlag Küche Benediktusstrasse. Die ganze Wohnung verdrückt, Scheiben zertrümmert, Löcher in den Wänden, Schaden aber in zwei Tagen, allerdings mit viel Arbeit, behoben.

31. März Um 3 Uhr Nachricht: Granatvolltreffer Alt-Heerdt 93 im Dachgeschoss, abends 21 Uhr Wasserleitung getroffen, die ganze Nacht das Wasser durch das Haus gelaufen. Decken und Tapeten bis einschliesslich unserer Etage stark beschädigt. Fenster zertrümmert. Wir dürfen noch nicht mal den Schutt wegräumen. Es besteht keine Möglichkeit, dass das Haus austrocknet, da bei Regen immer wieder alles feucht wird. Wenn nur das Dach gedeckt werden dürfte!

1. April, Ostersonntag Es ist ein Tag wie jeder andere. Es geht uns gar nicht schlecht. Wir haben zu essen, an diesem Tag gut sogar, wenn auch die Ostereier fehlen.

3. April Derfreudlose Alltag hat wieder begonnen. Man betäubt sich mit Arbeit, damit die Sorgen nicht überhandnehmen. Düsseldorf ist noch nicht in amerikanischer Hand.

4.-9. April An Berufsarbeit ist vorläufig nicht zu denken. Noch nicht mal die amerikanische Firma Harvester bekommt die Erlaubnis zur Aufnahme der Arbeit.

6. April Wir haben uns mittlerweile melden müssen, Frauen und Männer, was aber vorläufig wohl nur zur Personalerfassung dient.

Ich hätte gerne ein Stück Land für uns bebaut, aber da mir hierzu alles fehlt, Erfahrung und Kenntnis sowie Pflanzen, Samen und Arbeitsgeräte, und ich auch niemanden habe, der

mit mir zusammengearbeitet hätte, habe ich den Plan wiederfallenlassen.

10.-12. April Ohne besondere Ereignisse gewesen. Viel Arbeit, aber alles für andere. War mit Mutter eben 1 Stunde auf dem Friedhof. Der einzig mögliche Spaziergang zurzeit. Es blüht alles so herrlich.

14. April Samstag, kühles, aber schönes Wetter, bin abends mit Mutter nach Büberich spaziert, ab Deutschem Eck Sperrgebiet. Die Felder sind so schön bestellt.

17. April Räumung auf der Krefelder Strasse. Habe im Hause 64 geholfen, das in einer Stunde geräumt sein musste. Mittags grosse Wäsche.

18. April Fertigmachen der Wäsche und aufhängen. Mutter zur Beerdigung von Fri. G., die durch Granatsplitter umkam.

19. April Nach dem Mittagessen grosser Krach mit Mutter wegen belangloser Kleinigkeit. Mutter ist äusserst leicht beleidigt, jedes Wort muss auf die Goldwaage gelegt werden. Reizbarkeit durch die gegebenen Verhältnisse an sich verständlich.

21. April Freigabe der Sperrgebiete. Wir können wieder nach Hause.

22. April Mutter räumt schon Schränke und Schubladen ein. Hoffentlich wird nichts mehr verwüstet.

23. April Mittags erneute Personenstandsmeldung mit Fingerabdruck.

24. April Umzug nach Hause mit Dreirad.

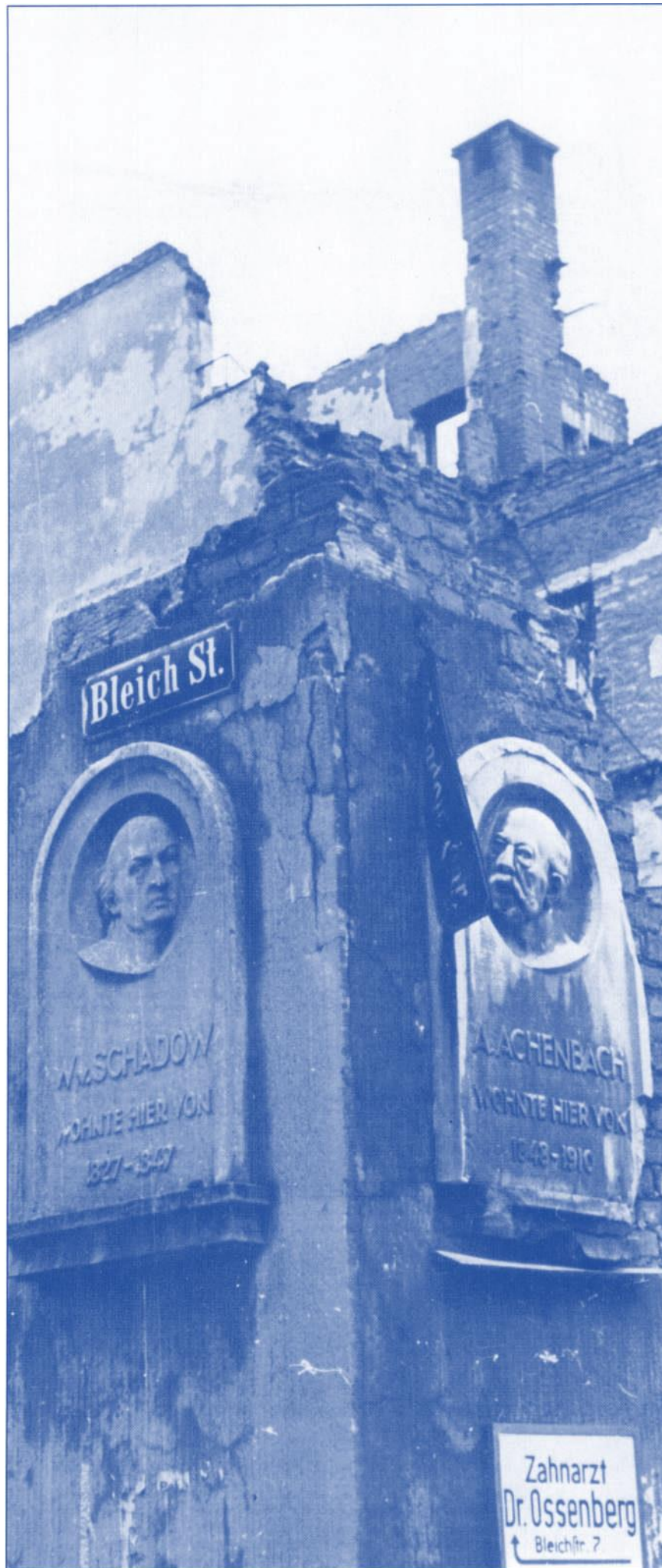
Bis 6. Mai Nichts als Arbeit und Dreck fegen. Aber nicht weiter schlimm. Hoffentlich können wir jetzt bleiben.

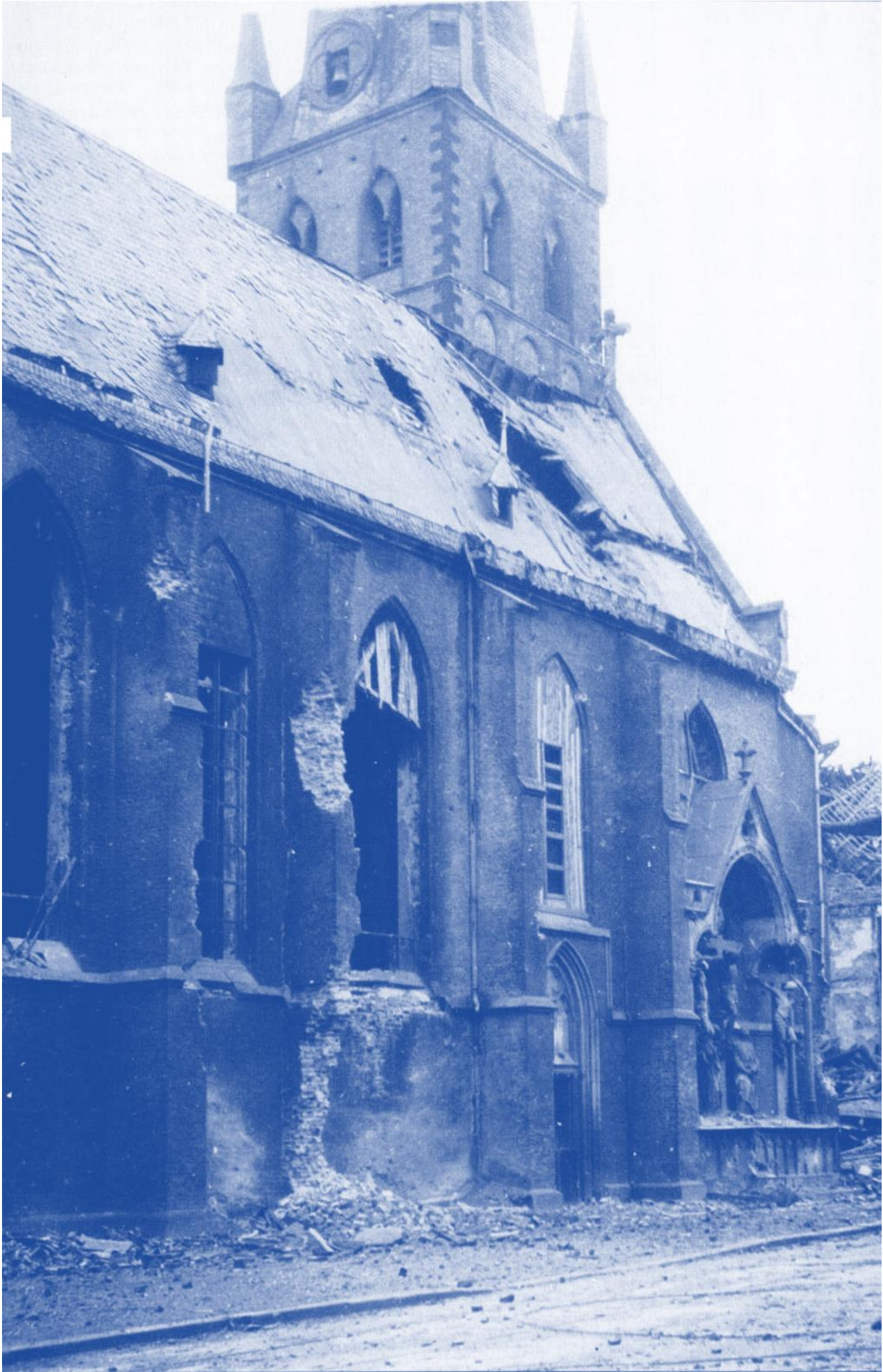
Von Düsseldorf lässt man alphabetweise die Leute, die linksrheinisch wohnen, herüber, aber einen Verkehr hin und zurück gibt es noch nicht.

Ich muss aber bald mal nach drüben. Habe seit 3 Monaten keinen Pfennig Geld bekommen.

Schadow und Achenbach «überlebten» an der Ecke Schadow- und Bleichstrasse.

Nächste Seite: Die bei Kriegsende schwer angeschlagene St.-Lambertus-Kirche.





Sie starben zu dritt

Maria Drescher, geb. Eulenpesch z. Zt. Botswana/Afrika

Mit meinen Eltern, drei Geschwistern und Nachbarn erlebten wir die letzten Wochen des Krieges im Keller eines Siedlungshauses in Höhe des Flughafens, auf der Wangeroogestrasse 16.

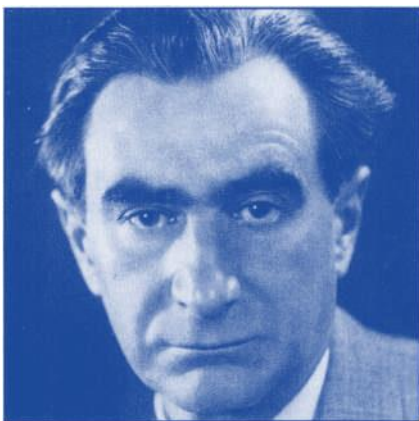
Bedingt durch den Ari-Beschuss zu jeder Tages- und Nachtzeit, ohne jede Vorwarnung, wie es uns bei Fliegeralarm bekannt war, richtete mein Vater mit einigen Möbeln aus der Wohnung einen kleinen Kellerraum ein, der für viele Wochen unser einziges «Domizil» blieb. Ohne Wasser, ohne Strom. Hunger und unsagbare Angst waren das, was bis heute in meiner Erinnerung blieb.

Die Schule an der Unterrather Strasse, die ich die ganzen Kriegsjahre über besucht hatte, war längst durch Rektor Jürgens aufgelöst worden. Er verabschiedete uns an einem Morgen Anfang 1945 in einem Kellerraum mit den Worten: «Geht heim, der Krieg ist bald vorüber, und wenn wir uns dann alle wiedersehen, bekommt ihr, die ihr nicht im KLV-Lager seid, ein ganz besonders schönes Zeugnis. «Doch vorher war das Inferno.

Täglich Beschuss, Tiefflieger schossen aus Bordkanonen, nirgendwo in der Nähe gab es etwas Essbares. Dadurch bedingt nahm ich weite Wege zu Fuss bis zur Nordstrasse auf mich, dort war eine Bäckerei (Behmer) – es hatte sich herumgesprochen, dass es dort an manchen Tagen Maisbrot gab. Wie lang waren dort die Schlangen der wartenden Menschen; bei jedem Grollen und Donnern neuer Artilleriesalven rannten die Menschen auseinander, was denen, die trotzdem stehen blieben, oft zu einem Brot verhalf.

Am 8. Mai war alles vorüber. An einem sonnigen Tag liess meine Mutter meinen sechsjährigen Bruder mit den Nachbarskindern draussen spielen. Sie fanden zurückgelassene Munition, sie starben an diesem Tag zu dritt. So wie sie zusammen vorher in vielen Wochen den Keller als Schutz hatten. Am Tage der Beisetzung gebar meine Mutter ein weiteres Kind. (Dieses Kind wurde nie ein glücklicher Mensch).

Auf dem Ehrenfriedhof (Nordfriedhoss liegen die drei Kinder nebeneinander.



Sohn durch Granatsplitter schwer verletzt

Dipl.-Ing. Georg Schulhoff
Präsident der Handwerkskammer
Düsseldorf
im Jahre 1945

Die letzten Tage des Zweiten Weltkrieges verbrachte ich im Keller meines Hauses. Ich war im September 1944 untergetaucht und wechselte – da ich von den Nationalsozialisten verfolgt wurde – ständig meinen Aufenthaltsort. Als Fortbewe-

gungsmittel diente mir ein altes Fahrrad, als Tarnung eine Wachmeister-Uniform der Schutzpolizei, die mir gute Freunde in den letzten Kriegswochen besorgt hatten – in der Zeit, als Düsseldorf von Ober-

kassel her unter Beschuss stand, und mein 5jähriger Sohn Wolfgang durch Granatsplitter schwer verletzt wurde.

Den Einzug der Amerikaner erlebte ich an der Seite meiner ebenfalls verletzten Frau. Erstmals nach 7 Monaten konnte ich mich am 17 April 1945 wieder bei Tageslicht blicken lassen. Wir standen am Fenster unserer Parterrewohnung, die Sonne strahlte, und wir freuten uns der wiedergewonnenen Freiheit. Die Freude war freilich getrübt, denn unser Sohn lag mit Wundscharlach in den Städtischen Krankenanstalten – und zwar wegen Ansteckungsgefahr im Keller. Er wurde aber gesund und sitzt heute bekanntlich im Bundestag.



Trümmerfelder waren die einzigen Spielplätze der Kinder.

Mein Betrieb war im Dezember 1939 von der Gestapo geschlossen worden. Ich machte mich – wie ich es damals den hohnlachenden Gestapo-Beamten prophezeit hatte – nach Kriegsende gleich daran, ihn an derselben Stelle wieder aufzubauen. (Falls es interessiert: Heute beschäftige ich 100 Mitarbeiter, davon 30 Lehrlinge).

Zur Handwerksorganisation hatte ich damals keinerlei Verbindung – bis mich Monate später einige Düsseldorfer Handwerker buchstäblich aus dem Bett holten und mich aufforderten, neuer Präsident der Handwerkskammer zu werden; einer Kammer, die eigentlich gar nicht mehr existierte – die unter den Nazis

nur noch eine Abteilung der Gauwirtschaftskammer Essen gewesen war und deren Gebäude hier in der Landeshauptstadt weitgehend zerstört war.

Was dann aus mir und meinem Amt geworden ist, wird bekannt sein. Während ich diese Zeilen schreibe, bin ich immer noch der Präsident, den man seinerzeit unsanftgeweckthat, um ihn auf den Präsidentenstuhl der Handwerkskammer zu setzen, die – dies nur am Rande – die bedeutendste im Bundesgebiet ist.

Schulspeisung wurde zum Retter in der Not

Die Rückkehr zu halbwegs geordneten Schulverhältnissen – das war eine der schwierigsten Aufgaben, vor die sich die Stadt nach dem Krieg gestellt sah. Immerhin waren mehr als drei Viertel aller Klassenräume völlig zerstört oder so schwer beschädigt, dass hier Unterricht nicht erteilt werden konnte. In den übrigen Bauten hatten sich grossenteils ausgebombte Firmen und Dienststellen eingenistet, vielfach wurden hier auch Obdachlose und Kindergärten einquartiert. Dennoch – und dies klingt angesichts des Trümmerhaufens, in den die Stadt sich verwandelt hatte, fast unglaublich: Im August 1945 lief in 410 Klassenräumen (vor dem Krieg hatte es in 159 Gebäuden fast 1'600 gegeben) der Schulbetrieb – für zunächst 14'000 Jungen und Mädchen im Grundschulalter – wieder an. Ende des Jahres folgten nach und nach auch die Oberstufen der Volksschulen, die Mittel- und die Höheren Schulen. Allerdings: Provisorien und Improvisation waren Trumpf.

Bittere Bilanz

Brachgelegen hatte der Schulbetrieb in Düsseldorf schon seit Oktober 1944. Fliegeralarme und Einberufung auch der letzten gehfähigen Lehrkräfte, von den Zerstörungen ganz abgesehen, machten den Unterricht damals unmöglich. Die Engländer drängten nach dem Zusammenbruch darauf, ihn so schnell wie möglich wieder aufzunehmen. Doch das war leichter gefordert als getan.

Dreiviertel der Schulräume bei Kriegsende zerstört

Die Bilanz der Stadtverwaltung im ersten Jahresbericht nach dem Krieg: Von 159 Schulgebäuden waren 27 Prozent vollkommen vernichtet, 27 Prozent schwer und 48 Prozent leichter in Mitleidenschaft gezogen. Doch auf Räume allein kam es nicht an. Nahezu 200 Leiter, Leiterinnen und Lehrkräfte der von der Stadt unterhaltenen Schulen wurden im Zuge der politischen Säuberung ihres Postens enthoben und eine ganze Anzahl weiterer in niedrigere Ämter abgeschoben. Bei Aufstellung der Bilanz waren ausserdem noch etwa 150 Lehrer in Kriegsgefangenschaft.

Erschreckend

Die schulischen Verhältnisse besserten sich im Lauf der ersten Nachkriegszeit nicht etwa, sondern wurden noch schwieriger; denn die Zahl der Schüler wuchs, durch die Rückkehr der Evakuierten und den Zustrom der Vertriebenen, bis Herbst 1946 auf nahezu 60'000. Damit war bereits der Vorkriegsstand überschritten. Ein halbes Jahr vorher hatte die Stadt immerhin schon über 32'000 Volksschüler, fast 2'100 Mittelschüler und mehr als 4'700 Gymnasiasten registriert. Auch an den Berufsschulen und Berufsfachschulen, die sich anfangs infolge Mangels an Lehrern und Räumlichkeiten besonders schwer taten, lief das Leben, wie die Zahl von nahezu 10'700 Schülern zeigt, schliesslich weiter.

August '45; Beginn mit 410 Klassenräumen

Bis zu vier Schulsysteme mussten in der Notzeit in ein Gebäude gestopft werden, Gasthaus- und andere ungeeignete Säle wurden ebenfalls zu Unterrichtszwecken herangezogen. Allein zum Hochbunker am Rather Kreuzweg strömten zeitweilig fast 1'000 Jungen und Mädchen. Der Unterricht liess sich nur in drei Schichten bewältigen. Schichtunterricht war auf lange Zeit eine Alltäglichkeit. Der Brennstoffmangel zwang obendrein zu Stundenausfällen und zum Jahreswechsel 1946/47 sogar zur erneuten Stilllegung des gesamten Schulbetriebs.

Es fehlte praktisch an allem. Jedes vierte Schulkind hatte keine Schuhe und jedes zweite kein eigenes Bett. Viele Kinder waren ausserdem unterernährt. Erhebungen bestätigten, dass eine «erschreckend grosse Anzahl», wie es damals im Verwaltungsbericht hiess, nüchtern zur Schule kam. «Ohne die Schulspeisungen, für die ausländische Hilfsorganisationen die Zutaten stifteten, hätte», resümierte Dr. Walther Hensel, «manches Kind die Zeit nicht überstanden.» Ab November 1945 erhielten 1'400, ab Ende März 1946 rund 35'000 Kinder täglich einen halben Liter Suppe mit 316 Kalorien. In den Genuss, der verständlicherweise den Gang zur Schule wesentlich erleichterte, kamen später auch die über Zwölfjährigen. Zweimal in der Woche gab's süsse Suppe und viermal Erbsensuppe. Um den trotz aller fremden Hilfe notwendigen Zuschuss der Stadt in Grenzen zu halten, zahlten die Kinder – bedürftige Fälle ausgenommen – wöchentlich 1,40 RM.



Aus Krug, Henkelmann oder Topf: Kleinkinder löffelten um die Wette. In diesem Fall machten's die Iren möglich.

«Die neueste Zuteilung, deren Nährwert fast einer Mittagsmahlzeit gleichkommt, hat sich bereits nachweisbar günstig auf den Gesundheitszustand der Kinder ausgewirkt», vermerkt das Verwaltungsfazit 1945/46. «Von vielen Seiten kommen Berichte über die Zunahme der körperlichen und geistigen Kräfte der Kinder.» Als Ausgleich für fehlendes Frischgemüse liess die Militärregierung zusätzlich eine Million Vitamin-Tabletten C an die Sechs- bis Zwölfjährigen verteilen.

Verärgert

Die Bemühungen der Stadt, durch Reparaturen in den beschädigten Schulhäusern weiteren Raum für den Unterricht zu gewinnen, blieben lange Zeit nicht viel mehr als der berühmte Tropfen auf den heissen Stein. «Das lag», so Hensel, «daran, dass die Stadt nicht kompensieren konnte.» Zum Ärger der Bevölkerung klappte der Wiederaufbau von Kinos, Gast- und Vergnügungsstätten viel schneller. Die Engländer legten zwar Wert auf den Schulunterricht und taten auch einiges dafür, doch durch – beispielsweise – die Beschlagnahme von Gebäuden wie der Neuen Kunstakademie entzogen sie

durch die Notwendigkeit, die Bewohner anderweitig unterzubringen, vor allem Schulen wieder ein Stück ihres Lebensraums.

Katastrophale räumliche Verhältnisse, Riesenklassen, Schichtunterricht und vieles mehr sind älteren Düsseldorfern in unangenehmer Erinnerung. Von den Wundern der Schulspeisung in schlimmer Zeit schwärmen sie heute noch.



Sommer 1945: Schulunterricht in drangvoll-fürchterlicher Enge in einem Luftschutzbunker.



Kampf um Eiserne Ration

**Ruth Willigalia
Emil-Barth-Strasse 78**

Es war der 16. April 1945. Der Beschuss der Amerikaner kam von der «Insel» hinter dem Gerresheimer Bahnhof und von Erkrath her stark in «unseren Wald». Man traute sich kaum noch auf die Strasse. Wir wohnten direkt am Hardenberg, auf

der Hardenbergstrasse, und steckten vorsichtig die Nase aus der Haustür, weil auch die Stundenflieger noch unterwegs waren und ihre Bomben abladen.

Meine Mutter war total aufgelöst. Wir hatten die Nachricht erhalten, dass Onkel Theo Andresen erschossen sein soll. Genaues wussten wir aber noch nicht. Onkel Theo erschossen – warum wohl?

An unserer Haustür wurde ein Butterfass(l) vorbeigerollt, und ich schaute entsetzt zu, dass es im Nebenhaus verschwand. Ein Butterfass – hier – und wieso? Durch Martha erfuhr ich dann, dass oben in unserem Wald ein Riesenlastwagen mit Lebensmittelbeständen der Wehrmacht stünde und die Menschen bereits dabei waren, den Laster zu «plündern». Gegen das Verbot meiner Mutter machte ich mich – die Laufgräben im Wald benutzend und



Zur Schulspeisung drängelte man sich gern.

damit dem Beschuss ausweichend – auf den Weg, um auch «was zu essen» zu ergattern. Oben angekommen, wimmelte es von Menschen, die über einen Teppich zertretener Plätzchen – die Eiserne Ration, wie ich von meinem Vater her wusste – stapften.

Und dann stand da ein Offizier, der die Menschentraube aufforderte, das Wehrmachtsgut liegenzulassen, es würde gleich in die Luft gesprengt. Dabei hielt er bedrohlich ein Maschinengewehr im Anschlag. Im gleichen Augenblick sprangen zwei Soldaten gegen den Offizier und drohten, ihn zu erschiessen, wenn er der hungernden Bevölkerung diese Lebensmittel wegnehmen und sie sprengen würde. «Subversiv», «Verrat», «Feind in die Hände spielen» – das waren die Worte, die mir noch heute in den Ohren dröhnen in dem Kampf, der sich zwischen den drei Männern entspann, während Menschen unbeirrt den Wagen leerten.

Ein gerade aufgefangenes Brot wurde mir von einer Frau aus unserer Strasse wieder aus den Händen gerissen, worüber ich entsetzt war. Diese Frau! Sonst so still, und fromm war sie auch. Mit nur einem harten Kanten Kommissbrot und einem Päckchen getrocknetem Tomatenmark kam ich wieder heil zu Hause an. Und als etwas ganz Kostbares bekam ich zwei Schnitten, während meine Mutter und die kleine Schwesterje eine Schnitte erhielten.



10. April 1945, der Geburtstag meiner Mutter!

11 Jahre war ich, mein Vater im Krieg, Taschengeld hatte ich nur wenig; ausserdem war es in diesen Zeiten unmöglich, ein geeignetes Geschenk aufzutreiben. Aber mein Spielgefährte, der im selben Haus wohnte, wusste Rat.

Heimlich schlichen wir uns aus dem Keller, in dem wir seit einigen Wochen Tag und Nacht lebten. Artilleriebeschuss war nicht zu hören, die Sonne schien warm. Wir liefen schnell und gelangten bald zum Corneliusplatz. Dort stand der Magnolienbaum in voller Blüte, und auf dem sonst so gepflegten Rasen wucherten die schönsten Wiesenstorchschnabel. Eilig pflückte ich einen Strauss der blauen Blumen, und mein Spielgefährte kletterte auf den Baum und schnitt mit seinem Fahrtenmesser einen blühenden Magnolienzweig ab. Ganz wohl war uns bei dieser verbotenen Tätigkeit allerdings nicht.

Artilleriebeschuss

Ungesehen wollten wir uns rasch auf den Heimweg machen, aber plötzlich setzte heftiger Artilleriebeschuss ein. Nirgends ein Keller, in den wir flüchten konnten. Ängstlich drückten wir uns an zertrümmerte Hauswände, liefen ein paar Schritte, hörten wieder das Pfeifen der Granaten, warfen uns flach auf die Erde, stolperten weiter, versteckten uns in einem Trümmergrundstück...

So dauerte es einige Zeit bis wir endlich zum Karlplatz kamen. An der Ecke Hohe Strasse scharten

Geklaute Blumen und geschenkte Schokolade

Hildegard Kleinfeld
Jakob-Kneip-Strasse 72

**Zöpfe, Schleifchen und ein Bilderbuch:
Die Autorin im Jahr 1945.**

sich aufgeregte Menschen um ein schwerverletztes junges Mädchen. Es lag in einer Blutlache und schrie vor Schmerzen. Plötzlich war es ganz still – das Mädchen war tot – getroffen von einer Granate!

Wir nahmen uns bei der Hand und gingen langsam und wortlos bis zu unserem Haus in der Benrather Strasse. Weinend vor Angst stand meine Mutter in der Haustüre, sie hatte mich verzweifelt gesucht. Meine Blumen fielen achtlos zu Boden, als sie mich feste an sich drückte.

Am Nachmittag – kein Beschuss störte unsere Ruhe – sassen wir auf

unserem Balkon und tranken Kaffee, wenn auch «heissa Katreinerle» nicht der beste Geburtstagskaffee war.

Granate

Einen Tag später, am 11. April, schlug zur gleichen Zeit eine Granate in unser Haus ein. Dort, wo wir tags zuvor in gemütlicher Runde gesessen hatten, gähnte nun ein Granattrichter!

Am 17. April fuhren Lautsprecherwagen durch die Strassen und teilten uns den Einmarsch der Amerikaner mit. Alle vorhandenen Waffen, einschliesslich «Küchenmesser», seien umgehend abzuliefern.

Mein Spielgefährte und ich rannnten in Richtung Königsallee. Auf der Breite Strasse sahen wir die ersten amerikanischen Panzer; junge Soldaten, unter ihnen viele Farbige, marschierten an uns vorbei.

Die Küchenmesser nahmen wir mit zurück, aber auch jeder eine Tafel Schokolade, die uns die amerikanischen Soldaten geschenkt hatten. Da es schon lange keine Schokolade mehr gab, schmeckte sie uns besonders gut.

Zwischen Ruinen drehten sich die Gespräche vor allem um eines:
Wie kommen wir über die bittere Not hinweg?





Ständchen fürs «arme Hascherl»

**Inge Link geb. Feldkamp
Helenenstrasse 6 Langenfeld**

Als Angestellter des Walzstahlverbandes war es meinem Vater gestattet, zusammen mit seiner Familie – Frau, Tochter (ich), 2 Söhne – in den letzten sechs Wochen des starken Beschusses im Walzstahlhaus auf der Kasernenstrasse Quartier zu nehmen. So zogen wir Anfang März 1945 mit einem kleinen Bollerwagen voller Hausrat in die geheiligten Hallen des Walzstahlhauses.

Das bis dahin so funktionelle Büro meines Vaters diente uns nun als Aufenthaltsraum während des Tages, und die sonst üblichen Zigaretten- und Zigarrendüfte wurden von Küchengerüchen der auf einem kleinen Elektroofen zubereiteten karglichen Mahlzeiten abgelöst.

Zum Schlafen waren zwei grosse Kellerräume mit Luftschutzbetten eingerichtet worden, die – streng getrennt nach Männlein und Weiblein – abends von uns aufgesucht wurden. Doch wie geborgen fühlten wir uns hier in den starken Mauern nach den schlimmen Nächten der Bombenangriffe und des Beschusses!

Ein Höhepunkt dieser Tage war dann der 18. März 1945, mein 18. Geburtstag! Meine Mutter buk aus Roggenmehl, Wasser und Süsstoff einige Waffeln, und selbst

meine beste Freundin hatte es sieb trotz Beschuss nicht nehmen lassen, zu kommen und zu gratulieren. Als grosse Überraschung tauchte dann plötzlich ein Kollege meines Vaters mit der Geige auf und spielte dem «armen Hascherl» (nun endlich 18 und «sonst garnichts») mit Melodien von Künnecke und Dostal auf. Dermassen angeregt, schwangen dann meine Freundin und ich das Tanzbein zu einer einsamen Geige und verlebten so einige fröhliche Stunden.

Als Gerüchte dann am 16. April aufkamen, die besagten, dass die Amerikaner vor der Stadt stünden, verlebten wir noch einmal bange Stunden der Ungewissheit, denn niemand wusste Genaueres. Am 17. April stand ich dann mittags vor dem Portal des Walzstahlhauses, um kurz frische Luft zu schöpfen, als plötzlich am Graf-Adolf-Platz amerikanische Panzer auftauchten. Mir schoss das Wasser in die Augen...

Als es jedoch dann zu keinen Kampfhandlungen mehr kam, bepackten wir am 20. April wieder unser Wägelchen und gingen in unsere schwerbeschädigte Wohnung zurück.

Allmählich waren die Strassen «aufgeräumt», türmte sich der Schutt auf den Trümmergrundstücken.



In Wäldern regierte wahllos die Axt

Der Krieg ruinierte auch Düsseldorf als Gartenstadt. Von 30'000 Bäumen auf Strassen und Plätzen wurden 20'000 zerstört oder so stark beschädigt, dass sie gefällt werden mussten. Sie fielen allerdings nicht nur Bomben und Granaten zum Opfer. Ein Teil sollte dem anrückenden Feind als Hindernis den Weg versperren. Und in der Not der Nachkriegszeit wurden mit Billigung, ja, auf Anordnung der englischen Militärregierung ganze Bereiche in den städtischen Wäldern kahlgeschlagen.

«Kreuz und quer ein riesenhafter Verhau: der Betonweg im Hofgarten», hiess es in einer späteren Dokumentation. In Meterhöhe legten damals deutsche Soldaten mit Munition gefüllte Sprenggürtel um die alten Stämme der Eichen, die an der Inselstrasse ein Wäldchen bildeten, und jagten so die Bäume in die Luft. In dem Gewirr der Äste und Zweige lauerten bald Maschinengewehrnerster.

Abgeschnitten

„Auch Schützengräben frassen sich durch den Hofgarten, durch den Rheinpark. Was nicht vorher zugrunde gegangen war, wurde jetzt zerstört. Erbittert schrien alte Düsseldorfer einen kommandierenden jungen Leutnant an, sich nur ja nicht später in unserer Stadt sehen zu lassen, sonst würden sie ihm die Knochen zerschlagen.»

Auf der Johannstrasse schnitten die Truppen die 40jährigen Kastanien nur zur Hälfte an, so dass sie im entscheidenden Augenblick gleichfalls umgelegt werden konnten und als Sperrn dienten.

Von 30'000 Strassenbäumen 20'000 zerstört

Überall fielen Bäume, im Norden, auf Duisburg zu, in Kaiserswerth-Wittlaer, ebenso wie in Richtung Köln. «Durch die Schrebergärten bahnten sich weitere Schützengräben den Weg.» Auf die in voller Blüte stehenden Obstbäume nahm niemand mehr Rücksicht. «Die Stadt war zu einem schauerlichen Irrgarten geworden.»

«Von den grösseren Parkanlagen sind besonders der Hofgarten, die Ständehausanlagen, der Volksgarten und fast alle Stadtplätze mitgenommen worden», zog die Stadtverwaltung nach dem Krieg nüchtern ein erstes Resümee. In den städtischen Forsten, vor allem in Teilen des Gräfenberger und des Aaper Waldes, hatten Bomben und Granaten grosse Lücken in Alt- und Jungholzbestände gerissen. Das Damwild im Wildpark war praktisch ausgerottet, das Federwild aus den öffentlichen Anlagen fast ganz verschwunden.

Schon in den ersten Wochen nach dem Zusammenbruch begann auf Anweisung der Besatzungsbehörden das grosse Aufräumen in den öffentlichen Anlagen. Anordnungen der Militärregierung fügten aber auch dem Stadtwald unermesslichen Schaden zu. Ihnen fielen 300 Hektar zum Opfer, wobei der Ertrag in krassem Missverhältnis zu den Verwüstungen stand. Die knapp eine Million Zentner Holz, die man gewann, reichte bei 400'000 Einwohnern, auf die Düsseldorf damals wieder angewachsen war, hinten und vorn nicht. Ein beträchtlicher Teil des Holzes wurde überdies auf dem Schwarzen Markt verschoben.

Brennstoffversorgung nach Krieg katastrophal

Um den Brennstoffmangel in den Haushalten zu mildern, liessen die Engländer im Oktober 1946 die berühmte Aktion «Specht» («woodpecker») anlaufen, «die uns nicht nur viel Sorge, sondern auch Ärger bereitet hat», notierte Dr. Hensel. Die Verwaltung erhielt den Befehl, zur Versorgung der Bevölkerung in den Wintermonaten jeweils drei Millionen Zentner Brennholz aus den städtischen Wäldern zu schlagen. «Was es bedeutet, unter den damaligen Verhältnissen Pferdefuhrwerke, Zugmaschinen, Lastwagen, Raupenschlepper und ein Sägewerk mit elf Kreissägen nebst Betriebsstoff und Ersatzteilen kurzfristig bereitzustellen, ist heute kaum mehr vorstellbar.»

Nach ersten, unbefriedigenden Resultaten gaben die Engländer im November 1946 grosse Teile der städtischen Forsten zum wilden Abholzen frei; ähnlich erging es auch dem um 1900 von der Rheinbahn angelegten «Löricker Wäldchen» und je einer Baumreihe am Kaiser-Wilhelm- und am Kaiser-Friedrich-Ring. Jede städtische Einmischung wurde unter Strafandrohung untersagt. Stadt und Polizei durften auch nicht eingreifen, wenn sich Bürger über privaten Waldbesitz hermachten. Als im Lantzschen Park in Lohausen ein Junge durch einen umstürzenden Baum erschlagen wurde und der Eigentümer daraufhin an den Parktoren Schilder mit der Aufschrift «Vorläufig keine Brennholzabgabe» anbrachte, verdonnerte ihn das Militärgericht zu sechs Monaten Gefängnis.



Überall in der Stadt ragten sie – wie hier auf der westlichen Seite der Königsallee – nach dem Krieg wie knorrige Mahnmahle aus dem Boden: die Baumstümpfe. Bomben und Granaten hatten in

Düsseldorf Tausenden von Bäumen den Garaus gemacht. Viele mussten aber auch fallen, weil man mit den Hindernissen, die man daraus baute, den Feind

aufhalten zu können glaubte. In den Wäldern sah es ebenfalls grausig aus: die Militärregierung hatte Teile zum wilden Abholzen freigegeben.

Kohle war ebenfalls ausserordentlich rar. Im Winter 1945/46 musste sich ein dreiköpfiger Haushalt mit sechs Zentnern Braunkohlenbriketts und einem Zentner minderwertiger Feinkohle begnügen. Im Winter darauf fiel die Zuteilung noch geringer aus. Die notwendigen Mengen aus den Ruhrzechen und Braunkohlengruben heranzuschaffen, war – weil Transportmittel fehlten und die Organisation sehr zu wünschen liess – ungeheuer schwierig. Versorgt wurden auch zunächst Bäcker, Metzger, Krankenhäuser, Altenheime und Schulen.

Kohlenklau

Zwischen Vertretern der Stadt und dem Offizier für die Bewirtschaftung beim Stadtkommandanten, Leutnant Mosley, und seinem Nachfolger kam es immer wieder zu erregten Diskussionen über die Brennstoffversorgung, «denn uns leuchtete», so Hensel, «der Export von Kohle nach Frankreich und in andere Länder angesichts unserer eigenen Not nicht ein».

So ging denn lange Zeit auch der Kohlenklau um, vor dem auf Plakaten unter Strafandrohung gewarnt wurde. Der Autor des Buches darf heute, ohne Gefahr zu laufen, dafür noch nachträglich ins Kittchen zu wandern, gestehen, dass er nachts mit Schulfreunden in Derendorf so manchen Bollerwagen voll Kohle von Waggons, die fürs Ausland bestimmt waren, stibitzte. Der Lohn der Angst, die dabei ausgestanden wurde, war ein wenigstens zeitweilig warmes Zuhause.

Viele Düsseldorfster starben vor Hunger

Kein ordentliches Dach über dem Kopf, nichts Richtiges zu essen, keine Kohlen und kein Holz zum Heizen – das war die schlimme, oft gesundheits- und lebensbedrohende Situation Otto Normalverbrauchers in den Monaten und ersten beiden Jahren nach dem Krieg. «Der Gesundheitszustand der Bevölkerung wird bei Ausfall der Wasser- und Stromversorgung schlagartig absinken. Mit schweren Epidemien, Typhus, Paratyphus, Fleckfieber und soweit, muss gerechnet werden», hatte es schon gegen Ende der Kampfhandlungen in Düsseldorf geheissen. Vor allem die drastischen Kürzungen der Lebensmittelrationen in der Zeit danach wirkten sich verheerend aus.

Der Wachsamkeit der Besatzung und vor allem der verbliebenen Ärzteschaft war zu verdanken, dass die befürchteten Seuchen nicht ausbrachen. Jedoch: Die Sterblichkeit nahm erheblich zu; es gab nicht einmal genug Särge. Der Kräfteverfall war allgemein.

Die katastrophalen Verhältnisse in der Ernährung und auch Hygiene liessen die Kindersterblichkeit 1945 auf 15 Prozent ansteigen. Allein in der zweiten Hälfte des Januar 1946 wurden in Düsseldorf 235 neue Fälle von Hungerödemen bekannt; neun endeten tödlich, 55 mussten in Krankenhäusern behandelt werden. «Was wir an Gemüse, Obst und Milch erfassen konnten, wurde zunächst auf die Kranken- und Altenheime und an die werdenden Mütter verteilt», erinnert sich Dr. Hensel. Das Stadtarchiv bewahrt Fotos von völlig ausgeemgerten Menschen auf, Men-

Diphtherie, Scharlach, Typhus, Lungen-Tbc

schen, die nur noch aus Haut und Knochen zu bestehen scheinen.

Obwohl nach der Kapitulation die NS-Gesetze ausser Kraft traten und Abteilungen wie «Erbanlagen und Rasse» und «Erbkranke» aufgelöst wurden, hatte das Gesundheitsamt der Stadt übergenug zu tun. Als neue Aufgaben kamen die ärztliche Betreuung der Rückkehrer und der Ostflüchtlinge, die ständige Kontrolle der Personen, die bei der Militärregierung und mit dem Lebensmittelverkehr beschäftigt waren, und die Typhusschutzimpfung hinzu. Auch die Genehmigung von Zusatzlebensmitteln – täglich gingen rund 450 neue Anträge ein – oblag zunächst diesem Amt. Ausserdem waren rare Medikamente und Ausrüstungen an Krankenhäuser und Vitamintabletten und Lebertran an Kinder zu verteilen.

Eine Gefahr

Besondere Aufmerksamkeit galt den Infektionskrankheiten. In den ersten zwölf Monaten nach Ende des Krieges wurden in Düsseldorf fast 1'300 Fälle von Diphtherie gemeldet, von denen 85 tödlich endeten. Von 341 Scharlachkranken starben sechs, von 340 Typhus- und Paratyphuskranken 27. Zehn von nahezu 500 Menschen, die an Keuchhusten litten, überlebten ebenfalls nicht. Von 146 Ruhrerkranken starben vier, von 21 Fleckfieberfällen führten drei zum Tode. Schlimm grassierte die Lungentuberkulose: Von 1'265 Kranken erlag jeder fünfte dem Leiden.

Geschlechtskrankheiten nahmen erschreckend zu

In den Sitzungen der ersten Stadtvertretungen nach dem Krieg spielte das Thema der Krankheitszunahme und der Frage, wie ihr zu begegnen sei, zwangsläufig eine besondere Rolle. Der Arzt und Stadtverordnete Dr. Erich Englick befürchtete in einer Rede Mitte 1946 eine Katastrophe, falls sich die Ernährungslage nicht bessere. Weiter anhaltender Eiweiss- und Fettmangel würde zu irreparablen Schäden im Organismus führen. Fehlende Abwehrkräfte gegen Infektionen, warnte er, machten Krankheiten, die früher harmlos verliefen, zu einer Gefahr für Leib und Leben. «Eiterinfektionen ... werden heute zu schweren Krankheiten, und in einem nie gekannten Ausmass müssen Finger amputiert werden, um wenigstens die Hand zu retten.» Bruchleiden und Darmverschluss infolge Fettmangels der Gewebe, erhöhte Schwierigkeiten bei Entbindungen, Erkrankungen der Leber, des Knochenmarks und des Blutes durch ungenügende Ernährung, dazu Herz-, Lungen-, Nieren-, Magenkrankheiten, die durch Verschlechterung des Allgemeinzustandes ungünstig beeinflusst würden – Dr. Englicks Bericht war auch eine Warnung an die Alliierten. «Die kaum noch nennenswerten Zuteilungen von tierischem Eiweiss und Fett haben zu einer Zunahme der Sterblichkeit und Erkrankungshäufigkeit geführt», hiess es noch ein Jahr später, als die Zuteilungen nicht einmal mehr ein Drittel des notwendigen Bedarfs erreichten, in einem Hilferuf der Bundesvereinigung der kommunalen Spitzenverbände.



Elendsquartiere, in denen sich auch hohe britische Militärs umsahen, wurden leicht zu Krankheitsherden.

Ein Kapitel für sich war die erschreckende Zunahme der Geschlechtskrankheiten. 1946 nahm sich die Geschlechtskrankenfürsorge fast 1'000 Prostituierte an, darunter viele unmündige Mädchen. «Bei einer Streife wurden 97 Frauen und Mädchen festgenommen. 45 von ihnen waren Minderjährige. Insgesamt waren 14 geschlechtskrank», registriert nüchtern ein Bericht der Weiblichen Kriminalpolizei über einen Einsatz am 21. Juni jenes Jahres, veröffentlicht in der Schrift zum 50-jährigen Bestehen des Polizeipräsidiums 1983.

Über die Zu- und Abnahme der Geschlechtskrankheiten, geht aus dem ersten Verwaltungsbericht der Stadt nach dem Krieg hervor, war der Militärregierung monatlich Rapport zu erstatten. «Sie legt grossen Wert auf die Erfassung aller Krankheitsfälle und hat angeordnet, dass jedes Mädchen, das mit einem Engländer in Beziehung steht, durch die Kriminalpolizei verantwortlich vernommen wird.»

Schwierigkeit

Zusätzliche Schwierigkeiten in der Krankenversorgung bereitete der Zustand der Kliniken und Krankenhäuser. Wie verschiedene freigemeinnützige Hospitäler, hatten

sich auch grosse Teile der Städtischen Krankenanstalten in Trümmerhaufen verwandelt. Eine Anzahl der verbliebenen 600 Krankenbetten war ausserdem zeitweilig durch die Militärregierung beschlagnahmt. Diese Regierung erlaubte im Herbst 1945 dann die Wiederaufnahme des Betriebs der Medizinischen Akademie, deren ebenfalls dem Kranken und der Grundlagenforschung dienenden wissenschaftlichen Instituten in den Bombennächten und im Granatfeuer auch übel mitgespielt worden war.

Julius

Der Oberstadtdirektor

1.) Schreiben

65

An die

Verbindungsstelle des deutschen
Caritasverbandes zu den amerikanischen
Wohlfahrtsverbänden,

B r e m e n.

=====

Park Allee 149

65/Ss/Th.

15.1.47.

Kinderelend in Düsseldorf.

Im Anschluss an die mit Ihrem sehr geehrten Herrn Frings geführte Besprechung Ende Dezember habe ich einige statistische Angaben über die sozialen Verhältnisse zusammenstellen lassen, die sich zur Weitergabe an die amerikanische Presse eignen können.

Ich nehme an, dass Sie die Abfassung entsprechend der ausländischen Mentalität zweckmässig selbst vornehmen werden und beschränke mich daher auf die Übersendung der ziffernmässigen Unterlagen.

Die Zahlen sind das Ergebnis der von den Schulärzten ständig durchgeführten Reihenuntersuchungen bei etwa 12.000 Schulkindern.

1.) Körperlicher Zustand:

| | Knaben | Mädchen |
|-------------------------------------|--------|---------|
| a) <u>Untergewichte</u> 6 - 7 Jahre | 3,4 kg | 1,3 kg |
| 10 - 11 " | 2,6 " | 1,5 " |
| 14 - 15 " | 1,5 " | 2,8 " |

b) Mängelercheinungen

| | | |
|-------------------|--------|--------|
| Drüenschwellungen | 18,2 % | 11,7 % |
| Hauterkrankungen | 8,1 % | 5,3 % |
| Brustkorbfehler | 8,6 % | 5,6 % |
| Schleimhäute: | | |
| gut durchblutet | 11,5 % | 13,7 % |
| mässig " | 57,3 % | 58,8 % |
| schlecht " | 31,2 % | 27,5 % |

c) Gesamtbefund:

| | | |
|----------|------|--------|
| normal: | 20 % | 23,2 % |
| unter " | 50 % | 48,2 % |
| schlecht | 30 % | 28,6 % |

2.) Schulversäumnisse:

| | |
|---------------------------|--------|
| wegen Krankheit | 11,2 % |
| " unzureichender Bekleid. | 18,6 % |
| " häusl. Besorgungen | 6,1 % |
| unentschuldig | 13,4 % |

3.) Soziale Verhältnisse.

Den nachstehenden Zahlen liegt eine Rundfrage zu Grunde, bei der 30.569 hiesige Kinder erfasst wurden.

a) Familie:

| | | |
|---|--------|---|
| Der Vater ist tot, gefallen,
vermisst oder noch in Gefangen-
schaft bei | 31,8 % | * |
| die Eltern leben getrennt oder
die Mutter ist nicht in der Lage,
für die Kinder zu sorgen durch
Arbeit bei | 12,4 % | |
| sich selbst überlassen sind: | | |
| Vollwaisen | 2,6 % | |
| Sonstige | 2,8 % | |

b) Wohnung:

| | |
|---|--------|
| in Kellern und Bunkern 343 Schulkinder = | 3,6 % |
| nur 1 Zimmer für die ganze Familie | 14,2 % |
| überhaupt keine Wohnung für die
Familie, die infolge dessen auf
Verwandte verteilt lebt | 11,6 % |
| kein eigenes Bett | 47,3 % |

c) Kleidung:

| | |
|---|--------|
| Ohne Wintermantel oder Jacke | 29,6 % |
| Nur 1 Garnitur Wäsche (also kein Wechsel) | 9,2 % |
| keine Strümpfe | 39,9 % |

d) Schuhe:

| | |
|--|--------|
| Keine eigenen Schuhe | 39,9 % |
| zerrissene Schuhe, ohne Rücksicht auf
eigene oder geliehene | 60,2 % |
| nur Holzschuhe oder Sandalen, teil-
weise geliehen | 23 % |

Sie werden aus diesen Zahlen ein Bild des Elends ersehen, das vermutlich weit über das hinausgeht, was man sich in Amerika vorstellt und ich wäre Ihnen dankbar, wenn Sie die Ziffern in möglichst weitem Umfange im ausserdeutschen Raum verwenden könnten. Eine Verwendung innerhalb Deutschlands dagegen halte ich nicht für empfehlenswert, weil die Ziffern dann zu partei-politischen Zwecken in Anspruch genommen werden könnten, was ich nach Möglichkeit vermeiden möchte.

Es würde mich interessieren, von Ihnen zu erfahren, ob und wie Sie diese Ziffern zu verwerten in der Lage sind.

Im Auftrage:

(Dr. Schiffers)
Stadtsyndicus

V. H. 2. 47

Hamstern rettete das Leben

Man sollte einmal beobachten, «wie Karren voll Kohlen und Briketts in Prozessionen zu den Bauern gefahren werden und mancher kleine Mann das Letzte vom Bett und aus dem Kleiderschrank nimmt, um einen Kohlkopf zu kriegen», empörte sich ein Stadtvater in einer der ersten Sitzungen des provisorischen Stadtparlaments nach dem Krieg. «Da muss unter allen Umständen Remedour geschaffen werden!» Keiner bringe schliesslich ohne triftigen Grund das letzte Hemd und seine Bettdecke aufs Land, sondern allein deshalb, «um ein Säckchen Kartoffeln für seine hungernden Kinder zu bekommen».

Kompensation, Tauschhandel, Hamstern, Schwarzmarkt waren die grossen Schlagworte in den ersten Monaten und auch Jahren nach dem Zusammenbruch. In der Zeit des Hungers gab so mancher fürs Überleben seine Uhr, seine Wäsche, seinen Schmuck, seine Teppiche her.

Selbsthilfe

«Wer nur auf die zugeteilten Lebensmittel angewiesen ist, muss verhungern», notierte beispielsweise Dr. Alois Oerding, der Mitbegründer und ehemalige Direktor der Kundenkreditbank in Düsseldorf, dessen bewegte Lebensgeschichte Anneliese Hillenbrand in einem auch die Schreckenzeit widerspiegelnden Buch «Der Mann vom Rosenweg 7» zusammengetragen hat. Oerding, Sohn eines Bäckermeisters von der Friedrichstrasse und nach der Pensionierung in Gaienhofen am Bodensee sozial und kulturell sehr aktiv: «Alle Ver-

Verwaltung liess Mitarbeiter in Schwarzmarktkreise einschmuggeln

kehrsmittel sind überlastet. Die Züge, Strassenbahnen, Omnibusse und Lastwagen sind vollgepfert mit Menschen, die unterwegs sein müssen, um Lebensmittel vom Lande, von Verwandten und Bekannten heranzuholen, weil sie nicht untergehen wollen. Alle Tätigkeit ist auf die Erhaltung des nackten Lebens gerichtet.»

Oerding hat seinem Tagebuch auch charakteristische Episoden anvertraut wie diese: «Gerta (meine Frau) brachte in der vorigen Woche von einem Bauernhof bei Mettmann ein eingegangenes Huhn mit, das bereits auf dem Misthaufen lag, weil es für den bäuerlichen Mittagstisch ungeeignet war. Wir haben es gefuttert, weil wir wochenlang ohne Fleisch sind. Es war unser freier Wille, und wir haben es mit Appetit verzehrt und sind gesund geblieben. In glanzvollen Friedenszeiten hätte jeder Arzt prophezeit, dass der Mensch nach dem Genuss eines solchen krepiernten Misthuhnes an Fleischvergiftung sterben müsse ... Aber das krepiernte Huhn hat doch die Galle in uns aufgebracht und für unsere Lebenszeit einen bitteren Nachgeschmack hinterlassen.» Wobei anzufügen wäre, dass es auch gute, mitleidige Seelen auf dem Lande gab, die keineswegs die Not der Städter ausnutzten. Landwirte lebten überdies nicht ungefährlich: Regelrechte Banden schwärmten aus, um ihre Vorräte, Ställe und Felder zu plündern.

Fürs Überleben gab so mancher seine Uhr, seine Wäsche, seinen Schmuck

Hamsterfahrten, Tauschhandel, Schwarzmarkt – «alle diese Formen der Selbsthilfe waren zwar grundsätzlich verboten, wie jeder wusste, aber trotzdem gab es kaum jemanden, der sich nicht wenigstens einige Male über die Vorschriften hinweggesetzt hätte», ist in einer Dokumentation des Pädagogischen Instituts der Stadt festgehalten. «Angesichts der heute kaum vorstellbaren Not schwand bei vielen Menschen das Bewusstsein für Recht und Unrecht in diesem Bereich; man fragte nicht lange, woher die Dinge stammten, die man oft nicht ohne Risiko ‚organisiert‘ hatte, sah man doch täglich, dass die anderen genau so handelten.» Man setzte sich umso leichter über alle Moral hinweg, als drastische, sogar zu Protestkundgebungen führende Kürzungen der ohnehin kärglichen Rationen – in den ersten Monaten 1946 auf 1'000 Kalorien täglich – die Not noch vergrösserten und man auch beobachten konnte, dass die Soldaten der Besatzungsmacht weit besser lebten als die deutsche Bevölkerung.

In einem «Bericht über die Stimmung der Bevölkerung» im März 1946 warnte Dr. Hensel, damals noch Stadtdirektor, das Hauptquartier der britischen Militärregierung vor den Auswirkungen der Rationskürzungen: Die bereits nach wenigen Tagen sichtbare Folge seien eine katastrophale Arbeitsunlust und damit ein erheblicher Rückgang der Leistung und Produktion. Hinter den Kürzungen vermutete man eine Vorratshaltung der Briten für den Fall eines Krieges mit Russland und auch die Absicht, durch bewusste Verarmung des Ruhrge-

biets das Interesse anderer Grossmächte an diesem Bereich zu dämpfen.

Sehr viel übler als die illegalen Geschäfte des kleinen Mannes war das Treiben der grossen Schieber, die riesige Mengen gehamsterter Güter zu unglaublichen Preisen auf dem Schwarzen Markt verhöckerten – und so die allgemeine Versorgungslage zugunsten der Zahlungskräftigen noch verschlimmerten. Schon früh hoffte die Militärbehörde dem Missstand durch – allerdings häufig erfolglose – Suchaktionen und Leibesvisitationen beizukommen. Wer sich unerlaubt im Besitz rationierter Lebensmittel befand und gefasst wurde, musste mit schweren Strafen rechnen. Nach dem Jahresbericht der Stadt wurden 1946 bei 1'360 Durchsuchungen und Razzien und 659 Wege- und Eisenbahnkontrollen über 11'200 kg Fleisch, Wurst und Speck, 484 kg Fett und Butter, fast 2'300 kg Zucker und Marmelade und nahezu 7'000 kg Mehl beschlagnahmt.

Berechnungen ergaben, dass zeitweise ein Fünftel der von den Landwirten, Mühlen und Nahrungsmittelfabriken geschaffenen Kalorienwerte in die Kompensation oder auf den Schwarzen Markt wanderten. Dr. Hensel liess, als enorme Lebensmittelmengen auf dem illegalen Markt gehandelt wurden, sogar einmal einen Mitarbeiter in die Schwarzmarktkreise einschmuggeln: durch Erwerb eines Grossbezugsscheins kam man einer Kette krimineller Elemente auf die Spur, die im Sommer 1946 aus einem Ernährungsamt im nördlichen Industriegebiet 12'000 Grossbezugsscheine samt Stadtsiegel gestohlen hatten, von denen bei Eingreifen der Staatsanwaltschaft schon 10'000 in den Verkehr gebracht waren.

Gross war natürlich auch die Versuchung der Mitarbeiter der Zuteilungsbehörden. Lebensmittelkarten wurden gestohlen, gefälscht, unterschlagen. In Düsseldorf nahm man zum Beispiel einen Angestellten fest, der unter anderem 670 Lebensmittel-, 188 Raucher-, 90 Seifen-, 69 Fischkarten und 68 Ausweise für Frischmilch dadurch ver-



Viele Strassen und Gassen der Altstadt waren bevorzugte Winkel der Schwarzhändler. Auch in der Mertensgasse (unser Bild) traf man sich zu oft riskantem Tauschgeschäft.

untreute, dass er sie an gar nicht vorhandene Bewohner völlig zerstörter Häuser ausstellte.

Standardwährung

Aber selbst Betriebe und behördliche Stellen nutzten ihre Produkte und Möglichkeiten zu Kompensationsgeschäften. Sogar Städte und Gemeinden tauschten fleissig. «Die Stadtverwaltung Düsseldorf», gesteht Dr. Hensel, «hatte einige Male Gelegenheit, mit Hilfe von Waschmitteln etwas zur Ernährung ihrer Bevölkerung beizusteuern.»

Standardwährung nicht nur für den kleinen Mann war in jenen Tagen vor allem die Zigarette, deren Preis von 1945 bis 1948 von zwei auf zehn Reichsmark stieg. Nachschub kam immer wieder aus britischen und amerikanischen Kantinen. So manche Zeitgenossen entwickelten aber auch eine gefährliche Vorliebe für Selbstgebrannten Schnaps. «Es ist», so Hensel, «nie festgestellt worden, wie viele Käufer an solchem ‚Knolli-Brandy‘ gestorben sind...»

Folgende Doppelseite:
Bei Razzien gingen auch kleine
Hamsterer ins Netz.





Als die Hellwegbande auf Raub ausging

Sicherheit und Ordnung waren natürlich im Chaos der frühen Nachkriegszeit nicht gewährleistet. Das lag im Wesentlichen an der unmöglichen Situation der Polizei. Es fehlte an geeignetem Personal, an Waffen und Bekleidung; die neu eingestellten Beamten hatten oft keinerlei Ortskenntnis; Umschulung und Ausbildung waren mit erheblichen Schwierigkeiten verbunden. Nicht ohne Stolz heisst es dennoch im ersten Verwaltungsbericht der Stadt nach dem Krieg: «Trotz all der grossen Hemmnisse gelang es, in praktischen Erfolgen den Schutz von Leben und Eigentum der Bevölkerung im Rahmen des Leistungsmöglichen zu sichern.»

Der spätere Verwaltungschef Dr. Hensel sah die Situation kritischer: «Als Instrument der hitlerischen Diktatur wurde die Polizei nach dem Krieg von den Besatzungsmächten personell und organisatorisch auf das Gründlichste umgestaltet. Man entliess die Beamten gleich schubweise; es ist vorgekommen, dass bis zu zwanzig und mehr Kriminalbeamte morgens, als sie zum Dienst kamen, auf ihren Schreibtischen die Entlassungsverfügung vorfanden, daraufhin ihre Privatsachen packten und das Präsidium verliessen.»

Selbst Vorbestrafte wurden plötzlich Polizisten

Versuchung

«An Stelle dieser Leute wurden Hals über Kopf Unausgebildete eingestellt, ehemalige aktive Soldaten allerdings ausgeschlossen, und fast ohne Schulung auf die Menschheit losgelassen.» Da es nur in Ausnahmefällen möglich war, sie auf Eignung und Vorleben zu überprüfen, «konnte es nicht wundernehmen, dass auch erheblich, ja selbst mit Zuchthaus Vorbestrafte plötzlich Polizisten wurden».

Die Polizei selbst sah in einer Festschrift zum 50-jährigen Jubiläum des Präsidiums 1983 die Lage so: «Korruption, Vergehen und Verbrechen gehörten zum Alltag. Täuschung, Betrug, Raub und Plünderung, ja, auch Tötung waren ebenso an der Tagesordnung wie unzählige Notdiebstähle. Der polizeiliche Einsatz orientierte sich zwangsläufig auf solche kriminellen Brennpunkte. Einige der Beamten, die in den ersten Stunden aus allein vordergründigen Motiven zur Polizei gefunden hatten, konnten den Versuchungen der Zeit nicht widerstehen und beteiligten sich an dunklen Geschäften.»

Die Aufrechterhaltung der öffentlichen Ordnung hatte zunächst in den Händen der Militärregierung gelegen, die durch Gesetze und Verordnungen vor allem die Sicherheit ihrer Streitkräfte zu gewährleisten suchte. Unbefugter Waffenbesitz und unbefugtes Tragen von Uniformen der Alliierten, Störung des Beförderungs- und Nachrichtenwesens, vorsätzliche Entfernung oder Verheimlichung von Akten waren mit der Todesstrafe bedroht, unerlaubter Aufent-

Wenn Sirene ertönte, blieben zehn Minuten Zeit

halt im Freien während der Ausgangsbeschränkung, Verunstaltung oder Entfernung von Plakaten der Militärregierung, Verbreitung von Gerüchten und feindliches oder achtungswidriges Betragen gegenüber den alliierten Streitkräften konnten erhebliche Freiheitsstrafen nach sich ziehen. Es wurden tatsächlich auch Todesurteile vollstreckt, vor allem wegen unbefugten Waffenbesitzes.

Die Sicherheit der Alliierten selbst jedoch war in keinerlei Weise gefährdet, wie eine Dokumentation des Pädagogischen Instituts der Stadt feststellt. Die Zahl der Vergehen gegen die Gesetze und Verordnungen der Amerikaner und Briten blieb gering; zumeist wurde das nächtliche Ausgehverbot übertreten, das die Bevölkerung angesichts der erhöhten Versuchung und Gefahr von Einbrüchen und Diebstählen für durchaus sinnvoll hielt. Das Ausgehverbot galt beispielsweise in der ersten Juli-Hälfte 1945 für die Zeit von 22.15 bis 4.45 Uhr, im späten August aber schon ab 20 Uhr. Die Soldaten waren angewiesen, «auf jedermann zu schiessen, der ausserhalb seines Hauses den Versuch macht, sich zu verbergen oder sich seiner Vernehmung zu entziehen». Die Ausgehzeiten wurden durch Presse und Aushänge bekanntgegeben. Wenn die Sirene zum erstenmal ertönte, hatte man zehn Minuten Zeit, die Wohnung aufzusuchen. Wer nach dem zweiten Sirenenzeichen noch auf der Strasse war, lief Gefahr, verhaftet zu werden.

«Dass die nach der Besetzung Düsseldorfs stark angestiegene Kriminalität in den Notmonaten



Mitten in den Trümmern: Die Tatort-Arbeit der Kripo war nach dem Krieg doppelt schwierig.

Auch die Überprüfung von Notbehausungen gehörte zu den Aufgaben der Polizei.



noch weiter zunehmen würde, war vorauszusehen», heisst es im Jahresbericht der Stadt, die nach Ausfall des Staates vorerst für die Polizei zuständig war. «Die kargen Lebensmittelrationen, die mangelhafte Sicherheit der Geschäfte und Wohnungen infolge unzureichender Instandsetzung von Bombenschäden und schliesslich auch die kräfte-mässig zu schwache Polizei liessen eine besonders steile Aufwärtsentwicklung der Gewaltverbrechen aller Art vermuten.» Dank unermüdlichen Einsatzes der verfügbaren Polizeibeamten gelang es aber, diese Kriminalität halbwegs in Grenzen zu halten. Vor allem wurden mehrere Räuber- und Einbrecherbanden unschädlich gemacht, darunter als gefährlichste die sogenannte Hellwegbande, benannt nach der Strasse im Stadtteil Flin-gern, in dem sie 1946 vorwiegend ihr Unwesen trieb.

Die von einem Neunzehnjährigen geführte, mit Revolvern, Gewehren und sogar Maschinenpistolen ausgerüstete «Gang» raubte vorwiegend Lebensmittellager aus, aber auch Banken und Firmentre-sore. Als sie eines Nachts ein Margarinelager ausräumte, wurde sie von zwei Wächtern und einer zufäl-

lig vorbeikommenden Streife der Militärpolizei überrascht. Doch die jungen Banditen behielten die Oberhand: Sie sperrten die Männer in einen Lagerraum und fuhren mit der auf Lastwagen verladenen Beute davon.

«Fringsen»

Dass die Polizei ihre liebe Not hatte, der Bande habhaft zu werden, lag auch daran, dass die Bevölkerung teils aus Angst vor Rache, teils wegen der Lebensmittel, die sie von den Burschen geschenkt bekam, ihre Mitwirkung versagte. Der schliesslich doch gefasste Bandenchef wurde von einem britischen Militärgericht zum Tode verurteilt, aber später zu Zuchthaus begnadigt.

Gruppen Jugendlicher machten auch andere Bezirke, insbesondere die Altstadt, unsicher und verkauften oder tauschten die Beute aus ihren Raubzügen; Abnehmer waren oft genug honorige Bürger. Dritte wiederum spezialisierten sich auf den Kohlenklau, kletterten auf Güterzüge, schaufelten die Ladung in bereitstehende Behälter und Bollerwägelchen – und wurden, wie

Dr. Hensel erzählt, «dabei von dem Eisenbahnpersonal freundlich unterstützt». Der Kohlenklau fand nicht nur in der Bevölkerung, die jämmerlich fror und missgestimmt die Lieferungen ins Ausland verfolgte, breite Zustimmung, sondern hatte sogar den Segen des Kölner Erzbischofs Frings. Im Volksmund hiess diese Art von Selbsthilfe bald sogar «fringsen», nachdem der Kardinal einmal von der Kanzel herab erklärt hatte, dass der Kohlenklau nicht mit Diebstahl gleichzusetzen sei.

Notizen aus dem Buch der Kriminalwache

1.1. 1945 : Der Verwiegler Heinrich Sch.... erstattete Anzeige wegen Raubes. Der 70-Jährige weilte auf dem Nordfriedhof am Grabe seiner Frau. Dort wurde er von 6 angeblich russ. Arbeitern überfallen und ihm seine Taschenuhr mit Kette mit der Hälfte seiner Weste abgerissen.

13.6. : Polizeimeister A. vom 12. Revier zeigte um 19.00 Uhr fernmündlich an, dass gegen 18.00 Uhr an der Ecke Geisten- und Weissenburgstrasse bei einem versuchten Raubüberfall auf 3 Mäd-

chen ein gewisser Engelbert W, der den Überfallenen zu Hilfe gekommen sei, durch einen Bauchschuss lebensgefährlich verletzt wurde.

13.7. : Gegen 5 Uhr teilte Dolmetscher der engl. Besatzungsmacht fernmündlich mit, dass das Überfallkommando zum Lüneburger Weg ausgerückt sei, wo 2 Menschen durch Schüsse schwer verletzt wurden.

15.8. : Vom 4. Revier wurde um 4.15 Uhr angezeigt, dass gegen 2 Uhr, Ecke Kölner und Markenstrasse, 2 Männer (Polen) und 3 Frauen wegen Überschreiten der Sperrzeit festgenommen wurden. Nach eigenen Angaben waren sie unterwegs, um Kartoffeln zu stehlen.

15.9. : Gegen 15.30 Uhr teilte Dr. V. fernmündlich mit, dass an den Birken in Lohausen bei der Flakstellung mehrere Leichen lagen, die beim Hantieren mit Flakgranaten verunglückt seien.

18.11. : Gegen 20.45 Uhr teilte der Pol.-Wachtmeister S. vom 14. Revier fernmündlich mit, dass gegen 19.45 Uhr auf der Sohnstrasse dem Ziegeleiarbeiter K. von englischen Soldaten in Uniform mit vorgehaltenen Pistolen 15 RM, eine Lebensmittel- und eine Kartoffelkarte abgenommen wurden.

Der Titel eines Zeitungsberichts zeigt, was aus dem Chef der legendären Hellwegbande, die 1946 die Besatzung und Polizei in Atem hielt, etliche Jahre später geworden war.



Mitten in den Trümmern: Die Tatort-Arbeit der Kripo war nach dem Krieg doppelt schwierig.

Bandenboß endet als Penner

Chef der legendären Hellwegbande wurde ein kleiner Dieb

Von Jürgen Steinhoff

Vorgestern nacht hatten Beamte der Schutzpolizei einen Verdächtigen beobachtet und schließlich festgenommen (wir berichteten darüber). Bei ihm fanden sie ein Fahrrad und eine Reisetasche. Inhalt: Einbruchswerkzeuge und Steine. Die Beamten übergaben ihren Fang der Kripo. Der zuständige Sachbearbeiter, Kriminal-Hauptmeister Hans Pesch, erkannte den Festgenommenen sofort: Als junger Schutzpolizist hatte er 1946 an den riesigen Razzien teilgenommen, die wegen „Graf Mocca“ in Szene gesetzt worden waren.

Wie ein Kriminalreißer

Was Pesch aus seiner Erinnerung erzählte, stellt jeden Krimi-

Eine der legendärsten Figuren der Düsseldorfer Kriminalgeschichte sitzt seit gestern als gebrochener Mann in einer Zelle des Untersuchungsgefängnisses: Hubert L., 41 Jahre alt, der 1966 unter dem Namen „Graf Mocca von Tonelli“ zum Star-Räuber avancierte, wartet darauf, daß man ihn zu einer langjährigen Zuchthausstrafe verurteilt. Der Mann, der vor über 20 Jahren als Kopf der Hellweg-Bande mit Maschinenpistolen und verwegenen Piratenstücken Besatzungsmacht und Polizei in Atem hielt, wurde ein gestohlenes Fahrrad zum Verhängnis.

fuhren davon. Auch diese Ladung verschenkten sie an die dankbaren Leute vom Hellweg. Zwei Wochen später holte die Bande aus dem gleichen Lager eine Lastwagenladung Eierpulver.

Immer wieder entkommen

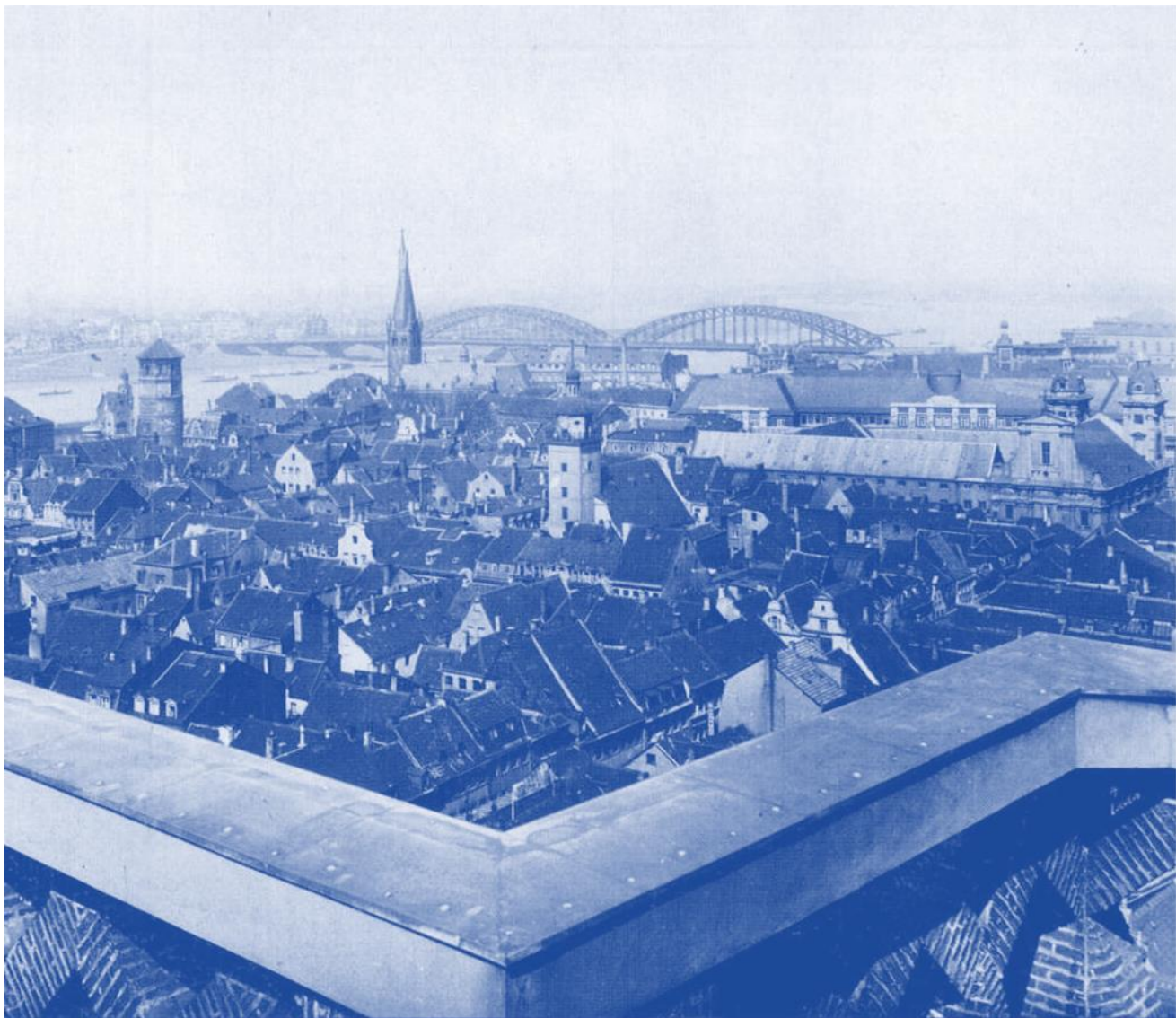
Riesige Razzien wurden in

Die Polizei hatte einen schweren Stand: Sie durfte keine Waffen tragen und konnte sich deshalb nicht wirkungsvoll wehren. Graf Mocca wußte das und nutzte es aus. Immer wieder rief er nach erfolgreichen Raubzügen und nach erfolglosen Razzien im Präsidium an und verböhnte die Be-

schnappt und mußte zurück ins Zuchthaus. Immer und immer wieder schlossen sich kurz nach der Entlassung die Zuchthausstore hinter ihm.

Im November 1965 wurde er nach einer sechsjährigen Strafe entlassen. Jetzt verzichtete er auf die Räuereien und beschränkte sich auf Einbrüche. Zweimal hätte man ihn um ein Haar erwischt: 1967 in Benrath schoß er nachts auf einen Poltzipisten, der ihn auf frischer Tat ertappt hatte. Hubert L. konnte entkommen. Auf Fahndungsfotos erkannte der Polizist ihn einwandfrei wieder.

Im April diesen Jahres wurde er wieder nachts auf frischer Tat ertappt. Und wieder zog Hubert



Die Altstadt vor. . .



Tag und Nacht waren wir im Stollen

Anneliese Runnecke
Reichsstrasse 17

Wir – meine Eltern und ich (23) – suchten bei jedem Fliegeralarm von unserer Wohnung am Staufenberg den Waldstollen auf, der in den Berg des Gräfenberger Waldes als Luftschutzbunker getrieben war, und blieben dort stundenlang,

manchmal die ganze Nacht, bis zur Entwarnung. Als die erste amerikanische Artilleriegranate in unserer Nähe einschlug, war das eine neue unangenehme Erfahrung. Der Detonationsknall war anders. Seitdem,

d.h. seit Anfang März 1945, lebten wir Tag und Nacht im Stollen und kamen aus den Kleidern nicht mehr heraus. Auf dem Sportplatz war eine deutsche Artilleriebatterie in Stellung gegangen, die natürlich den Feindbeschuss auf sich zog. Meistens hörte der Artilleriebeschuss morgens gegen 8 Uhr auf, und jeder versuchte, in der Stadt noch irgendwelche Lebensmittel zu ergattern, selbst, wenn es Mayonnaise als Aufstrich war.

Als an diesen Tagen auf dem Staufenberg durch Artilleriegranaten sechs Militärpferde getötet wurden, war das eine unerwartete Bereicherung des Speiseplans der Gräfenberger.



... und **nach** dem Krieg: Zwischen Flinger und Bolkerstrasse blieb, wie unser Bildvergleich zeigt, nicht viel stehen.

Am 16. April 1945 – wir sassen verängstigt und erschöpft auf den Holzbänken im Stollen – erschienen etwa gegen 19 Uhr amerikanische Soldaten. Es fielen einige Schüsse. Offenbar wurden deutsche Soldaten gesucht. Uns war klar, dass wir es überstanden hatten. Nachdem wir die Nacht vom 16./17.4.1945 noch im «Stollen» verbracht hatten, sahen wir im Laufe des 17. April immer mehr amerikanische Soldaten, schwarze und weisse, aus Richtung Mettmann von der Hardt in die Stadt strömen.

Herrlich war es, ohne Alarm wieder im Bett schlafen zu dürfen, obwohl einem bei überfliegenden Kampfverbänden die Angst noch sehr im Nacken sass.

Durch Verfolgung der Nachrichten erfuhren wir den weiteren Verlauf des Kriegsgeschehens, wie überhaupt die Rundfunknachrichten die wichtigste Informationsquelle waren. Das Leben fing in der Stadt an, wieder zu erwachen. Der Tag der Kapitulation, der 8. Mai 1945, wirkte sich in der Stadt nicht unmittelbar entscheidend aus, aber erlöste uns allgemein von den Schrecken des Krieges.

Düsseldorfe Männer der ersten Stunde

Als in den Düsseldorfer Strassen die Schutt- und Trümmernmassen bis zum ersten Stockwerk der Ruinen und noch darüber hinaus lagen, als die meisten von uns in Behausungen lebten, die mehr Höhlen als Wohnungen glichen, als wir noch Lumpen auf dem Leibe trugen und als die Verteilung von 900 Kalorien pro Tag und Kopf der Bevölkerung nur notdürftig funktionierte und nur noch knapp über 200'000 Menschen in der riesigen Trümmervüste Düsseldorfs vegetierten», so fasste der spätere Oberbürgermeister Willi Becker die unmittelbare Nachkriegs-Situation in dieser Stadt einmal zusammen – in jener tröst- und aussichtslosen Zeit, am 26. Juni 1945, bildete sich das erste demokratische Gremium der Stadtvertretung nach dem Zusammenbruch: der Vertrauensschuss.

Frommer Schein

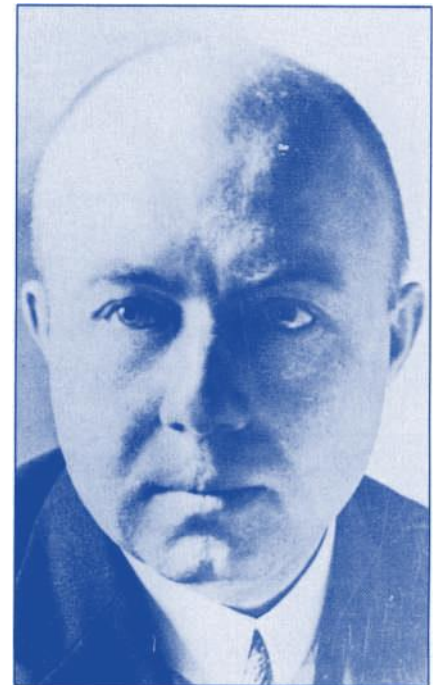
Diesen Ausschuss wollte die britische Militärregierung nicht parteipolitisch zusammengesetzt sehen. Sie dachte an eine Art ständischer Vertretung. Dass sich auf ihr Geheiss 18 Werk tätige und 14 Selbständige aus Handel, Handwerk, Gewerbe und freien Berufen zur Runde der Männer der ersten Stunde formierten, nennt der ehemalige Verwaltungschef Dr. Hensel in seinem Buch «3 x Kommunalpolitik» einen «frommen Schein, der nicht darüber hinwegtäuschen konnte, dass die eigentlichen Bindungen, quer durch diese

Geheimtreffen hätte ins Auge gehen können

Gruppierungen, parteipolitisch bestimmt waren». Der 32köpfige Ausschuss, Vorläufer des jetzigen Stadtparlaments, der dann von den Besatzern Anfang Oktober 1945 um 23 Mitglieder erweitert wurde, grössere Befugnisse erhielt und als «ernannte Stadtvertretung» bis zu den ersten Wahlen zum Rat der Stadt am 14. Oktober 1946 seines schwierigen Amtes waltete, trat am 10. Juli zu seiner ersten Sitzung – damals noch im Rheinbahnhof am Hauptbahnhof – zusammen.

Ein Teil des Gremiums sei nicht ohne Weiteres bereit gewesen, sich mit einer Scheindemokratie zufriedenzugeben und sich als demokratisches Aushängeschild der Sieger benutzen zu lassen, erinnert sich der langjährige Präsident der Handwerkskammer Düsseldorf, Dipl.-Ing. Georg Schulhoff, der bereits jenem zunächst nur beratend tätigen Nachkriegs-Gremium angehörte. Einige Wochen vor der Konstituierung dieses «pseudo-demokratischen» Gebildes hätten sich im privaten Kreis Männer wie Karl Arnold, Georg Glock, Reiner Rausch, Hermann Röhr, Leonhard Ingenhut, Heinrich Meyer und er sich getroffen, um zu erörtern, ob sie unter den gegebenen, die Aktivität stark einschränkenden Umständen die Berufung überhaupt annehmen sollten. Man habe sich dann doch entschlossen mitzuarbeiten – in dem Glauben, dass die Verhältnisse sich trotz der harten Besatzungsbedingungen konsolidieren würden und sich aus dem Ausschuss eine demokratische Stadtvertretung entwickeln könnte. Im Übrigen sei die damalige Zusammenkunft illegal gewesen – wäre sie verraten worden, «hätte sie uns ins Gefängnis

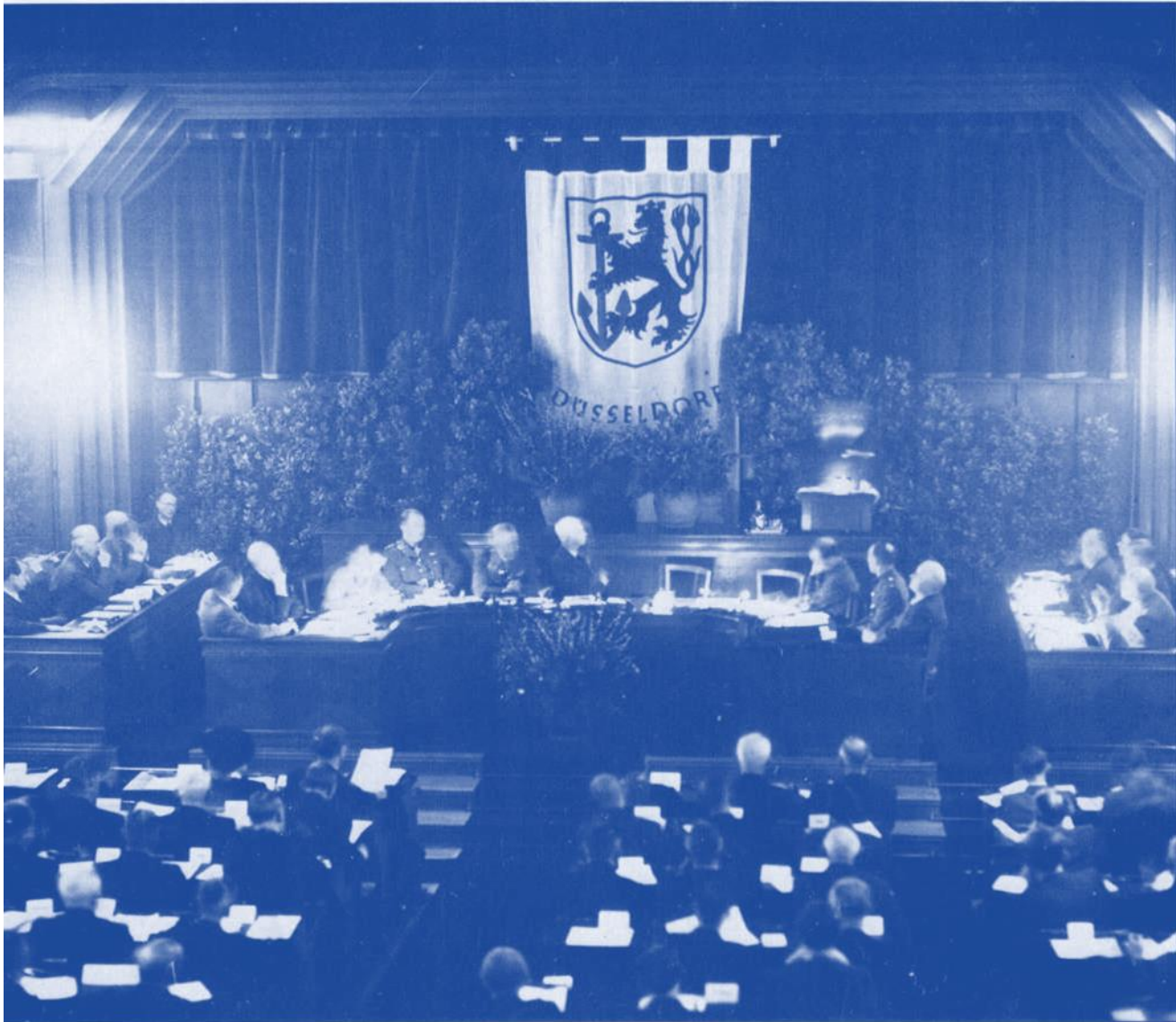
Erstes demokratisches Gremium schon am 26. Juni 1945



Erster Nachkriegs-Oberbürgermeister
Dr. Wilhelm Füllenbach.

gebracht». In der Tat durften in jenen Tagen nicht mehr als fünf Personen ohne Genehmigung der Besatzungsbehörden zusammenkommen.

Unter den Amerikanern war bereits vorher, bald nach der kampflosen Übergabe Düsseldorfs, ein Zehner-Ausschuss als provisorische bürgerschaftliche Repräsentanz gebildet worden. Wie es dazu kam, hat Dr. Hensel festgehalten: «Schon in den ersten Tagen nach der Besetzung durch die amerikanischen Truppen formierten sich in der Stadt zahlreiche Gruppen, die versuchten, das durch den Wegfall



Die erste Sitzung der «ernannten Stadtverwaltung» Ende November 1945 im Haus «Stahl und Eisen» an der Breite Strasse.

jeder behördlichen Autorität entstandene Vakuum auszufüllen. Es handelte sich im Wesentlichen um ehemalige politische Häftlinge, Kommunisten und Personen, die sich als Antifaschisten bezeichneten. Sie bildeten Bürgerausschüsse, Vollzugsausschüsse und Antifa-Zirkel. Einige von ihnen suchten auf eigene Faust ehemalige Mitglieder der NSDAP aus ihren Wohnungen zu verdrängen, fahndeten nach gehorteten Lebensmitteln und waren im Begriff, den Rest der Ordnung zu zerstören.»

Hier griffen die Amerikaner ein und befahlen die Bildung des Zehner-Ausschusses, für den sie Hermann Smeets gewannen, den unlängst 75 Jahre alt gewordenen ehemaligen Baas der Bilker Heimatfreunde. Er hatte schon Verbindung zu ihnen aufgenommen, als sie noch auf der linken Rheinseite standen, und ihnen – um weiteren Artillerie-Beschuss zu verhüten – durch einen Boten mitteilen lassen (Hensel: «Leider wurde dieser Hinweis nicht genutzt»), dass bei einem Rheinübergang kein Widerstand in der Stadt mehr zu erwarten sei. Doch in der Zehner-Runde überwogen die Kommunisten, die den Gründer und Vorsitzenden bald

durch einen ihrer Leute ersetzen. Das Gremium vermochte die ihm zugedachte Aufgabe nicht zu erfüllen. Laut Dr. Hensel, dem bei der Rückkehr aus der Kriegsgefangenschaft am 11. Juni 1945, an dem die Engländer die Amerikaner in der Besatzung ablösten, der Posten des Polizeipräsidenten offeriert

worden war, der aber dann als Stadtrat (damalige Bezeichnung für Beigeordnete) amtierte, liess die Bildung des Vertrauensausschusses die Verwaltung aufatmen.

Auch drei Frauen

In seiner Rede in der ersten Sitzung des Ausschusses am 10. Juli prophezeite Oberbürgermeister Dr. Wilhelm Füllenbach, was jeder wusste: «Unsere Arbeit wird sehr schwer sein.» Das Ziel jedoch, «die Linderung der unermesslichen Not, die Säuberung unseres Volkskörpers von den verderblichen Schlacken der vergangenen zwölf Jahre und der Wiederaufbau unserer einst so schönen Stadt wird die aufgewandten Mühen lohnen». Dass nur Angehörige des starken Geschlechts die Ärmel aufkrepelten, stimmt nicht. Zu den «Männern der ersten Stunde», von denen immer die Rede ist, gehörten auch drei engagierte Frauen ...



Oberbürgermeister Karl Arnold beim Schippen.

Ausschuss des Vertrauens

Das waren die Mitglieder des Vertrauensausschusses: Josef Aders, Samenzüchter; Karl Arnold, Kaufmann, später Oberbürgermeister und Ministerpräsident; Minna Artzt, Angestellte; Dr. Anton Betz, Verlagsdirektor; Eduard Bieschke, Steinsetzer; Willy Breuer, Elektriker; Walter Brix, Arbeiter; Karl Bungeroth, Vorstandsmitglied der Mannesmann-

röhren-Werke; Fritz Fromme, Strassenbahner; Georg Glock, Kaufmann, späterer Bürgermeister und Oberbürgermeister; Max-Hildebrand Freiherr von Gumpenberg, freier Wissenschaftler; Elisabeth Hilgers, Hausfrau; Leonhard Ingehuth, Kellner; Simon Kanabay, Angestellter; Paul Koch, Lebensmittelgrosshändler; Helmut Lauffs, Studienrat; Josef Lauxtermann, Bäckermeister; Heinrich Meier, Angestellter; Ella Ohgke, Kauffrau; Reiner Rausch, Kaufmann, späterer Stadtdirektor; Karl Reibel, Angestellter; Hermann Röhr, Schreiner; Karl Sauer, Bauarbeiter; Jakob Schäben, Arbeiter; Albert Scheideler, Wäscher; Ernst Schindler, Spediteur; Werner

Schütz, Rechtsanwalt, späterer Kultusminister; Georg Schulhoff, Vizepräsident der Handwerkskammer, dann Präsident; Fritz Stahl, Angestellter; Karl Stein, Arbeiter; Dr. Josef Wilden, Hauptgeschäftsführer der Industrie- und Handelskammer; Dr. August Wiedenhofen, Rechtsanwalt.



Angehörige der Stadtverwaltung meldeten sich zur Trümmerbeseitigung.



Acht Esslöffel Nahrungsmittel

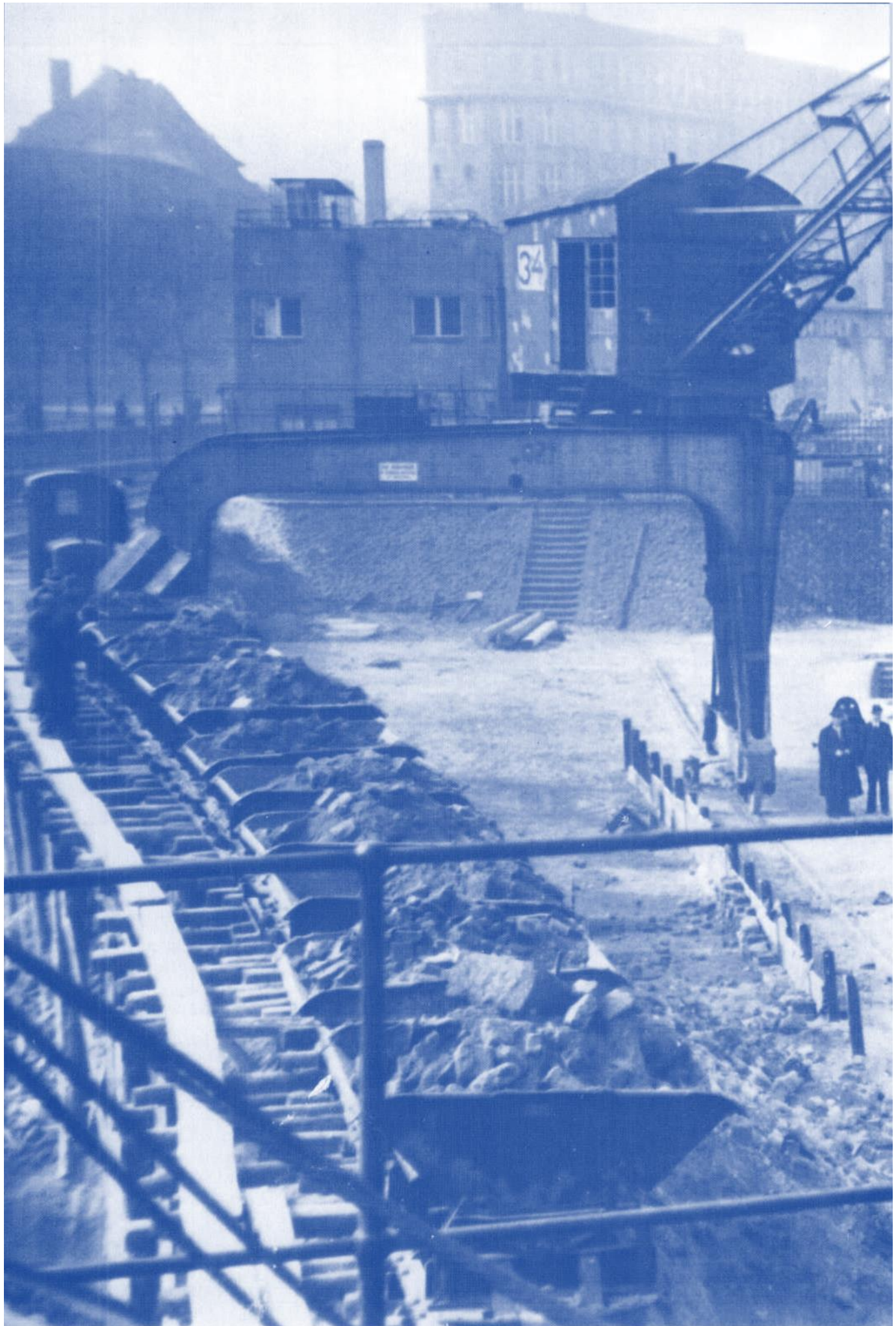
**Klaus Bungert
Oberbürgermeister
Marktplatz**

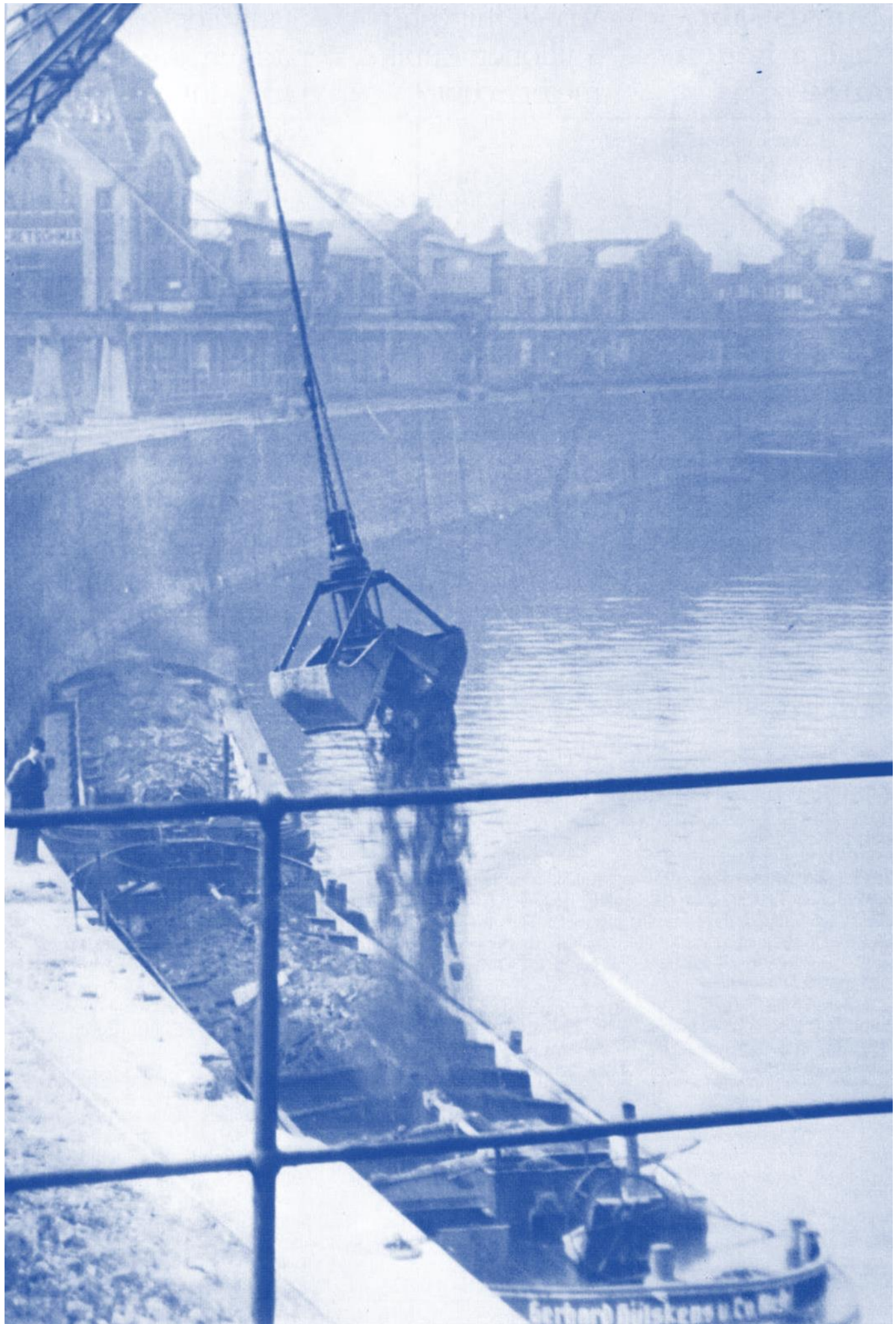
Am 17. April geriet ich in amerikanische Gefangenschaft und wurde ins Lager Remagen transportiert, das ja wegen der dort herrschenden Verhältnisse damals eine gewisse Bekanntheit erlangte. Hunger und Krankheit bestimmten das Leben in

diesem Lager. Mit acht Esslöffeln Nahrungsmitteln – das war die Tagesration – war der Hunger kaum zu stillen.

Meine Erinnerung an den 8. Mai 1945 verbindet sich mit dem Bild amerikanischer Bombergeschwader, die immer wieder im Tiefflug über das Lager jagten. Wir erfuhren, dass es der Tag der Kapitulation war, der mit «Siegesparaden» – den Tiefflügen – gefeiert wurde. Kurz danach kam ich mit Ruhrverdacht ins Lagerlazarett.

Folgende Doppelseite: Ganze Trümmerberge wurden auch in den Rhein gekippt – zur Auffüllung von Löchern im Bett des Stroms.





Gerhard Meißner & Co. AG

«Gut, dass ihr Nazis arbeiten müsst!»

«Gut, dass ihr Nazis endlich arbeiten müsst!» Das bekam, in dieser oder ähnlicher Form, mancher zu hören, der nach dem Krieg zur Schaufel griff, um die Trümmer- und Schuttberge auf Düsseldorfs Strassen und Plätzen beseitigen zu helfen. Oft traf die Schadenfreude den Falschen.

Er selbst werde «absolut nicht davor zurückschrecken, ebenfalls an der Schuttbeseitigung einige 24 oder 40 Stunden mitzuwirken», hatte der Anfang Oktober 1945 zum Oberbürgermeister aufgestiegene Regierungsvizepräsident Walter Kolb schon bald nach Amtsantritt erklärt. Um ihren Aufruf zum «Ehrendienst» zu unterstützen, nahmen Mitglieder des Vertrauensausschusses beziehungsweise der ernannten Stadtvertretung, ab November 55 Köpfe stark, und hohe Verwaltungsbeamte gleichfalls die Schippe in die Hand.

«Im November 1945 waren Stadtrat und Stadtverwaltung zur freiwilligen Schutträumung eingesetzt. Ich schippte mit Gockeln, Röhr und Könn in der Graf-Adolf-Strasse», erzählte später Ratsherr Dr. Anton Betz. «Die Strassen der Stadt waren mit Schutt derart angefüllt, dass unsere Arbeit kaum sichtbar wurde – sie war auch mehr symbolisch gedacht.» Viel Erfolg hatten die Appelle und die guten Beispiele in der Tat nicht. Zwei Jahre nach dem Zusammenbruch waren nur wenige Prozent des Schutts, der in manchen Strassen der Innenstadt bis zur ersten Etage der ausgebrannten Häuser reichte, verschwunden.

Wohin mit zehn Millionen Kubikmeter Schutt?

Arbeitsunlust

Zehn Millionen Kubikmeter umfasste die unselige Hinterlassenschaft des Krieges, der sich die Bevölkerung gegenüber sah. Um dies besser zu veranschaulichen: Damit hätte sich auf einem Quadratkilometer ein Berg von zehn Meter Höhe auftürmen lassen. Ordnung in das Chaos zu bringen, war leichter gesagt als getan. Es fehlten Bagger, Loks, Schienen, Transportmittel. Die knappen Arbeitskräfte waren unterernährt und strotzten nicht gerade vor Eifer. Die englische Militärregierung forderte dennoch kategorisch, dass bestimmte Strassen sofort zu räumen seien. Auf ihre Anordnung wurden durch das Arbeitsamt auch die Belegschaften mehrerer noch stillliegender Werke zum Schippen herangezogen. Aufwärts ging es erst, als die Kräfte einzelnen Baufirmen zugeteilt wurden, die zum Teil Akkordlöhne zahlten, und die nötigen technischen Mittel zur Hand waren. Im ersten Verwaltungsbericht der Stadt nach dem Krieg wurde vermeldet: «Von dem 580 km langen Strassennetz sind ungefähr 80 Prozent = 465 km der Fahrbahn frei. 40 Prozent = 230 km Bürgersteige sind von Trümmern geräumt. Rund eine Million cbm Trümmer wurden bewegt, davon dürften etwa 60 Prozent für den Wiederaufbau verwendet werden können.»

Stadtväter packten an – Der «Monte Klamotte»

Noch unter Kolb hatten die Stadtväter und -mütter heftig beklagt, dass viele Düsseldorfer sich mit Hilfe ärztlicher Atteste vor der Arbeit zu drücken verstanden. Er habe nichts dagegen, sagte der spätere Bürgermeister und Oberbürgermeister Georg Glock, «wenn Schieber, Schwarzarbeiter und die politisch mehr oder weniger belasteten Personen» zu Aufräumungsarbeiten gezwungen würden. Zerstreut wurden auch Bedenken gegen weibliche Kräfte: Es gebe immer noch viele Frauen, die «vor allem Königallee und Cafés bevölkerten». Unter den jungen Mädchen gar greife «eine verheerende Arbeitsunlust» um sich. Der spätere Handwerkskammer-Präsident Georg Schulhoff plädierte damals dafür, «dass politisch belastete Frauen, die der Partei angehört oder führende Positionen hatten, ans Schippen kommen». Sie dürfen natürlich heute nicht mit jenen Helferinnen verwechselt werden, die freiwillig dem Aufruf folgten, «daran mitzuwirken, dass die Stadt möglichst bald ein anderes Gesicht bekommt», und sich als «Trümmerfrauen» einen Ehrenplatz auch in Düsseldorfs unmittelbarer Nachkriegsgeschichte gesichert haben.

Es gab mehrere Aufbereitungsanlagen in der Innenstadt, die Schutt zu Ziegelsplitt verarbeiteten und die noch brauchbaren Ziegelsteine aussortierten. 16,6 Millionen Steine wanderten auf diese Weise in den Wiederaufbau. Riesige Mengen Schutt wurden aber auch in den Rhein – zur Auffüllung von Löchern im Bett des Stroms – gekippt und zur Ulenbergstrasse, nahe dem Aachener Platz, gebracht, wo bald



Auch Ratsmitglieder und hohe Verwaltungsbeamte, darunter die späteren Oberbürgermeister Georg Glock (erster in der linken Reihe) und Josef Gockeln (vierter in dieser Reihe), halfen bei den Aufräumungsarbeiten.

Folgende Doppelseite: Trümmerräumung mit Lok und Loren auf der Neusser Strasse.

ein stattlicher Berg, im Völksmund liebevoll «Monte Klamotte» genannt, auf etwa 30 Meter Höhe heranwuchs.

Kartoffel-Story

Von seinem Plateau, zu dem Lastwagen auf einer Serpentinensstrasse hinaufkeuchten, bot sich ein Blick über ganz Düsseldorf und bei klarer Sicht bis hinüber zum Kölner Dom. In Akten und Skizzen von 1904 im Stadtarchiv ist an dieser Stelle schon von «Schwarzen Bergen» und der Absicht die Rede, dort Müll in gewaltigen Mengen aufzuhäufen. Der Plan, den «Monte Klamotte» – wie etwa in Berlin den Kreuzberg – als Freizeitberg auszubauen und droben sogar einen Res-

taurationsbetrieb anzusiedeln, scheiterte, weil die Temperaturen im Innern das angepflanzte Grün verdorren liessen und jeglichen Aufbauten statische Schwierigkeiten im Wege standen. Der Berg wurde später wieder abgetragen und der Kriegsschutt vornehmlich für den Wege- und als Füllmaterial beim Autobahnbau genutzt. Heute erstreckt sich auf dem planierten Areal ein Freizeitparadies. Zur Schutträumung hätten sich in der schrecklichen Notzeit nach dem Krieg sicherlich mehr Freiwillige gedrängt, wenn sie die Hoffnung hätten haben können, Ähnliches zu erleben wie Stadtvater Betz. Er war an einem Sonntag mit drei anderen

Männern an der Scheibenstrasse eingesetzt. Als sie auf dem festgewordenen Schuttberg herumhackten, «rollten plötzlich ausgewachsene Kartoffeln auf uns zu». Kartoffeln, die im Frühjahr in den Schutt geraten waren, hatten Frucht getragen. «Ich weiss noch genau, es waren 22 Kartoffeln, und die Frage stand an: Soll derjenige sie nach Hause tragen dürfen, der den glücklichen Spatenstich getan hat, oder sollen sie unter uns vier geteilt werden?» Man einigte sich darauf, dass jeder als Grundzuteilung zwei Kartoffeln bekam und für jeden weiteren Familienangehörigen eine zusätzlich., Auf diese Weise erhielt ich fünf Kartoffeln, die ich selig nach Hause trug.»





«Düsseldorfer Siedlung» bot im Krieg Zuflucht am Main

Baracken-Wohnungen für 576,90 Reichsmark jährliche Pacht

Wohin mit den Düsseldorfer Bürgern, die nach den schweren Luftangriffen 1943 obdachlos geworden waren? Auf der Suche nach Wohnraum in bisher ungefährdeten Gebieten des damaligen Deutschen Reiches stiess der Rat der Stadt Düsseldorf auf die mainfränkische Idylle Marktheidenfeld. Ab März 1943 wurde daraufhin an der Errichtung einer Wohnbarackensiedlung gearbeitet, die im November des gleichen Jahres bereits von Fliegergeschädigten bezogen werden konnte.

Ein Pachtvertrag zwischen Düsseldorf und Marktheidenfeld regelte sämtliche Grundstücks- und Versorgungsangelegenheiten, der jährliche Pachtzins beispielsweise betrug 576,90 Reichsmark, die Errichtung der ‚Ausweichwohnungen‘ finanzierte Düsseldorf, das Mainstädtchen garantierte, Wasser zu liefern «nach Massgabe der bestehenden Möglichkeiten».

Das hört sich nach Not an, und diese Not herrschte damals, auch in der Provinz, die nur mittelbar ins Kriegsgeschehen verwohen war.

Vor allem der letzte Tag der NS-Herrschaft erregt heute noch die Gemüter: vier deutsche Landser wurden im Schnellverfahren von «fliegenden Standgerichten»

erschossen, eine rote Sandsteinbrücke jagte man in die Luft, ohne militärischen Nutzen, wenige Stunden vor der kampflosen Kapitulation.

Immer noch als «Düsseldorfer Siedlung» ist das Baracken-Areal den Marktheidenfeldern im Gedächtnis – es war eine Stadt in der Stadt, mit eigener Schule, mit eigenem Kindergarten; noch heute existiert eine Akte im Stadtarchiv, mit Lageplänen und Grundrissen. Nach 1945 diente «Klein-Düsseldorf» als Kriegsgefangenenlager, von 1946 bis in die 60er Jahre hinein lebten Flüchtlinge in den Holzhäusern und fassten Fuss am Fluss, dem Main.



Am 17. April 1945 war ich Angehöriger der damaligen deutschen Kriegsmarine, im Sanitätsdienst stehend als Mitglied der Besatzung des ehemaligen Luxusschiffes «Deutschland», Hapag-Lloyd. Mit diesem Schiff wurden seit Ende

Lautsprecher: «... dass Sie freie Menschen sind»

Gerd Högener
Oberstadtdirektor
Marktplatz

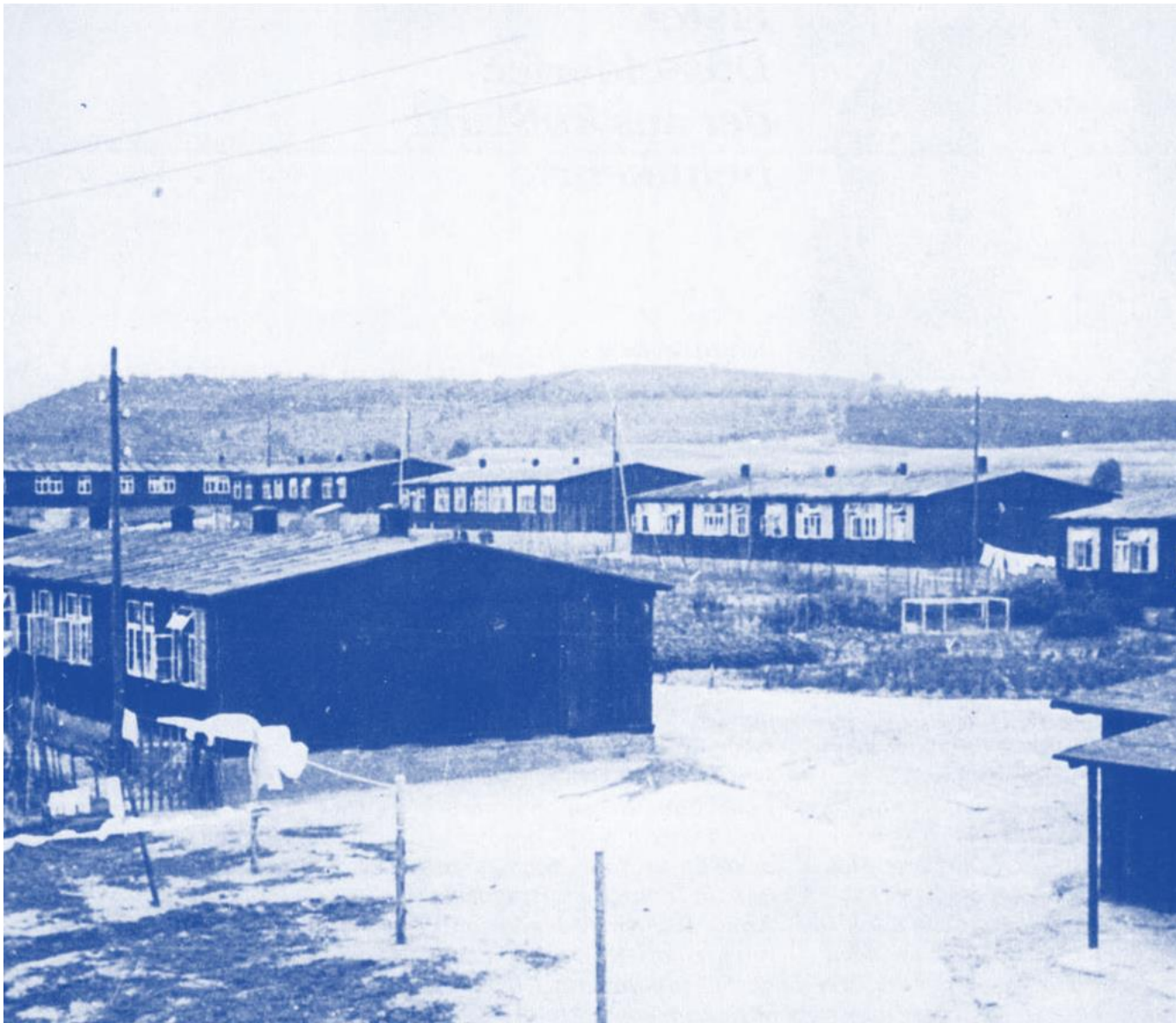
Gerd Högener in der Uniform der Kriegsmarine.

Januar Flüchtlinge und Soldaten aus Ostpreussen nach Dänemark evakuiert.

Nach glücklichen und hin und wieder äusserst kritischen Fahrten über die Ostsee mit Tausenden von Flüchtlingen und Soldaten an Bord,

teils schwer verwundet, musste das Unternehmen infolge Treibstoffmangels aufgegeben werden.

Die «Deutschland» lag zusammen mit der «Cap Arcona» in der Lübecker Bucht. Die beiden Schiffe wurden von britischen Flugzeugen in den letzten Kriegstagen versenkt. Wie bekannt, kamen auf der «Cap Arcona» Tausende von KZ-Häftlingen ums Leben. Die «Deutschland» war bereits von ihrer Besatzung verlassen. Ich war auf dem Wege nach Kiel in das dortige Marinelazarett, da ich ja – wie es so schön heisst – ‚Sanitätsdienstgrad‘ war.



Bot den Düsseldorfern Zuflucht: Die Barackensiedlung in Marktheidenfeld. Sie hatte sogar eine eigene Schule und einen Kindergarten.

Das Kriegsende brachte für mich der 7. Mai, als aus dem Lautsprecher in einem Kieler Bunker die Durchsage erfolgte: «Kiel wurde von britischen Streitkräften eingenommen. Ein Lkw und ein Pkw der britischen Armee sind vor dem Rathaus vorgefahren. « Ich hatte den Krieg glücklich und unverletzt überstanden.

Im September 1945 kam ich auf einem kurzen Umweg in das Gefangenlager Weeze am Niederrhein – wo Tausende von ehemaligen deutschen Soldaten zusammengeführt wurden – und wurde nach wenigen

Tagen nach Düsseldorf entlassen. Wiederum erfuhr ich es durch eine Lautsprecherdurchsage, die etwa lautete: «Der britische Kommandant lässt Ihnen mitteilen, dass Sie freie Menschen sind. Sie können das Lager verlassen, die notwendigen Papiere werden Ihnen sofort ausgehändigt.»

Ich ging zu Fuß nach Kevelaer, fuhr mit dem Zug nach Krefeld, stieg dort in die K-Bahn, die bis zum Luegplatz fuhr, und war erschüttert, wie meine Heimatstadt vom Krieg verwüstet war. Die Brücke lag im Wasser, ein Frachtkahn übernahm den Fährdienst aufs rechte Rheinufer, und ich ging langsam – mit den Tränen kämpfend – über die Insel-

strasse, Sternstrasse in Richtung Winkelsfelder Strasse, wo meine Eltern in einer von Bomben mitgenommenen Wohnung lebten. Wie durch ein Wunder – auch gesund.



Erster Düsseldorfer, der aus Russland heimkehrte

**Herbert Bamberg
Bendemannstrasse 19**

Für mich und meine Kameraden der Heeresflakabteilung 271, die seit dem Kaukasus-Feldzug der 13- Panzerdivision zugeordnet war, gab es zweimal die Stunde Null.

Zunächst am 28. August 1944, als uns in Rumänien die russische Offensive überrollte und wir an der Donau in der Walachei die Waffen streckten und in die Gefangenschaft abgeführt wurden. Das ging sogar sehrpreussisch zu, denn unser Kommandeur trat vor uns hin und sagte uns, bevor er den russischen Offizieren Meldung machte, wir seien des Fahnen- und Treueides auf Adolf Hitler entbunden. Dann meldete er die exakte Anzahl der angetretenen Soldaten. Ordnung muss sein.

In Waggons gepfercht rollten wir tagelang nach Osten. Wir wussten nicht wohin. In Lenins Geburtsstadt Simbirsk an der Wolga wurden wir ausgeladen. Die Stadt heisst seit 1924 Uljanowsk, denn so hiess Lenin mit Familiennamen. Dort begann schon bald das grosse Sterben.

Von 2'400 deutschen Soldaten überlebten nur 800 dieses Todeslager. Diese Überlebenden, zu denen ich mit 23 Jahren zählte, erlebten dann die zweite Stunde Null. Das war am 8. Mai 1945, dem Tag der deutschen Kapitulation. In Lenins Geburtsstadt heulten die Sirenen. Erst später erfuhren wir, dass der Krieg zu Ende sei. Für uns änderte sich von Stunde an etwas sehr Entscheidendes. Es schwammen endlich ein paar Kartoffeln in der dünnen Fischsuppe. Wir zählten sie regelrecht, denn nur was wir an Geniessbarem in den Magen hinein bekamen, konnte uns noch das Leben retten. Im August 1945 kam von Moskau eine Ärztekommision. Jede der ausgemergelten Gestalten wurde nackt vorgeführt. Ich bekam ein Kreuz auf der Liste. Das hiess Entlassung. Es waren 400 Mann, die wieder nach Westen rollten. Überall gab es Aufenthalt. In Posen öffnete das russische Begleitkommando endlich jeden Waggon. Wir liefen in die freie Luft und fanden einen Kartoffelacker. Bald brannten überall kleine Feuer. Wirschlachten uns Kartoffeln.

In Frankfurt an der Oder dann die ordnungsmässige Entlassung. Jeder erhielt ein Zettelchen mit ein paar Zeilen in kyrillischer Schrift. Im Harz musste ich mich mit Hilfe von Einwohnern über die sogenannte grüne Grenze schmuggeln. Endlich war ich in der englisch besetzten Zone. Ein Panzerspähwagen kam mir im Wald entgegen. Der Soldat im Turm grüsste mich mit Handanlegen an die Mütze. Ich grüsste zurück. So sah ich den ersten englischen Soldaten.

In Düsseldorf fand ich in dem zerstörten Haus Benrather Strasse 1 meine Angehörigen wohlauf. Wir wohnten in der vierten Etage, und so schaute ich von dem spitzen Balkon über die zerstörte Altstadt bis hin zum Rhein. Die Skagerrak-Brücke lag im Wasser. Dennoch, ich fühlte mich frei und gelöst. Ein neues Leben begann. Ich war der erste Düsseldorfer, der aus der russischen Gefangenschaft heimkehrte.

Als ich wieder bei Kräften war, stellte ich mich der Trümmerbeseitigung zur Verfügung.

Düsseldorf in Lagerzeitung

Franz Maassen Ohlauer Weg 9

In Gefangenschaft hatte ich ein interessantes Erlebnis. Zu einer Zeit, da ich noch als vermisst galt und auch nicht wusste, ob meine Angehörigen den Krieg überstanden hatten, erschien in unserer Lagerzeitung «Zukunft» in Tobruk (Libyen) ein Artikel über die Rettung Düssel-

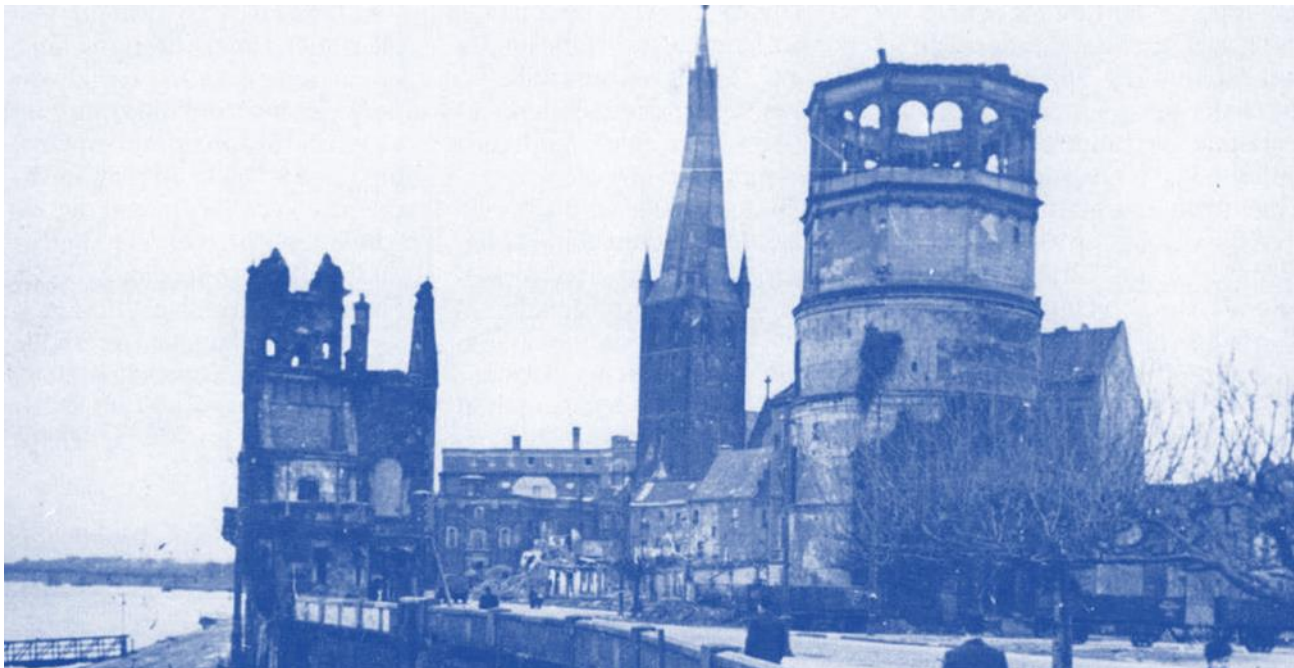
dorfs. Natürlich waren meine Sorgen nicht geringer, als ich von den Kämpfen auf der Hardt las, weil mein Elternhaus im Tannenhof stand und meine Frau mit meinem Jungen in Eller wohnte. 1948 sahen wir uns alle gesund und glücklich wieder, ausser meiner Schwägerin, die 1941 bei einem Flugzeugabschuss am Oberbilker Markt ums Leben gekommen war. Besonders angesprochen hat mich dieser Artikel

in der Lagerzeitung, weil darin unser späterer Obermeister der Bäckerinnung Düsseldorf erwähnt wurde, mit dem mein Vater vor dem 1. Weltkrieg als Bäckergeselle zusammengearbeitet hatte. Er hiess Lauxtermann und gehörte zu Düsseldorfs Rettern.



Ausschnitt aus der Tobruker Lagerzeitung

Düsseldorfs Wahrzeichen zerstört oder schwer beschädigt: Düsselschlösschen, Turm von St. Lambertus und Schlossturm.



Riesenhunger nach Kultur

Auch Düsseldorfs Kultur hatte in den letzten Kriegsjahren nach und nach ihr Leben ausgehaucht. Nach dem endgültigen Zusammenbruch schien alles wichtiger als der kulturelle Wiederaufbau. Dennoch begann sich schon in den ersten Nachkriegswochen – ein überall beobachtetes Phänomen – der Hunger nach Theater, Musik, Vorträgen, bildender Kunst zu regen. Die Improvisation feierte auch hier bald Triumphe.

Lange Schlangen

In der Stunde Null waren Düsseldorfs Theater – das Schauspielhaus an der Kasernenstrasse und das Operettenhaus an der Jahnstrasse – völlig zerstört. Besser stand es um das Opernhaus. Die Kunsthalle an der heutigen Heinrich-Heine-Allee und die Tonhalle auf dem jetzigen Gelände von Karstadt waren Trümmerhaufen. Die Kuppel des ‚Apollo‘ am Süden der Kö hing schräg und bizarr über den Ruinen. Die Kunstsammlungen im Ehrenhof, das Hetjensmuseum, die Kunstakademie, die Landes- und Stadtbibliothek, das Quartier der Geschichtlichen Sammlungen, der Zoologische Garten samt Löbbecke-Museum, die Volksbücherei-Zentrale, das Schiffahrtsmuseum, das Stadtarchiv – überall das gleiche mehr oder weniger trostlose Bild. Wo sollte man anfangen, Ordnung in dieses Chaos zu bringen, wo Holz, Nägel, Glas und andere Materialien hernehmen, die ohnehin für den Wiederaufbau vor allem der Wohnungen gebraucht wurden?

Fürs Theater schlugen sich Düsseldorfer Nächte um die Ohren

Nüchtern ist im ersten Jahresbericht der Stadtverwaltung nach dem Krieg festgehalten: «Eine regelmässige Aufnahme des Theaterbetriebes war nach dem Zusammenbruch zunächst nicht möglich, da weder Spielräume noch geeignetes Personal zur Verfügung standen. Mit dem noch vorhandenen und erreichbaren Personal, soweit dieses künstlerisch und politisch tragbar war, wurde zunächst eine Anzahl, Bunter Stunden» durchgeführt.

Ab Ende September lockt das ‚Kleine Theater‘ an der Flingerstrasse, geleitet von dem unverwüstlichen Vater des «Schneider Wibbel», Hans Müller-Schlösser, die Düsseldorfer in Scharen. Auf Tage hinaus sind die Vorstellungen ausverkauft. Bis in die Berger Strasse hinein zieht sich die Viererschlange der Menschen, die bei «Ingeborg», einem Lustspiel von Curt Goetz, die Trostlosigkeit des Alltags ein bisschen vergessen wollen.

Ebenfalls im September läuft in der Aula der Luisenschule an der Bastion-/Ecke Kasernenstrasse unter dem vielversprechenden Namen «Kammerspiele» städtisches Theater an. Drei Monate später wird hinter zerstörten Bürogebäuden der erhalten gebliebene Gemeinschaftsraum der Provinzial-Feuerversicherung an der Friedrichstrasse nach Einbau einer Bühne als ‚Neues Theater‘ eröffnet. Auch ihn beanspruchen die Engländer bis Ende Januar 1946 weitgehend für die Truppenbetreuung. Beide Säle bieten etwas mehr als 900 Plätze, die gleichfalls bei jeder Vorstellung besetzt sind. Oft winden sich – hier wie noch auf Jahre hinaus auch anderndorts – stundenlang Schlangen

Einmal vertrieb eine Ratte eine Schauspielerin von der Bühne

von Theater-Fans vor den Theaterkassen. Anfang März 1946 gesellt sich der Gesolei-Saal der Henkel-Werke in Holthausen als ‚Volksbühne‘ hinzu; dreimal in der Woche lässt dort das städtische Theater bitten. Im Gemeindesaal der Kreuzkirche, in dem zuvor schon das Schauspielhaus gastierte, erfreut das ‚Theater am Dreieck‘ vornehmlich mit Operetten. Das «Kom(m)ödchen» mit Kay und Lore Lorentz an der Spitze schickt sich im Frühjahr 1947 zum Senkrechtstart an den zurückeroberten Himmel des politischen Kabarett an.

In der Verwaltungssprache liest sich die damalige Theatersituation so: «Dem planmässigen Spielplan-aufbau sind durch die katastrophalen Nachkriegsverhältnisse naturgemäss enge Grenzen gezogen. Immerhin war ein überaus starkes Interesse aus allen Kreisen der Bevölkerung an den Arbeiten der Städtischen Bühnen festzustellen. Der Besuch erstreckte sich dabei nicht nur auf die reinen Unterhaltungsveranstaltungen, sondern bezeichnenderweise auch auf die kulturell wert- und anspruchsvollen Darbietungen. Die Durchschnittsfrequenz von ca. 95 Prozent der vorhandenen Plätze spricht hierfür und ist gleichzeitig eine günstige finanzielle Grundlage für den weiteren Neuaufbau. Die Städtischen Bühnen verzeichneten im Januar 1946 ca. 39'000, im Februar 38'000 und im März 41'000 Besucher.»

Das blieb vom Dumont-Lindemann-Schauspielhaus an der Kasernenstrasse.

Das «Neue Theater» an der Friedrichstrasse.





Der erste Nachkriegs-Theaterzettel.



Erste Aufführung der «Kammerspiele»: ‚Aimée‘ mit Christina Bork und Otto Griess.

Dramatischer beschreibt Walther Hensel die Lage: «Alles war denkbar primitiv, die Garderobenräume der Künstler waren stickige Löcher, und wenn es kein Brennmaterial gab, behielten die Zuschauer ihre Mäntel an. In den ‚Kammerspielen‘ brach gelegentlich ein Stuhl unter dem Besucher zusammen, und einmal vertrieb eine Ratte eine Schauspielerin von der Bühne...»

Die städtischen Theater wurden in den ersten Monaten von dem Schauspieler und Regisseur Anton Krilla kommissarisch geleitet. Im Dezember 1945 übernahm Wolfgang Langhoff die Bühnen. Langhoff, Kommunist, vor 1933 Schauspieler im Dumont-Lindemann-Ensemble, war schon der ersten Ver-

haftungswelle der NS zum Opfer gefallen und ins Konzentrationslager Börgermoor gebracht worden. Nach seiner Entlassung etwa ein Jahr darauf floh er in die Schweiz, wo sein – ab 1935 in Deutschland heimlich kursierendes – Buch «Die Moorsoldaten» erschien, in dem er das Schicksal der Gefangenen schilderte. Unter Langhoff, der den Spielbetrieb in Düsseldorf nur mühsam wieder in Gang brachte, verzichtete das Personal zugunsten des Wiederaufbaues auf einen Teil der Gagen und Gehälter. Nach seinem Weggang – im Herbst 1946 als Intendant nach Ost-Berlin – herrschte in Düsseldorf einige Monate Ratlosigkeit. Dann folgte ein «Geniestreich».

Von einer geheimgehaltenen Reise nach Berlin kehrten der damalige Oberbürgermeister Karl Arnold und der Kulturausschuss-Vorsitzende und spätere Landeskultusminister Werner Schütz mit der sensationellen Neuigkeit zurück, dass Gustaf Gründgens bereit sei, als «General» die Bühnen – einschliesslich Oper – in seiner Heimatstadt zu übernehmen.

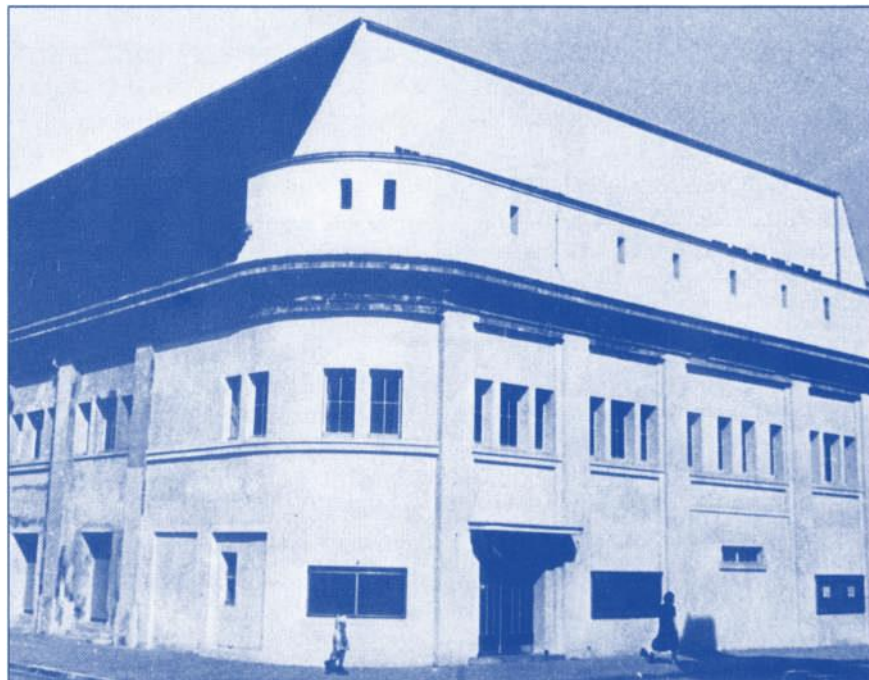
Glanzvolle Ära

Mit dem Intendanten, Regisseur und Schauspieler, der im Frühjahr 1947 sein Amt antrat, begann eine neue glanzvolle Ära des Düsseldorfer und des deutschen Theaters, die



Eine der ersten Inszenierungen im Herbst 1945: «Oktobertag» von Georg Kaiser mit Adolf Dell und Frigga Braut.

er als Titelheld in «König Ödipus» von Sophokles am 15. September (Regie: Karlheinz Stroux), als Regisseur von Mozarts «Hochzeit des Figaro» am Tag darauf und als Orest in Sartres «Fliegen» im November, die er ebenfalls inszenierte, aufsehenerregend einleitete. Die Düsseldorfer schlugen sich damals und auch lange danach noch die Nächte um die Ohren, um Karten fürs Theater zu ergattern. Um den Hunger und den Nachholbedarf an Kultur zu stillen, scheute man kein Opfer.

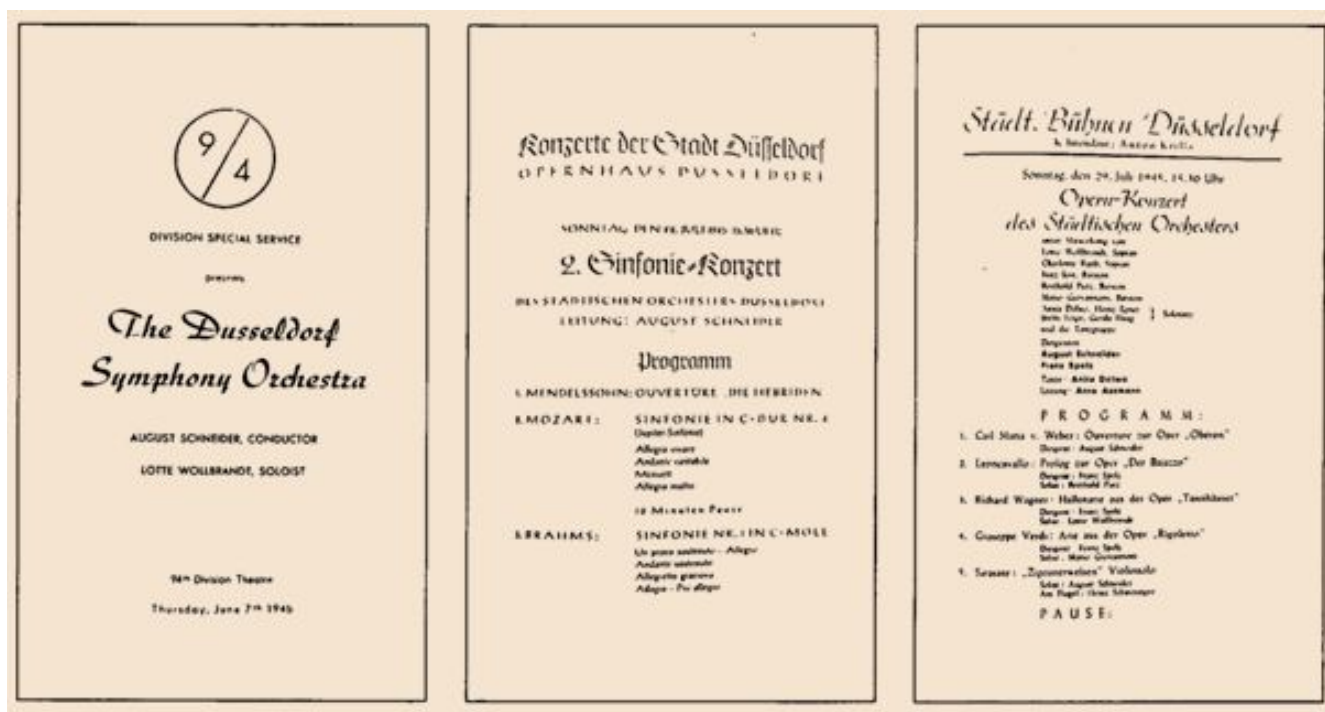


Das neue Schauspielhaus an der Jahnstrasse folgte 1951.

Musiker spielten noch teils in Feldgrau

Konzertleben und Oper: Ausdruck der Hoffnung

Die Aufführungen begannen oft schon um die Mittagszeit



Die Besetzung reklamierte das Städtische Orchester 1945 zunächst für sich, aber dann lockten Konzert- und Opernplakate auch die Düsseldorfer.

«Bei den ersten musikalischen Veranstaltungen sassen die Orchestermitglieder zum Teil in ihren feldgrauen Soldatenanzügen da. So war es eine der ersten Aufgaben der Mitglieder des ersten Kulturausschusses, die ‚Altröh-scher‘ (Trödler) in der Altstadt abzuklappern, um hier eine schwarze Hose, da eine schwarze Jacke aufzuspüren. Dann wanderte man zur Firma Henkel und ergatterte dort Kriegspersil, damit die Hemdenbrüste des Orchesters etwas,weisser¹ gewaschen werden konnten. Als dann Martha Mödl und Ilse Hollweg die ersten Arien auf der Opernbühne sangen, war dies ein bescheidener Anfang unseres Opern- und Konzertlebens, wir aber waren sehr stolz.»

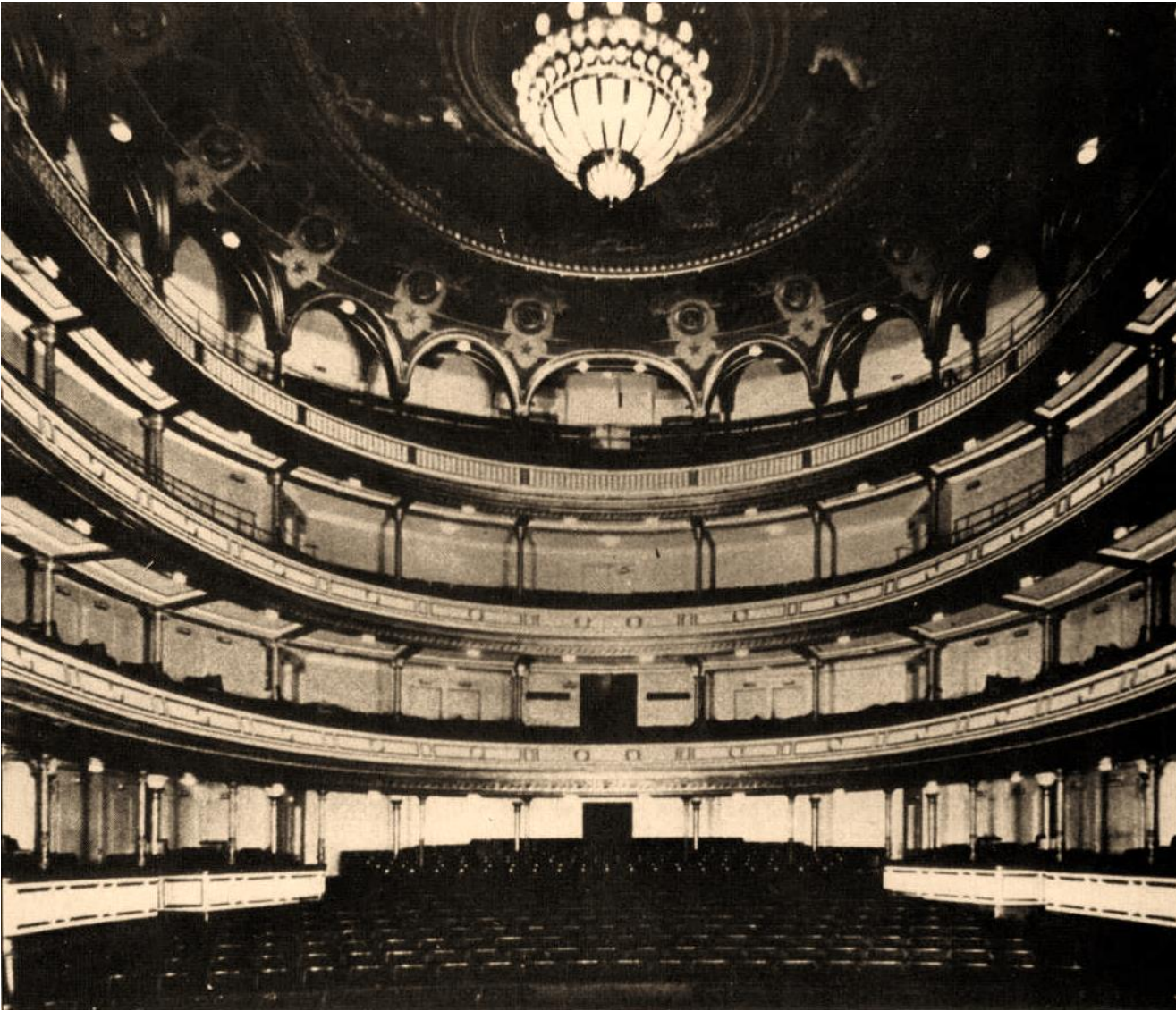
So schilderte einer der Männer der ersten Stunde, der spätere Ratsherr Leonhard Ingen- hut, den kulturellen Neubeginn nach dem Zusammenbruch in Düsseldorf.

Schon früh

Das Musikleben erwachte sehr früh wieder, obwohl von seinen alten heiligen Hallen, zumal der Tonhalle, nichts geblieben war. Das ebenfalls schwer beschädigte Opernhaus, noch während des Krieges provisorisch repariert, wurde mit Hilfe der Besatzung – allerdings zunächst für deren Zwecke – leidlich hergerichtet.

Dann stand es von Fall zu Fall und später schliesslich regelmässiger den Düsseldorfern offen.

Rolf Trouwborst, der amtierende Chef dramaturg der Deutschen Oper am Rhein, hat es genau notiert: ‚Am Sonntag, dem 15. Juli 1945, begann für die deutsche Bevölkerung im Opernhaus die erste kulturelle Veranstaltung nach dem Krieg.› Und er setzte hinzu: «Was sie bedeutete, lässt sich heute kaum noch nachempfinden ... In das Konzert des Städtischen Orchesters mit Haydn, Tschaiakowsky und Beethoven ging man in Kleidern, die man in den Bombennächten am Leibe gehabt hatte ... Wohl nie wieder hat man Musik so dankbar als Ausdruck der Hoffnung erlebt.»



Einstige Pracht: Der Zuschauerraum des früheren Opernhauses.

Die erste reguläre Nachkriegs-Premiere:
«Cosi fan tutte» mit (von links) Tilly Lüssen, Ilse Hollweg und Martha Mödl.



«In andächtiger Stimmung genossen die Besucher das langentbehrte Glück, gute Musik zu hören», schrieb eine Zeitung nach dem ersten öffentlichen Sinfoniekonzert.

Bis Mitte März 1946 wurde weitere dreizehnmal für die Bevölkerung konzertiert – vor stets ausverkauftem Haus. Auch der Städtische Musikverein war mit seinem Chor zur Stelle. Nach den ersten bescheidenen Konzerten des auf 50 Kräfte zusammenschmolzenen Orchesters, das anfangs Konzertmeister August Schneider leitete, gelang es Heinrich Hollreiser von der Münchener Staatsoper, der im Oktober 1945 Generalmusikdirektor geworden war, schon bald, neue Kräfte zu verpflichten.

Düsseldorfs Musikleben spielte sich damals jedoch nur zu bestimmten Tageszeiten ab. Da abends Ausgangssperre herrschte und Strassenbahnen, wenn überhaupt, lediglich tagsüber verkehrten, fanden die Veranstaltungen nachmittags, manchmal sogar schon in der Mittagszeit statt. Das erste Sinfoniekonzert am 15. Juli beispielsweise begann bereits um 15-30 Uhr, die erste Opernaufführung nach dem Krieg, Puccinis

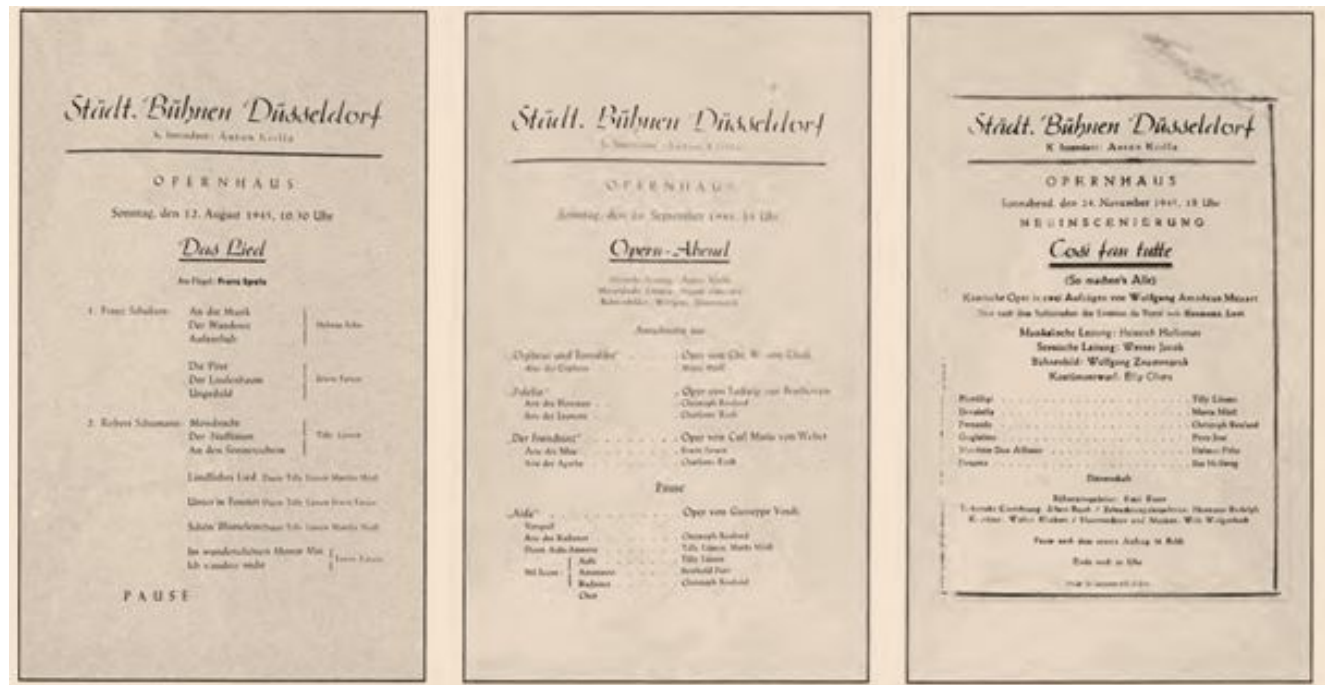
«Tosca», am 9. Oktober um 16 Uhr; die neue «Carmen» musste später schon ab 14 Uhr Herzen brechen.

Hollreiser hat in jenen Tagen – unter dem kommissarischen Intendanten Anton Krilla und dem ersten regulären «General», Wolfgang Langhoff, der ihm die Freiheit liess, auch aktuellere Akzente in der Oper zu setzen – praktisch alles dirigiert, Werner Jacob alles inszeniert und Wolfgang Zname-nacek trotz bescheidenster Mittel faszinierende Bühnenbilder geliefert. Schon bei der ersten «echten» Nachkriegs-Premiere im Opernhaus, Mozarts «Cosi fan tutte» im November, agierten Künstler auf der Bühne, deren Namen auch später und teils bis in unsere Zeit ihren Klang behielten: Tilly Lüssen, Martha Mödl, Ilse Hollweg, Christoph Reuland, Fritz Jost, Helmut Fehn.

Erlebnisse gehörten damals nicht zu den Seltenheiten: Hollreiser lag, wie Trouwborst erzählt, bei Beethovens Es-Dur-Klavierkonzert «im Kampf mit einer jungen, hochbegabten Pianistin, der er die Anschläge zurief, um sie aus einer Serie von ‚Schmissen‘ zu retten...».

Im Kampf

Ohne ein hohes Mass an Improvisationskunst wäre alle hohe Kunst in Konzertleben und Musiktheater der frühen Nachkriegszeit natürlich undenkbar gewesen. Auch solche





Jan Wellern kehrt im Triumphzug zurück

Das Kunstmuseum war ausgelagert, das Stadtmuseum auch. Vom Schiffahrtsmuseum blieb nur noch das Planetarium mit der eingestürzten Kuppel, in etwa an das Colosseum in Rom erinnernd. Die zerbrechlichen Schätze des Hetjens-Museums brachte man fort, dazu die umfangreichen Bestände der Landes- und Stadtbibliothek, des Staats- und des Stadtarchivs. Das Löbbcke-Museum als Besitzer der grössten Muschelsammlung der Erde verzog sich zum Harz. – So wurde einmal rückblickend auf 1945 die Situation eines Bereichs beschrieben, der wesentlich zum Ruf Düsseldorfs als Stadt der Kunst und Kultur beigetragen hat. Der Krieg hatte zwar viele kulturelle Gebäude zerstört oder unbrauchbar gemacht, nicht aber den Aufbauwillen gebrochen. Die Bevölkerung hungerte auch nach Gültigem und Klärendem.

Eine Woche vor Weihnachten 1945 wird die Landes- und Stadtbibliothek mit Erlaubnis der Militärregierung wiedereröffnet. Nahezu die Hälfte der Bücherbestände ist noch ausgelagert. Rund 30'000 Dubletten, die in der Kartause Hain in Unterrath deponiert waren, füllen nun die unteren Räume des Hetjens-Museums. Ab August kehren 47'000 Bände aus Unterrath zurück, im September weitere 10'000 aus Schloss Hainchen im Siegerland, im November 500 von der Burg Schnellenberg bei Attendorn, im Dezember folgt eine Kiste mit Handschriften und wertvollen Drucken aus Salzdetfurth. Nachdem im Februar 1946 etwa 10'000 Bände aus Schloss Alme bei Brilon zurückgeholt sind, gibt es noch fünf Depots in der englischen, zwei in

Düsseldorfs Museen waren weitgehend ausgelagert

der amerikanischen und ebenfalls fünf in der französischen Zone.

Wie diese Bibliothek, klagen auch die Volksbüchereien über erhebliche Schäden durch Feuchtigkeit und Schmutz. Von den 160'000 Bänden aus der Zeit vor dem Krieg ist – teils durch die Säuberung von NS-Schrifttum – nur die Hälfte übrig geblieben. Trotz ungünstigster Bedingungen werden 1946 fünf Büchereien und eine Musikbücherei für den Leihverkehr geöffnet. Der Zuspruch ist enorm, die Ausleihziffern stellen – bei zwangsläufiger Einschränkung der Buchausgabe – die Vorkriegsergebnisse weit in den Schatten.

Die Bestände der städtischen Kunstsammlungen und des Hetjens-Museums haben das Kriegsende in der Fremde relativ gut überstanden. Die Kunst wird aus mehreren Depots heimgeholt, wobei zwar die englischen Behörden tatkräftig helfen, in Marburg aber drohende Beschlagnahmen abzuwenden sind. Für die zurückgekehrten Bilder Platz zu schaffen, ist in dem teils zerstörten, teils von Feuchtigkeit durchzogenen und obendrein von einer Lebensmittelkartenstelle besetzten Museumsgebäude nicht leicht. Dennoch wird im Kunst- und Hetjens-Museum am 14. Juli 1946 die erste Ausstellung unter dem beziehungsreichen Titel «Lebendiges Erbe» eröffnet.

Für die ausgebrannte und geplünderte Kunsthalle ist unter grossen Mühen zweimal 700 Quadratmeter Glas für eine Decke ergattert worden, die im zweiten Nachkriegswinter einer meterhohen Schneedecke gerade noch standhält. Im Oktober 1946 eröffnet die

Kunst und Kultur erwachten bald zu neuem Leben

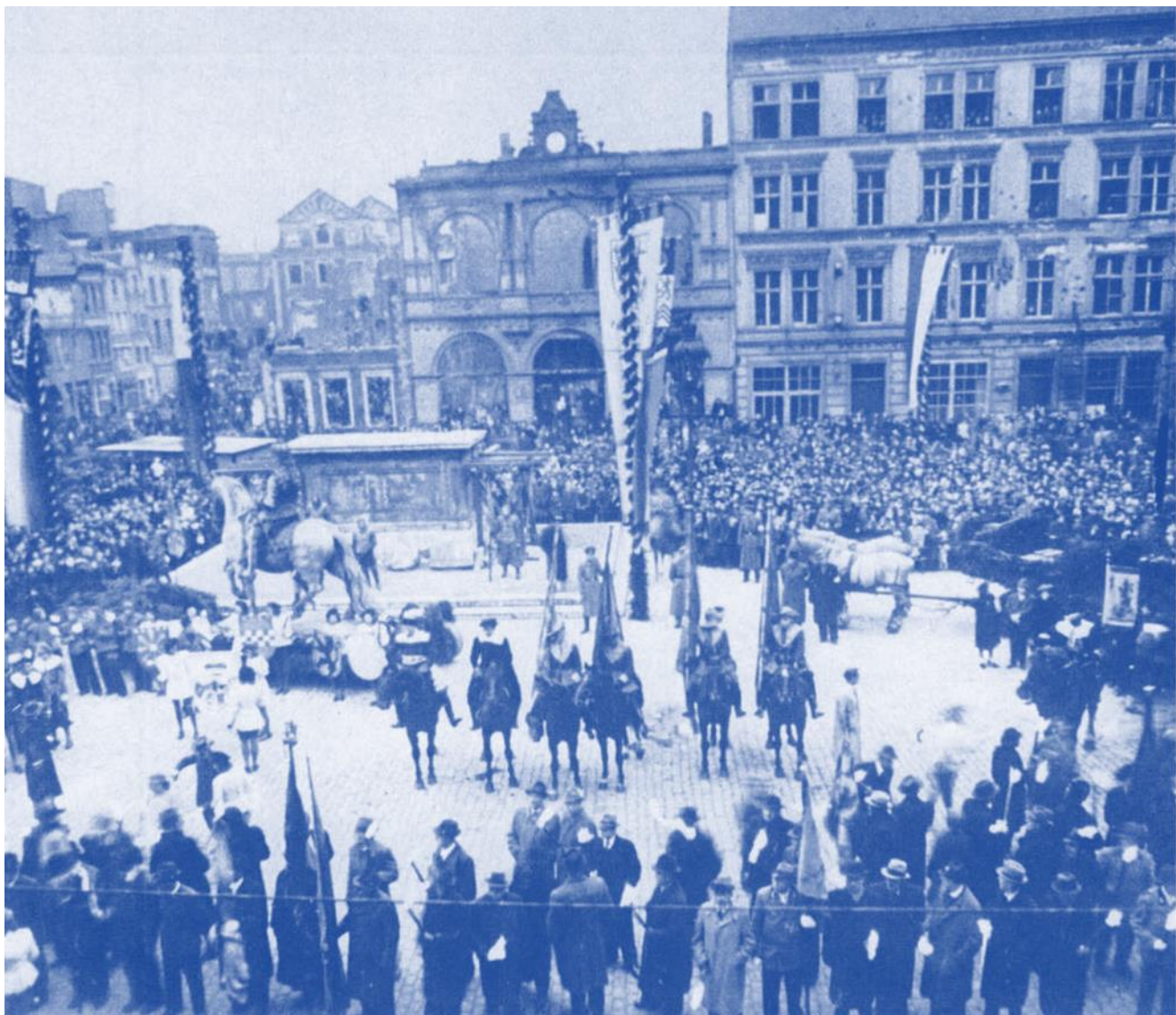
«Rheinische Sezession» hier ihre erste Ausstellung nach dem Zusammenbruch. In buntem Wechsel tauchen nun lang vermisste Namen wie Rohlf, Liebermann, Chagall, Corinth, Beckmann und Pankok auf – um nur einige bedeutende Künstler zu nennen.

Im Sommer 1946 arbeitet die Kunstakademie wieder mit zehn Professoren und 176 Studierenden unter ihrem kommissarischen Direktor Ewald Mataré. Anfang November des Vorjahres hatte bereits der Künstlerverein «Malkasten», der neben dem Tod vieler Mitglieder die Zerstörung seines Gebäudes und Gartens beklagte, in der Aula des Luisengymnasiums seine erste Hauptversammlung nach vier Jahren abgehalten.

Private Initiativen ergänzen schon früh die wieder anlaufende öffentliche Kulturarbeit; so veranstalten die Galerien Nebelung und Vömel und die Kunsthandlung Badedeker bereits 1946 einige Ausstellungen zeitgenössischer Künstler. Das Robert-Schumann-Konservatorium entwickelt ab Februar 1946 neue Aktivität. Im Lehrplan stehen ausser Gesang alle Orchesterinstrumente sowie Theorie und Komposition. Um 24 Lehrer scharen sich 250 Schüler. Besondere Sorge machen, wie im ersten Verwaltungsbericht der Stadt nach dem Krieg nachzulesen ist, «die Hemmungen speziell in der Gesangsausbildung, die durch Unterernährung bedingt

Bei Kriegsende ohne Kuppel und arg demoliert: das Planetarium, heute Tonhalle. In der ebenfalls zerstörten Kunsthalle auf dem Gelände des jetzigen Grabbeplatzes: Fresken an Ruinenwänden.





Bei der Rückkehr Anfang Dezember 1945 ganz gross gefeiert ...

sind». Geklagt wird ausserdem über enge und mangelhaft isolierte Räumlichkeiten.

Das Dumont-Lindemann-Archiv mit seinen wertvollen theatergeschichtlichen Schätzen kommt im Haus des Stadtarchivs unter und wird 1947 von Prof. Gustav Lindemann der Stadt übereignet. Das Stadtarchiv wiederum kehrt einigermassen wohlbehalten aus Westfalen zurück.

Wie Weihnachten

Die Geschichtlichen Sammlungen sind vorerst der Öffentlichkeit nicht zugänglich: Wesentliche Teile bleiben bis auf Weiteres in den von der Stadt Düsseldorf gemieteten Räumen von Schloss



Schnellenberg, das gegen Kriegsende noch heftig umkämpft ist und unter Plünderungen zu leiden hat, und auf Schloss Breidenstein an der Lahn. Das Löbbecke-Museum, das gleichfalls 1947 in die Obhut der Stadt kommt, wird mit dem aus Osterode zurückgeholten Material zunächst in den Kellerräumen von

Oberbürgermeister Walter Kolb mit anderen Stadtvätern vor dem soeben wieder auf seinen Sockel zurückgekehrten Kurfürsten.



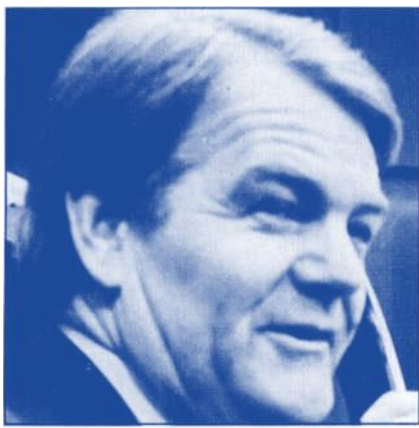
... Jan Wellern, auf unseren Bildern mit hohem Ross noch nicht wieder auf dem angestammten Platz.

Schloss Benrath einquartiert. Das Benrather Heimatmuseum erhält sein nach Burg an der Wupper verlagertes Sammelgut bereits im November 1945 zurück und erfüllt seine ursprüngliche Aufgabe, der Jugend die Tier- und Pflanzenwelt der Heimat näherzubringen, im beschädigten westlichen Flügel des Schlosses.

In diesem Gerresheimer Bergstollen verschwand das Jan-Wellem-Denkmal für mehr als ein Jahr



Heim kommt sehr früh auch Jan Wellern. Der kurfürstliche Reitersmann, im November 1944 vom hohen Sockel vor dem Rathaus heruntergeholt und wie der Giesserjunge in einem Bergstollen am Peckhausweg in Gerresheim in Sicherheit gebracht, kehrt nach mehr als einjähriger Evakuierung im Triumphzug in die Altstadt und auf den vertrauten Podest zurück. Die Rückkehr des Denkmals, das vor dem Abbau schon ein fragwürdiger Holzmantel vor Bombensplittern hatte schützen sollen, und seine Enthüllung mitten in einer bedrückenden Trümmerlandschaft Anfang Dezember 1945 ist für viele Düsseldorfer wie ein verfrühtes Weihnachtsgeschenk.



Auf Ausguck im Kirchturm

Josef Kürten
Bürgermeister
Rathaus

Ich kann mich noch gut erinnern. – In einer Luke des Kirchturms von Herz-Jesu in Urdenbach hatte ein deutscher Artillerie- Beobachter gesessen; er war nun weg und wir Jungen, 16,17 Jahre alt, kletterten hoch und beobachteten die Umgebung, vor allem die linke Rheinseite, auf der ja der Amerikaner stand. Wir sahen die Amerikaner auch aus Richtung Langenfeld-Garath kommen. Sie umgingen die kleine Urdenbacher Brücke, sicher aus Angst, dass sie in die Luft flöge. Die deutschen Sprengkommandos, von der Urdenbacher Bevölkerung mit Zivilkleidern versorgt, waren inzwischen auf und davon.

Im Rhein vor der Benrather Rheinterrasse lagen auch versenkte Schiffe. Sie hatten teilweise Waschpulver von Henkel geladen, das wir dann dort herausholten. Dabei gingen wir allerdings manchesmal baden. Die Amerikaner schossen auch von der anderen Rheinseite, aber sie schossen in die Luft. Das Waschpulver haben wir vor allem in der Eifel gegen Butter und Eier getauscht. Von der Kohle, die wir später aus Schiffen bargen, bekamen auch alte Leute manches ab.

Im Jahre 1946 haben wir mit der katholischen Jugend die Herz-Jesu-Kirche wieder angestrichen und die Artillerie-Schäden beseitigen helfen. Der Turm stand ja vor Kriegsende zeitweilig unter Feuer, weil die Amerikaner dort oben den deutschen Posten vermuteten. Auch der First meines Elternhauses, unter dem mein Bruder und ich schliefen, wurde von einem schweren Artilleriegeschoss gestreift. Von uns wäre wohl nicht viel übriggeblieben, wenn die Amerikaner ein paar Zentimeter niedriger gezielt hätten.

Wie viele andere wertvolle kulturelle Bauten schwer gezeichnet: Schloss Jägerhof.





Mit dem Rad in Richtung Heimat

Kurt Monschau
Vorsitzender Richter am Landgericht
Düsseldorf i. R. Amrumstrasse 16

Unmittelbar vor dem Ende der Kampfhandlungen lag ich mit meiner Nachtjagdstaffel in Ainring bei Freilassing. Dort haben wir am 5. Mai 1945 unsere Maschinen in die Luft gesprengt und überlegt, wie wir das Kriegsende überstehen könnten, ohne in amerikanische Kriegsgefangenschaft zu geraten.

Deshalb wurde das gesamte fliegende sowie technische und das allgemeine Personal der Staffel mit Entlassungspapieren ausgestattet, und alle erhielten Gelegenheit, sich in der näheren und weiteren Umgebung zu verteilen und von den einmarschierenden amerikanischen Truppen überrollen zu lassen.

Ein mit mir befreundeter Flugzeugoberingenieur und ich besorgten uns irgendwie Fahrräder, mit denen wir nach Bayrisch-Gmain fuhren. Dort hatten wir Glück, kurz vor dem Einmarsch der Amerikaner auf einem etwas abseits am Hang gelegenen Bauernhof Unterschlupf zu finden, und blieben tatsächlich unbehelligt bis zum 15. Mai. Dann machten wir uns auf, per Fahrrad in Richtung Heimat zu fahren.

Unser Bauer, dem wir die Uniformen überliessen, stattete uns mit alten Arbeitsklamotten aus und gab jedem von uns eine Hacke. So ausgestattet machten wir beide auf den Fahrrädern den Eindruck von Landarbeitern, die auf dem Weg zur Feld-

arbeit waren. Natürlich mieden wir die Hauptstrassen sowie die Städte und bewegten uns auf Feldwegen durch Bayern und Württemberg, übernachteten meist in Scheunen oder in abgelegenen Bauernhäusern und waren froh, wenn wir unterwegs was zu essen bekamen.

Am 16. Juni kamen wir im Elternhaus meiner damaligen Braut und jetzigen Frau in Leutershausen an der Bergstrasse ausgehungert, überglücklich an. Unterwegs waren wir zwar immer wieder amerikanischen Soldaten begegnet. Merkwürdigerweise hat uns jedoch niemand angehalten oder aufgehalten. In der Folgezeit habe ich dann bei meinem Schwiegervater, der den damals sehr nahrhaften Milchtransport von den Orten des Odenwalds und der Bergstrasse in die Mannheimer-Milchzentrale durchzuführen hatte, als Fahrer eines Lkw-Holzvergasers der Marke «Tatra» gearbeitet und habe mit hoffnungsvollem Blick in die Zukunft am 15. September 1945 geheiratet.

Im April 1946 begann ich mein Jura-Studium an der Universität Heidelberg, das ich am 13. Dezember 1948 mit dem Referendarexamen abschloss. Am 1. Februar 1949 wurde ich als Gerichtsreferendar in den Bereich des Oberlandesgerichts Düsseldorf übernommen. Da ich damals noch als Assistent bei dem bekannten Verwaltungsrechtler Prof. Dr. Walter Jellinek in Heidelberg tätig war, wurde mir gestattet, die ersten beiden Ausbildungsabschnitte beim Amtsgericht Weinheim und beim Landgericht Heidelberg zu absolvieren.

Am 2. Januar 1950 kehrte ich mit meiner Frau nach Düsseldorf zurück. Meine Eltern waren seit Pfingsten 1943 ausgebombt, mein Vater am 6. September 1944 gestorben. Aber ich war wieder – Gott sei Dank – in Düsseldorf.

Wir wohnten zunächst auf einem Zimmer und waren glücklich, als wir dann im Januar 1952 – kurz nach meinem am 14. Dezember 1951 bestandenen Assessorexamen – eine Zweizimmerwohnung mit Kochküche erhielten.

Das Ständehaus, heute Sitz des Landtages von Nordrhein-Westfalen, inmitten eines verwüsteten Parks.



Partie mit der Fähre wurde zum Abenteuer

Wochenlang lag nach Ende der Kampfhandlungen in Düsseldorf der Verkehr brach. Während des Beschusses von der linken Rheinseite war bereits eine Rheinbahnlinie nach der anderen ausgefallen oder nur auf Teilstrecken manövrierfähig. Von den fast 800 Strassenbahnwagen, die bei Kriegsausbruch in der Stadt verkehrten, liessen sich bei Kriegsende – auch daran ist das Ausmass der allgemeinen Zerstörungen in dieser Stadt zu erkennen – noch ganze 30 verwenden. Nicht nur Bomben und Artillerie hatten viele Bahnen fahruntauglich gemacht – so manche wurden auch zum Bau von Panzersperren zweckentfremdet oder lagen ausgeplündert auf der Strecke.

Zwei volle Monate dauerte es, bis die Verwüstungen an Unterbau, Oberleitungen und Wagenpark soweit behoben waren, dass wenigstens der Betrieb vom Shadowplatz nach Gerresheim und Benrath wiederaufgenommen werden konnte. Die Bahnen fuhren immerhin schon im 20-Minuten-Takt, zunächst allerdings aus Gründen der Stromersparnis nur in der Zeit von 6 bis 8 Uhr und von 16.30 bis 18.30 Uhr. Etwa gleichzeitig lief auch der Verkehr auf der «0» zwischen Benrath und Solingen-Ohligs an. Einige Busse, die sich bereits Mitte Mai ihren Weg zwischen den Trümmern hindurch suchten, brachten lediglich Beamte und Angestellte aus Benrath und Gerresheim zum Rathaus. Sehr früh verband auch schon eine stündlich verkehrende Kraftfahrlinie den Graf-Adolf-Platz mit Kaiserswerth.

Strassenbahnen dienten sogar als Panzersperren

Linksrheinisch pendelten ab 2. Juli die «16» zwischen Luegplatz und Handweiser und die Fernlinie K zwischen Luegplatz und Meerbusch. Zehn Tage später folgten die Linie 7 zwischen Hauptbahnhof und Flughafenstrasse und die Linie 15 zwischen Rheinbahn-Hauptwerkstatt und Eller, zugleich wurden die «16» bis Neuss-Schlachthof weitergeführt und alle bis dahin verkehrenden Linien durchgehend auch in den späten Vormittags- und frühen Nachmittagsstunden betrieben.

Die Rheinbahner und ihre Helfer vollbrachten eine bravouröse Leistung, um den Verkehr in Düsseldorf einigermaßen wieder in Schwung zu bringen. Arbeitstrupps räumten auf, beseitigten Panzersperren und Schuttmassen, schnitten die herabhängenden Oberleitungen ab oder banden sie hoch, schleppten die auf den Strecken liegegebliebenen Strassenbahnwagen mit Kraftfahrzeugen in die Hallen und Werkstätten, holten evakuierte Omnibusse und Spezialwagen zurück, hoben die im Rhein und im Hafen gesunkenen Motorboote und Anlegebrücken. Trotz der Unbilden der Witterung, der fehlenden Werk- und Ersatzstoffe und des Mangels an Fachkräften taten sie – in Werkstätten ohne Dächer, in teilweise unverglast laufenden Wagen, in ungeheizten Büros – alles Menschenmögliche, um den Verkehrsbedürfnissen gerecht zu werden.

Bis zu 40'000 wollten täglich über den Rhein

Ende März 1946 waren bereits 18 Strassenbahn- und Fernlinien mit 191 km Länge und sechs Kraftfahrlinien mit 76,3 km Länge wieder in Betrieb und über vier Fünftel der Gleis- und Oberleitungsanlagen wiederhergestellt. 85 Motor- und 120 Beiwagen und 32 Omnibusse und sonstige Kraftfahrzeuge rollten kreuz und quer durch die Stadt. Mit über 16 Millionen erreichte die Zahl der beförderten Personen im März 1946 fast wieder Vorkriegsverhältnisse.

Da die Rheinbrücken zerstört und sämtliche zehn Boote der Rheinbahn versenkt waren, spielte sich der Verkehr zwischen rechts- und linksrheinischem Düsseldorf per Fähre ab. Mit einem angemieteten, 70 Personen fassenden Motorboot namens «Diamant» und dem ebenfalls gecharterten Motorschiff «Gaby II» als Wagenfähre ging es schon um die Mitte des Jahres 1945 hinüber und herüber, wobei «Gaby», zwischen Hofgartenufer und Kaiser-Friedrich-Ring eingesetzt, wiederholt durch Maschinenschaden und Versandungen im Strom ausfiel. Auch die alten Rheinbahn-Boote «Erft» und «Düssel» bewährten sich nach ihrer Hebung ab 25. Juni ebenso im Fährbetrieb wie andere, dazugemietete Schiffe. Dennoch mussten die

Motorboote und -schiffe, nach dem Krieg als Fähren über den Rhein eingesetzt, konnten die Menschenmassen kaum fassen. Ab Oktober 1945 brachte die von den Engländern in Höhe der Rheinterrasse erbaute schwimmende Freeman-Brücke eine gewisse Entlastung. Nur mit Tauen waren ihre Gehwege nach aussen abgesichert, so dass der Gang über den Rhein oft zu einem Abenteuer wurde. Treibeis und später ein Schleppkahn machten der Brücke schliesslich den Garaus.



oft stundenlang warten, bis sie endlich einen Platz an Deck ergatterten. Bis zu 40'000 Menschen wurden damals täglich unter teils abenteuerlichen Umständen über den Rhein befördert.

Eine gewisse Entlastung brachte die am 4. Oktober 1945 freigegebene schwimmende Freeman-Brücke, die von englischen Pionieren in Höhe der Rheinterrasse erbaut worden war und in geringem Umfang auch dem zivilen Verkehr diente. Über ein Jahr später brach der von den Briten als «Meisterwerk der Technik» gefeierte Übergang jedoch zusammen, allerdings nicht unter den Menschenmengen, die auf den schmalen, aussen nur mit Tauen gesicherten Gehwegen dahinströmten. Schuld war das Treibeis. Während der vier Monate ihres Ausfalls musste der Oberkasseler, der in die Innenstadt wollte, nach Neuss und von dort mit der Eisenbahn über die im August 1946 wiederhergestellte Hammer Brücke nach Bilk fahren. Wiederum ein Jahr nach dem ersten Einsturz wurde die Freeman-Brücke durch einen Schleppkahn erneut so schwer beschädigt, dass die Engländer sie endgültig abbauten.

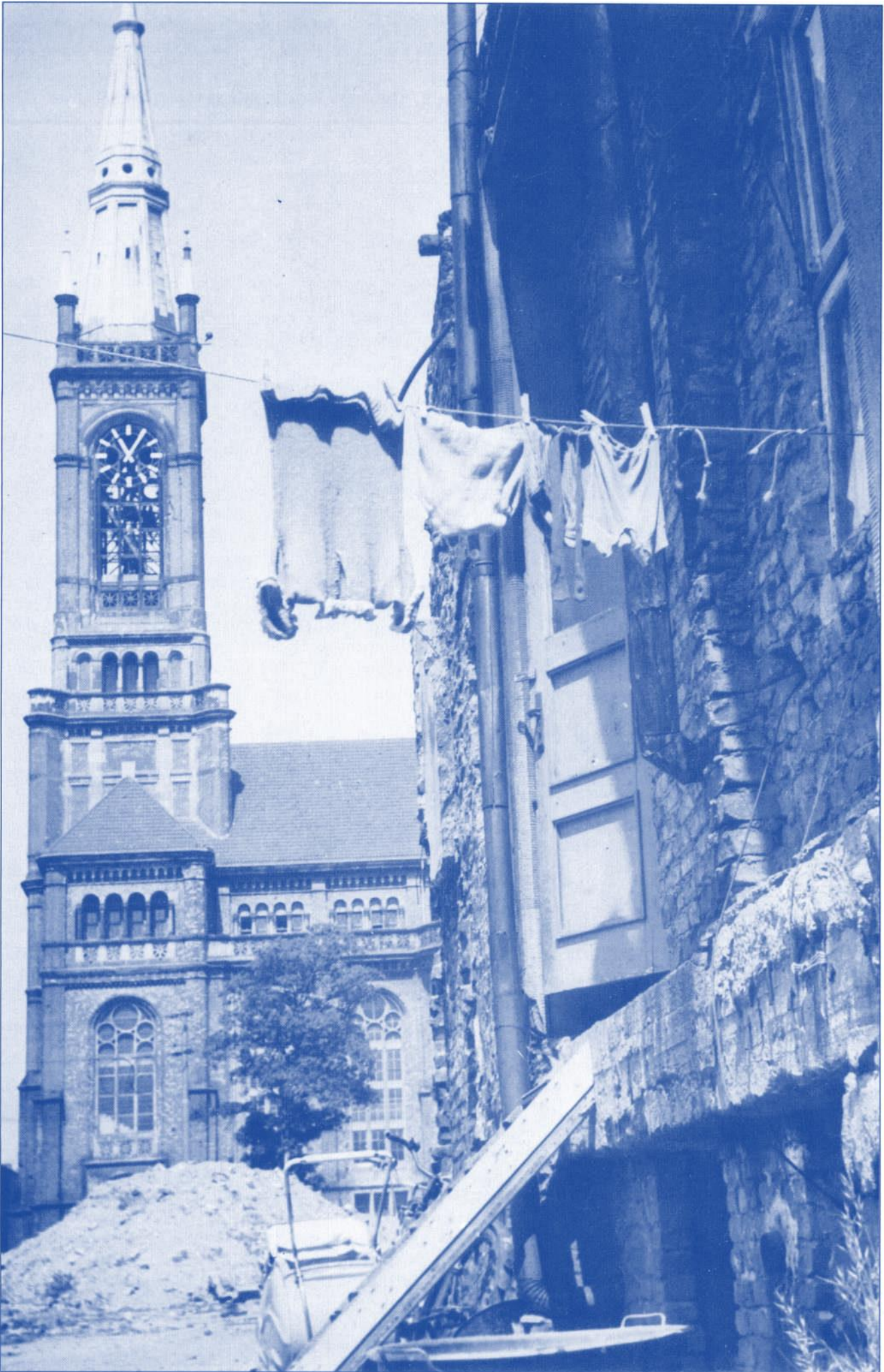
Verhältnismässig früh verband schon eine Militärbrücke zwischen Volmerswerth und Grimlinghausen die rechts- und links-rheinischen Stadtteile. Über sie habe auch er nach einer Irrfahrt aus der Kriegsgefangenschaft Anfang Juni 1945 wieder heimischen Boden betreten, schrieb der ehemalige Oberstadtdirektor Dr. Hensel. Allerdings musste er sich wie alle anderen vorher auf der linken Rheinseite «mit einem riesigen, blasebalgähnlichen Instrument grosse Mengen von Entlausungspulver unter die Kleidung sprühen» lassen. Noch im Juli hiess es in einer Meldung: «Reisen im gesamten Regierungsbezirk Düsseldorf links und rechts des Rheins sind jetzt ohne Pass zulässig. Beim Überschreiten des Rheins wird die Zivilbevölkerung jedoch weiterhin entlaust.»

Aus dem Rhein und dem Hafen wurden viele versenkte Schiffe geborgen, darunter auch zehn Rheinbahn-Boote.



In Heerscharen drängten sich bald nach dem Krieg die Düsseldorfer am Rathausufer, um mit provisorischen Fähren zum Kaiser-Wilhelm-Ring hinüberzugelangen.





Düsseldorf hätte ohne sie kaum überlebt

Düsseldorf hätte kaum überlebt, wenn nach Ende der Kampfhandlungen nicht seine Versorgungseinrichtungen schnell wieder in Gang gesetzt worden wären. Der Krieg hatte hier wie überall schwere Wunden hinterlassen. Nicht weniger als 500 Granaten schwersten Kalibers waren allein in die Maschinen- und Schaltanlagen des Kraftwerks Flingern eingeschlagen. Es kurzfristig wieder auf die erforderliche Leistung zu bringen, schien undenkbar.

Der Strom reichte soeben, um die wichtigsten Abnehmer, zum Beispiel Krankenhäuser, zu beliefern. Der Gashahn war vorübergehend völlig abgedreht, die Wasserversorgung durch beträchtliche Schäden auch am Kanalnetz unterbrochen.

Unter der Leitung von Wilhelm Engel und durch den Einsatz von 1'000 Arbeitskräften beim Wiederaufbau gelang jedoch beinahe Unmögliches. Schon im Herbst 1945 wurden die Stadtwerke, wie es hiess, «den Anforderungen gerecht», bereits im Dezember erzeugten sie mehr Strom, als die Besatzungsbehörden für Düsseldorf vorsahen.

Nach Behebung der unmittelbaren Schäden stellte sich ein weiteres schwerwiegendes Problem ein: die Kohlenknappheit. Die Lagerbestände – der erste Kohlenzug von der Ruhr war Ende Juni 1945 im Gaswerk eingetroffen – schrumpften zusehends. Die Vorräte aus den

Versorgungseinrichtungen kamen bald wieder in

Schiffen im Hafen liessen sich erst heranschaffen, als eine provisorische Eisenbahnverbindung hergestellt war. Aus den versenkten Kähnen wurden bis Ende Januar 1946 immerhin 14'000 t Kohle herausgeholt. In jener prekären Situation fanden, wie der Verwaltungschef nicht ohne Stolz überliefert hat, die Ingenieure des Hauses heraus, dass man Strom auch mit Braunkohlenbriketts und mit Steinkohlen-, ja, sogar mit Braunkohlstaub erzeugen kann, wenn man die Kessel in bestimmter Weise umbaut. «So wurde aus der Not ein Verfahren entwickelt, das man später überall anwandte.»

Erstaunliches leistete man auch, um die Düsseldorfer nicht auf dem Trocknen sitzen zu lassen. Schliesslich strotzten die Rohrleitungen von Defekten. Betriebsfähig war nur noch eine Elektro-Notpumpe in Flehe – dank aufopfernden Einsatzes der Belegschaft. Die Sprengung der Skagerrak-Brücke und der unter der Brücke liegenden Wasserleitungen hatte das linksrheinische Düsseldorf von der Versorgung abgeschnitten. Doch der in Lörick verbliebenen Belegschaft gelang es, das dortige Wasserwerk wieder provisorisch in Betrieb zu setzen.

Zahlen lassen ahnen, wie gross trotz allem der Wassermangel war: Vor dem Krieg lieferten die Düsseldorfer Anlagen 400'000 Kubikmeter innerhalb 24 Stunden, bei Ende der Kampfhandlungen jedoch nur noch rund 70'000. Trotz grösster Schwierigkeiten bei der Beschaffung von Baumaterialien, Maschinen und Ersatzteilen brachte man das Kunststück fertig, bis März 1946 sämtliche Anlagen, die

Strom, Gas, Wasser – es wurde Erstaunliches geleistet

der Wasserversorgung dienten, wieder betriebsbereit zu machen. Zum gleichen Zeitpunkt waren neben 8'000 Wasserrohrschäden rund 9'200 Gasrohrschäden beseitigt.

In den meisten nichtzerstörten öffentlichen Gebäuden hatten zwar die Heizungen bald instand gesetzt werden können, doch brauchte man mehr Brennstoff: In vielen Fensterrahmen ersetzte Pappe das fehlende Glas. Als Anfang 1946 die Brennstofflager leer waren, wurde die Schliessung der Schulen ins Auge gefasst, damit wenigstens die dringend benötigten Verwaltungsbauten beheizt werden konnten. Der Stadtkommandant entschied jedoch, Krankenhäuser und Schulen bevorzugt zu versorgen, so dass die Verwaltung damals vorübergehend in der Kälte sass.

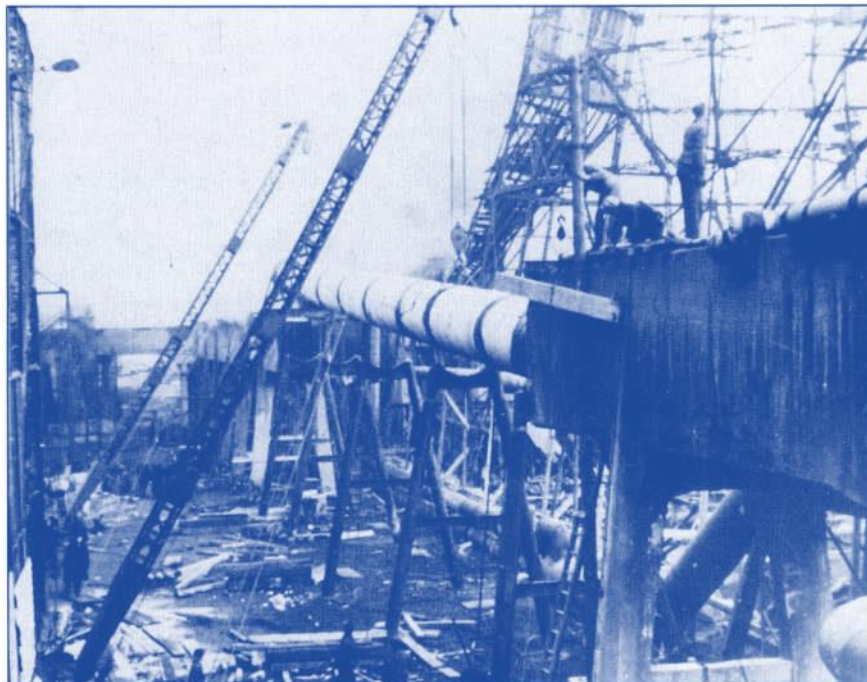
Genugtuung schimmerte in einer ersten Rückschau nach dem Krieg durch: «Wenn die Bevölkerung Düsseldorfs vor zusätzlicher Not, vor Epidemien und Krankheiten geschützt worden ist, dann ist das nur der schnellen Wiederherstellung der Speicherungs-, Verteilungs- und Übergabeanlagen der Gas- und Wasserversorgung zu verdanken.»

Eine gute Hilfe war hier auch das wachsende Reinlichkeitsbedürfnis. In den grossenteils schwer mitgenommenen und provisorisch hergerichteten Badeanstalten wurde bald wieder eifrig geduscht und geschwommen. Mit 385'000 Besuchern von April 1945 bis Ende Februar 1946 strömten beinahe so



So sah es bei Kriegsende in der Maschinenhalle des Wasserwerks Flehe aus.
Betriebsfähig war nur noch eine Elektro-Notpumpe.

viele Badelustige in die Hallen wie vor dem Krieg. Natürlich sind weniger die 48'000 zusätzlichen Plan-
schereien von Offizieren und Mann-
schaften der Militärregierung als die
Schwimmbewegungen der Düssel-
dorfer gemeint, wenn in dem Ver-
waltungsbericht lapidar festgestellt
wird: «Die Aufwärtsentwicklung ist
auch hieraus deutlich erkennbar.»



Nach Luftangriffen und Einschlag von
500 Granaten schwersten Kalibers:
Auch das Kraftwerk Flingern war übel
zugerichtet.



Wasserversorgung gesichert

Helene Biebler

Klara Schabrod, Gottfried-Keller-Strasse 29, schreibt:

Das hätte sich die junge Arbeitersportlerin Helene Puster (heute Helene Biebler, Hugo-Viehoff-Str. 11) vor 1933 nicht denken können, dass sie einmal kurz vor Kriegsende eine mutige und für die Düsseldorfer Bevölkerung wichtige Aufgabe durchführen würde. Sie hatte schon gefährvolle Unternehmungen hinter sich, hatte gefährdeten Kameraden zur Flucht in die Emigration nach Holland verholfen, war, als der Boden für sie in Düsseldorf zu heiss wurde, selbst nach Holland emigriert, aber wieder nach Düsseldorf zurückgekehrt.

Bei Kriegsende (die Amerikaner standen auf der linken Rheinseite) wurde sie von einem ehemaligen Sportkameraden gebeten, unverzüglich zum Wasserwerk Flehe zu fahren. Auf Befehl des Generals Modi sollten nicht nur die Rheinbrücken, sondern auch das Wasserwerk gesprengt werden. Die auch so schon unter den schwierigsten Bedingungen lebende Bevölkerung Düsseldorfs wäre dann noch ohne Wasser gewesen. Die Stadt stand unter ständigem Beschuss der Amerikaner. Ohne Wasser wäre kein Brand mehr zu löschen gewesen.

Selbst konnten der ehemalige Wassersportler Otto Rheinstädtler – und sein Freund sich nicht auf die Strasse wagen. Sie wären sofort für den Volkssturm kassiert worden. Lene erklärte sich bereit, sich aufs Fahrrad zu setzen und von Grafenberg aus durch die zerstörte Stadt zur Flehe zu fahren. Sie musste etliche Male vom Rad herunter und sich auf die Erde werfen, da auf alles, was sich noch bewegte, geschossen wurde. «Sind Sie wahnsinnig», haben ihr Leute zugerufen, «Sie kommen bei dem Beschuss um!»

Sie kam jedoch glücklich durch die Kontrollen und konnte die Verbindung mit dem Sportkameraden Hans Metzen, der dort beschäftigt war, aufnehmen. Die Wasserversorgung blieb für die Stadt gesichert, durch die Tat der Wassersportgruppe und vor allem den Mut von Helene Biebler, geb. Püster.

Bau- und Baumruinen an der Kö: Die zerstörte Westseite mit Kaufhof und Breidenbacher Hof.





Granaten verhindern das letzte Bad

**Hedwig Schneider
Kittelbachstrasse 21**

Zum Kriegsende wohnte ich gerade seit 7 Wochen bei meinen Eltern in der Eintrachtstrasse, weil ich nicht allein in meiner eigenen, nur noch aus Trümmern bestehenden Wohnung in der Schimmelbuschstrasse (gegenüber Rheinmetall) leben wollte. Mein Mann war zu dieser Zeit noch Frontsoldat.

Eigentlich bekamen wir die Wohnung meiner Eltern auch nur ganz selten zu sehen, weil wir fast dauernd wegen Fliegeralarmen und später auch Artilleriebeschuss im Keller waren, wo wir mit 14 weiteren Hausbewohnern versuchten, diese grausame Zeit einigermaßen heil zu überstehen. Natürlich benutzten wir Jüngeren – meine Schwester Irmgard

und ich – die Zeit auch dazu, trotz Kriegsgeschehen etwas zum Essen zu hamstern.

Mit dem Fahrrad

Transportmittel waren unsere schon recht reparaturanfälligen Fahrräder, um zum Niederrhein zu kommen. Dabei hatten wir zum erstenmal Kontakt mit dem Artilleriebeschuss der Alliierten, und nur ein Schutzengel konnte uns dieses höllische Drama des Vernichtungsfeuers unbeschadet überstehen lassen.

Der zweite Direktkontakt mit dem Kampfgeschehen – ausser Fliegerangriffen natürlich – erfolgte im Stadtbad an der Kettwiger Strasse, wo man fast bis zum letzten Tag noch

die Möglichkeit hatte, ein Wannensbad zu nehmen. Unangenehm war nur, dass gegenüber dem Stadtbad die Stadtwerke lagen und die Alliierten von Oberkassel aus dauernd versuchten, dort mit ihrer Artillerie Treffer zu erzielen. So fiel denn unser letztes Bad in diesen Tagen buchstäblich ins Wasser, weil laufend Granaten um das Bad herum einschlugen. Die Badeanstalt wurde sofort geschlossen, und wir waren heilfroh, als wir auch diesmal wieder ohne Schaden im häuslichen Keller in der Eintrachtstrasse angekommen waren.

Noch ein drittes Erlebnis aus jenen schlimmen Tagen ist mir in guter Erinnerung geblieben. Wieder waren meine Schwester Irmgard und ich mit den erwähnten Radveteranen unterwegs, und zwar diesmal in Lennep, um Wäsche zurückzuholen, die wir dort wegen der dauernden Bombenangriffe auf Düsseldorf Bekannten zur Aufbewahrung gebracht hatten. Auch diese Fahrt wurde wieder zum dramatischen Ereignis. Einmal hüpfen wir mit unseren Rädern von Plattfuss zu Plattfuss. Schlimmer wurde es bei der Rückfahrt, wo wir so richtig vom Kampfgeschehen überrollt wurden. Wir hatten tatsächlich das Gefühl, die Alliierten würden bei der Eroberung der östlichen Stadtteile mit Kanonen auf uns schießen. Von Hilden bis Eller fuhr sogar noch ein Zug, doch auch diese Fahrt war furchtbar wegen des andauernden Beschusses.

Hunsrückstrasse: Nur ein Schild deutet noch an, was hier einmal zu kaufen war.



Barrikade beseitigt

Nach diesen geschilderten Erlebnissen war ich echt froh, als am 17. April 1945 endlich die alliierten Truppen in die Stadt einzogen und die grauenhafte Kampfzeit zu Ende war. Ich kann mich noch gut daran erinnern, wie die Panzer über die Kölner Strasse in die Stadt rollten, wobei eine an der Eisenbahnbrücke errichtete Barrikade schnell beseitigt war. Alles ging friedlich zu, und es wurde sogar von den alliierten Soldaten Schokolade an uns verteilt.



Stets ihre Pflicht erfüllt

Werner Kühn
Rechtsanwalt
Flotowstrasse 16

Am 1. Januar 1945 übernahm ich neben meiner Aufgabe als Amtsvorsteher des Postamtes Düsseldorf (Briefpostamt), dem inzwischen eine Feldpostsammelstelle und ein Luftgaupostamt angeschlossen worden waren, auch die Leitung des Postamtes Düsseldorf 2 (Paketpostamt). Zur Bewältigung dieser Aufgaben standen mir etwa 800 durchweg ältere deutsche Pöstler, fast die gleiche Zahl dienstverpflichteter Pöstler aus den Niederlanden und im Übrigen zahlreiche deutsche Frauen (etwa 2'600-2'800) sowie bis März 1945 zur Arbeit im Paketdienst 200 russische Kriegsgefangene zur Verfügung.

Rückblickend kann ich sagen, dass alle Mitarbeiter bis zum Tag der Besetzung Düsseldorfs am 17. April stets ihre Pflicht erfüllt haben, und dies trotz ständiger Luftangriffe am Tage und in der Nacht, die allen Mitarbeitern viel Ruhe und Mühsal bei knapper Ernährung gekostet haben. Der Betrieb lief trotz aller Schwierigkeiten, und auch noch nach der Besetzung des links-rheinischen Düsseldorf, die durch laufendes Artilleriefeuer erhöhte Störungen brachte.

Eines Abends, etwa Ende Februar, gegen 19 Uhr, fiel ganz in der Nähe der Postämter am Wörringer Platz eine von einem Moskito-Flugzeug der Engländer abgeworfene Bombe, die auch in unseren teilzerstörten Gebäuden erhebliche Fensterschäden verursachte. Eilig lief ich zu der Dienststelle, die am nächsten

zur Abwurfstelle der Bombe lag, und musste leider einige dort wirkende deutsche Männer, die vor den ihnen anvertrauten über 200 anwesenden Frauen in den Luftschutzbunkern flüchten wollten, mit einigen kräftigen Worten an ihre Pflichten erinnern. Anschliessend haben alle geholfen, den Schaden möglichst gering zu halten.

Die letzte Brief- und Paketzustellung in Düsseldorf fand am 16. April in gewohntem Umfang statt. Am 17. April war dies nicht mehr möglich, da die Amerikaner bereits am Oberbilker Markt angelangt waren und sich immer mehr den Postämtern näherten. Ich war also gezwungen, meine Leute nach Hause zu

schicken, damit sie ihre Wohnungen noch erreichen konnten.

Wenige Wochen nach dem Beginn der Wiederaufnahme der Arbeit im Postamt musste ich auf mündliche Anordnung der Amerikaner – übermittlelt durch den damaligen Vizepräsidenten der Reichspostdirektion Düsseldorf – meine Tätigkeit bei der Post beenden. Eine Begründung gab es nicht.

Ich war der letzte höhere Beamte der Reichspost, der in Düsseldorf bei seinen Mitarbeitern geblieben war. Kurz darauf hatte ich ein erfreuliches Erlebnis. Einige meiner niederländischen Mitarbeiter erfreuten mich mit einem Geschenk aus Lebensmitteln.

«Die bei Kriegsende noch vielfach stehenden Fassaden liessen das tatsächliche Ausmass der Zerstörung in Düsseldorf nicht deutlich werden»: Postamt Gneisenastrasse und (rechts) die St.-Lambertus-Kirche.





Alliierte wollten alles wissen

Entnazifizierung, Demontage – auch dies waren zwei Begriffe der Nachkriegszeit, die Angst und Schrecken verbreiteten. Nachdem der Alliierte Kontrollrat, die oberste Instanz im Deutschland jener Jahre, Anfang 1946 die Entfernung ehemaliger Nationalsozialisten und Militaristen aus Regierung, Verwaltung und Wirtschaft angeordnet hatte, nahm im April auch in Düsseldorf ein «Entnazifizierungsausschuss» seine Arbeit auf. Die Demontagepläne liessen erst im folgenden Jahr viele Werke und die Stadt um ihre Existenz bangen.

«Entbräunung»

Die britische Militärregierung hatte schon in den ersten Monaten nach der Besetzung zahlreiche Düsseldorfer verhaftet und in Internierungslager eingewiesen. Es handelte sich vor allem um höhere Parteigenossen und um Mitglieder der Gestapo und der SS. Bei der politischen Säuberung, die sie sich zunächst selbst vorbehielt, liess die Besatzungsmacht sich dann von einem 15-köpfigen, aus Stadtverordneten gebildeten Entnazifizierungsausschuss beraten. Jedermann hatte, sofern er sich nicht in untergeordneter Stellung durchschlug, einen Fragebogen auszufüllen, der

Entnazifizierung und Demontage – Angst und Schrecken

anfangs vier und ab 1946 zwölf Seiten mit 132 Fragen aller Art umfasste: Von Grösse und Gewicht und Augenfarbe über möglichen Kirchenaustritt, begangene Verbrechen und schulische Ausbildung bis zur Zugehörigkeit zu Truppenverbänden und den ganze Spalten füllenden NS-Organisationen und -Institutionen, von der Abgabe der Stimme bei der Märzwahl 1933 und Beteiligungen am Widerstand über Reisen (Feldzüge einbegriffen) und die Kenntnis fremder Sprachen bis zu Hausbesitz und früherer Besoldung – die Fragesteller wollten alles wissen. Wer den Fragebogen nicht ausfüllte oder falsche Angaben machte, hatte mit Strafen zu rechnen.

Fünf Kategorien

Im Zuge der «Entbräunung» rief der Entnazifizierungsausschuss, der die erfassten Personen in fünf Kategorien einzuteilen hatte – von «Verbrecher» (I) über weniger bedeutende Übeltäter (III) bis «harmlos» (V) – auch die Bevölkerung zur Mithilfe auf: Sie sollte alle Leute namhaft machen, die sich in der NS-Zeit für das Regime engagiert, an Judenverfolgungen teilgenommen oder dazu aufgehetzt, ihre Umgebung terrorisiert oder Mitbürger der Polizei oder Gestapo ausgeliefert hatten. Von Sonderausschüssen wurden auch bestimmte Berufsgruppen genau unter die Lupe genommen. Vor einem weiteren Ausschuss – es wimmelte damals geradezu von solchen Gremien – konnte Berufung einlegen, wer mit den Entscheidungen des Entnazifizie-

Zwölf Seiten – 132 Fragen / «Persilschein» wusch manchen rein

rungsausschusses oder der Sonderausschüsse nicht einverstanden war. Mit Hilfe von Ehrenerklärungen anderer, dass man sich in der Hitlerzeit nichts habe zuschulden kommen lassen, gelangte auch so mancher Nazi in den Besitz eines «Persilscheins», der aus Schwarz oder besser Braun mehr oder weniger strahlendes Weiss machte. Auf diese Weise vermochten sich nicht wenige Nationalsozialisten sogar gegenseitig reinzuwaschen. Der damalige Oberstadtdirektor Dr. Hensel: «Schwerbelastete wurden von weniger Belasteten gedeckt, weniger Belastete aus Gründen der Kollegialität von nicht Belasteten geschützt. Andererseits gab es Fälle, in denen Unbelastete oder nur formale Mitglieder der NSDAP von Leuten, die ihnen aus irgendwelchen Gründen nicht wohlwollten, bei den Briten angeschwärzt wurden.»

In der Dokumentation des Pädagogischen Instituts der Stadt über die Zeit von 1945 bis 1949 ist errechnet, dass «zusammen mit den Angehörigen der von der Entnazifizierung Betroffenen nahezu jeder zweite Einwohner Düsseldorfs irgendwie in diesen politischen Desinfektionsprozess mitverwickelt war». Laut Verwaltung wurden allein 1946 mehr als 23'300 Düsseldorfer überprüft (bis 1949 waren es – ab Ende 1947 oblag die schwierige Aufgabe der neuen Landesregierung – rund 70'000). Die Sühnemaassnahmen richteten sich nach der Kategorisierung: Wer unter die Kategorie I fiel, musste sich in der Regel vor einem britischen Militär- oder Militärregierungsgericht verantworten – hier drohte unter ande-

Militärregierung Deutschland
 Britisches Kontrollgebiet
 Sonderbeauftragte für die Entnazifizierung
 im Lande Nordrhein-Westfalen.

MG, PS/CAT.

EINREIHUNGSBESCHIED

(Kategorien III und IV)

5. A 4

DU 5/01901/0.43/265
 Geschäftsnummer

Datum [REDACTED]

An (vollständiger Vor- und Zuname) [REDACTED] geb. 17.9. [REDACTED]

Anschrift Düsseldorf-Oberkassel, [REDACTED]

Beruf [REDACTED]

Hiermit werden Sie davon in Kenntnis gesetzt, daß Sie von dem deutschen Entnazifizierungsausschuß in **Düsseldorf**, nach Prüfung Ihres Falles gemäß Kontrollrats-Anweisung Nr. 24 bzw. früheren Anweisungen, in die KATEGORIE **III** der Anlage 1 zur Verordnung Nr. 79 der Militärregierung eingereiht und Ihnen die nachstehenden Beschäftigungsbeschränkungen auferlegt worden sind.

Darf bis zum 10.2.1952 keine Stellung in öffentlichen und halböffentlichen Dienst bekleiden, bei derlei Ehrenämtern. Mann in der Privatindustrie als Angestellter in nicht leitender Stellung beschäftigt werden.

bei Personen in Kategorie III kurze Angabe derjenigen Stellen im öffentlichen oder halböffentlichen Dienst oder in bedeutenden Privatunternehmen, deren Inhabung untersagt ist.

Nicht-Personen in Kategorie IV

Den Einreichungsbescheiden der Militärregierung wurde mit unterschiedlich banger Erwartung entgegengesehen. Von der Kategorie, in die der Entnazifizierungsausschuß den Empfänger eingeordnet hatte, hing das weitere Schicksal ab.

rem der Verlust des Anspruchs auf Vergütung und Pension; selbst wer in der Kategorie III oder IV (Mitläufer) landete, hatte mit politischen, rechtlichen und wirtschaftlichen Beschränkungen zu rechnen. Legt man die Ergebnisse im Land Nordrhein-Westfalen zugrunde, dürften in Düsseldorf 0,01 Prozent der Befragten unter die Kategorie I oder II (also Verbrecher und Übeltäter), 4,1 Prozent unter die Kategorie III, 19,5 Prozent unter die Kategorie IV und mehr als drei Viertel unter die Kategorie V gefallen sein.

Im Zusammenhang mit der Entnazifizierung wurden auch viele Vorwürfe laut, so die, dass sie mehr den kleinen Mann als die wirklichen Nazis träfe. Sie würde, hiess es ferner, allzu schematisch und bürokratisch gehandhabt. Es sei gerechter, den einzelnen Fall in seiner vollen Individualität zu prüfen, meinte 1946 der amtierende Oberbürgermeister Karl Arnold. Dr. Hensel spricht sogar von einer «grob-schlächtigen Art der Entnazifizierung», die zu Spätschäden geführt habe; «mancher harmlose Mitläufer scheint in Trotzreaktion erst hinterher zum richtigen Nazi geworden zu sein».

4,5 Milliarden

Die Tragödie der Demontagen in Düsseldorf begann, nach langem, bangem Vorspiel, erst im Herbst 1947, als die Alliierten die Liste der betroffenen Firmen präsentierten. Von 57'000 industriellen Arbeitsplätzen aus der Vorkriegszeit gingen durch den kompletten oder teilweisen Abbau von 24 grossen Werken rund 18'000 verloren. Auf der Liste fanden sich Betriebe wie Rheinmetall-Borsig, Kloeckner, Böhler, Deutsche Röhrenwerke, Mannesmannröhren-Werke, Press-



So wie hier in Reisholz sah es überall in den Düsseldorfer Werken von Schiess-Defries nach der Demontage aus. Keine andere Firma war so schwer von der Massnahme der Alliierten betroffen.

und Walzwerke AG, Henkel, Losenhausen, Demag, Leo Gottwald, Haniel & Lueg, Hammelrath und Schwenzer, Hasenclever, Sack & Kiesselbach, Schenk & Liebe-Harkort und Schiess-Defries, deren Anlagen nach Russland transportiert wurden. Nach Ansicht der Industrie- und Handelskammer und des Wirtschaftsplanungsamtes war Düsseldorf eine der «schwerstgetroffenen Städte».

Den Alliierten wurde vorgehalten, dass das Ziel der Demontage, überschüssiges Industrie-Potential abzuschöpfen, schon durch die Kriegszerstörungen erreicht worden sei. Nach einer Aufstellung des Wirtschaftsplanungsamtes waren bei Kriegsende im Düsseldorfer

Raum von 1'600 Industriebetrieben 600 vernichtet und fast alle übrigen beschädigt, von 6'500 Einzelhandelsunternehmen fast 2'000 ausgeschaltet, von 4'000 Grosshandelsfirmen 1'300 ausgelöscht und von 6'700 Handwerksbetrieben 2'200 zerstört. Die Schäden, die der Krieg in dieser Stadt anrichtete – öffentlicher Besitz und alle übrigen Häuser und Gebäude eingerechnet –, wurden damals auf 4,5 Milliarden RM geschätzt.

Die später durch Demontage-Stopp revidierte berühmte Liste nahm keine Rücksicht darauf. Sie liess auch unbeachtet, ob es sich bei den betroffenen Firmen um Unternehmen handelte, die Düsseldorf strukturell geprägt hatten, und be-

zog friedliche Produktion ebenso unbarmherzig ein wie Rüstungsbetriebe. Sie verbreitete Bestürzung und Niedergeschlagenheit, löste aber kaum öffentlichen Aufruhr aus.

«Mein Vater, der damals Druckereileiter der Firma Henkel war, fertigte in der Hausdruckerei verschiedene Schriften gegen die Demontage an – ein gar nicht so ungefährliches Unternehmen», schrieb eine heute in Langenfeld wohnende Düsseldorferin und fügte einige Abzüge bei.
Hier ein Ausschnitt.



In Hunderten von Eisenbahnwaggons wurden die demolierten Werkshallen der Düsseldorfer Werkzeugmaschinenfabrik

Schiess-Defries samt Maschinen und Gerätschaften in die Sowjetunion transportiert. Auf unserem Bild werden Riesen-

kisten mit dem Firmenzeichen im Hamburger Hafen via Osten verladen.

HENKEL darf nicht demontiert werden!

II. Nachtrag.

Weitere Stimmen zur Demontage:

„Hamburger Echo“, 24. Oktober 1947.

Unertäglicher Seifenmangel. Die Hausfrauen haben in den letzten Tagen beim Einkauf ihrer Waschmittel eine furchtbare Enttäuschung erlebt. Ein Stückchen Schwimmseife und ein viertel Pfund Seifenpulver müssen zwei Monate reichen, und zwar sowohl für Erwachsene wie auch für Kinder. Nur die Kleinstkinder bilden eine Ausnahme. Dazu gibt es noch ein viertel Pfund Zusatzwaschmittel zweifelhafter Qualität. Es gehörte bis jetzt schon die ganze Gewissenhaftigkeit einer Hausfrau dazu, die Kinder nicht restlos verschmutzen zu lassen. Jetzt ist die Lage fast hoffnungslos. Unter Aufbietung der letzten Kräfte müssen die Hausfrauen versuchen, die Wäsche durch übermäßiges Reiben einigermaßen sauber zu waschen, und fördern dabei ihren verstärkten Verschleiß. **Erhöhte Verbreitung ansteckender Krankheiten und des Ungeziefers werden die unausbleiblichen Folgen dieser Maßnahme sein. Dieser Zustand kann und darf nicht lange dauern!**

Die Hoffnung aber blieb

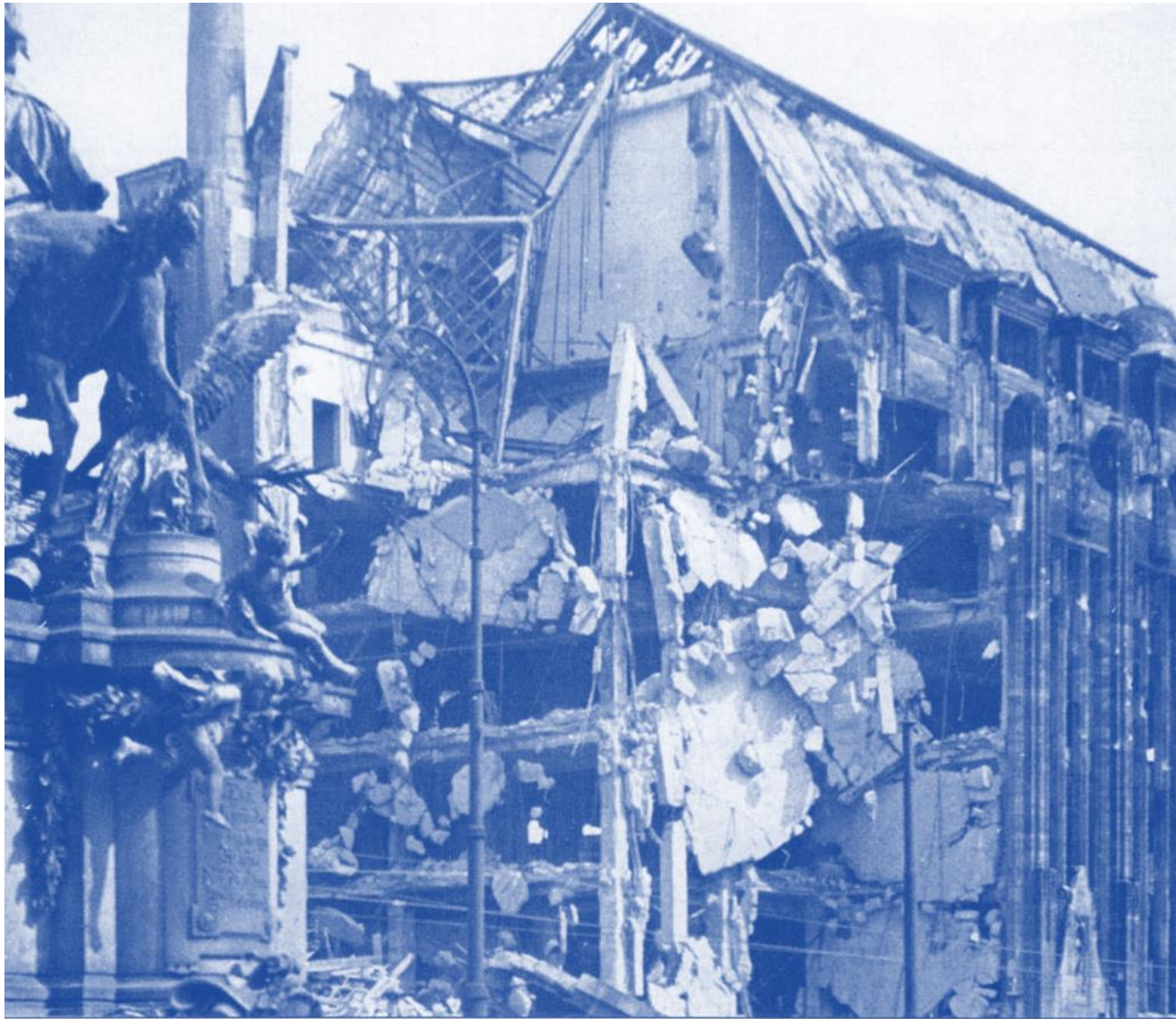
«Die staubigen Trümmer rechts und links der schmalen Strassen, die Männer in gefärbten oder umgeänderten Uniformen, die wenigen, zum grossen Teil mit rohen Brettern verschlagenen Strassenbahnwagen, seriöse Herren, die sich nicht genierten, einen Zigarettenstummel oder ein kleines Stück Kohle von der Strasse aufzuheben, die schmalbrüstigen Schulkinder, die mit ihren Blechnäpfen zur Schwedenspeisung gingen, das Schlangestehen der Hausfrauen vor den Bäckereien nach Maisbrot, die berüchtigten Schwarzmarkttecken in der Stadt, wo manches Familienerbstück gegen ein halbes Pfund Butter seinen Besitzer wechselte, die gelegentlichen Razzien der Polizei an diesen Stellen, die zumeist erfolglos blieben oder nur Unschuldige trafen, weil die eigentlichen Schieber es nicht nötig hatten, sich an die Strassenekken zu stellen, die durch Sirenengeheul angezeigte Sperrstunde am Abend, die Verzweiflung, die graue Hoffnungslosigkeit, die sich ab und zu in Hungerdemonstrationen erschütternd äusserte ...» Stadtarchivar Prof. Hugo Weidenhaupt hat in seiner Kleinen Stadtgeschichte treffend zusammengefasst, wie es in Düsseldorf aussah und zuzug – damals, in den ersten Monaten und Jahren nach dem Krieg.

Das Tal der Tränen war noch lange nicht durchschritten

Inmitten des Chaos gab es auch für viele Düsseldorfer nur eines: die Hoffnung. Und daran klammerten sie sich mit den Resten der verbliebenen Kraft. Das Leben ging weiter und es ging, wenn auch in langsamen Schritten, unendlich mühsam und immer wieder durch Rückschläge unterbrochen, aufwärts. Es bestehe kein Anlass, in selbstgefälliger Zufriedenheit auf die geleistete Arbeit zurückzublicken, resümierte die Stadtverwaltung ein Jahr nach dem Zusammenbruch. Die politische und wirtschaftliche Zukunft sei nach wie vor ungewiss. «Die Sorge um die Sicherung der Ernährung unserer Bevölkerung lastet schwerer auf uns als je zuvor. Die Wirtschaft befindet sich in einem Zustand der Depression. Aber wenn wir mit den ersten, den primitivsten Aufgaben fertig geworden sind, wenn wir unsere Bevölkerung durch den Winter 1945/46 einigermaßen heil hindurchgebracht haben, so gibt uns das doch Anlass, auch vor den neuen, grösseren Aufgaben nicht zu verzagen: dem Werk des Wiederaufbaues, das mit so viel Elan, mit so viel Mut und so viel Zuversicht angefasst worden ist.» Man verband mit dem Ansporn die Hoffnung, «dass doch in absehbarer Zeit aus diesem Trümmerfeld, das uns ein verbrecherisches Regime hinterlassen hat, ein neues, besseres Reich entsteht, in dem die Stadt Düsseldorf den Platz haben wird, der ihr und ihrer Bevölkerung zukommt».

Das Leipzig der Westzonen – Nie offiziell: Landeshauptstadt

Der Puls der Wirtschaft, von deren Entwicklung weitgehend die Zukunft der Stadt abhing, begann nur mühsam wieder zu schlagen. In den ersten drei Monaten des Jahres 1946 erlebte Düsseldorf immerhin schon 15 Tagungen. Betten fanden die Gäste vor allem auf provisorisch hergerichteten Hotelschiffen. Einzige gewerbliche Unterkunft war der Bahnhofsunker – die neun übrig gebliebenen, halbwegs funktionierenden Hotels mit etwas mehr als 300 Schlafgelegenheiten hielt die Besatzung beschlagnahmt. Mit der Gründung der Nordwestdeutschen Ausstellungsgesellschaft, der NOWEA, wurde schon 1946 an die bis 1811 zurückreichende Messe-tradition angeknüpft. Die Briten hatten sogar, als die Sowjetunion ihre Zone politisch und wirtschaftlich abzuschotten begann, bei der Verwaltung angefragt, ob Düsseldorf nicht für das Gebiet der drei Westzonen im Messewesen die Stelle von Leipzig einnehmen wolle. Den Flughafen in Lohausen, während des Krieges Stützpunkt der Luftwaffe und im Dezember 1944 erheblich beschädigt, begannen die Engländer nach notdürftiger Herichtung bereits 1946 gelegentlich anzufliegen. Um den Wiederaufbau Düsseldorfs in rechte Bahnen zu lenken, wurde schon im Dezember 1945 auch eine Arbeitsgemein-



Da wendet sich selbst der alte Kaiser auf hohem Ross mit Grausen: Szene von der heutigen Heinrich-Heine- Allee.

schaft «Stadtplanung» gebildet, in der sich Architekten, Vertreter der Bürgerschaft und der freien Wirtschaft, Mitglieder des Bauausschusses und städtische Dezernenten den Kopf zerbrachen, wie es weitergehen sollte. Das Brauchtum mit Schützenwesen, Karneval und Heimatvereinen regte sich allmählich ebenfalls wieder.

Eine wichtige Stunde für Düsseldorf schlug im Juli 1946: Die Besatzungsbehörden schufen aus

den Provinzen Nordrhein und Westfalen und dem früheren Land Lippe den Staat Nordrhein- Westfalen und machten Düsseldorf zu dessen Hauptstadt. Bei der Entscheidung, die alte Residenz zur Metropole des Landes zu küren, dürften die Bedeutung der Stadt als Verwaltungszentrum der Ruhrindustrie und Sitz des wiedergegründeten Deutschen Gewerkschaftsbundes eine Rolle gespielt haben. Laut Weidenhaupt ist dieser wichtige Vorgang «niemals der Stadt in offizieller oder gar feierlicher Form bekanntgegeben worden». In einer Pressekonferenz der britischen Militärregierung in Berlin habe dies lediglich ein Vertreter des Oberbefehlshabers mitgeteilt.

Viele Ereignisse der damaligen Zeit fanden, zumal sich auch die Medienlandschaft nur langsam zu beleben begann, ohnehin wenig Beachtung. Die Bevölkerung hatte andere Sorgen. Ihr ging es ums Überleben. Hoffnungen und Fortschritte wurde immer wieder durch neue Enttäuschungen, durch neue Not und neues Elend zerstört. Das Tal der Tränen war auch in Düsseldorf noch lange nicht durchschritten.

Folgende Doppelseite: Es geht wieder aufwärts – Markt in der Trümmerlandschaft.



